1002

H.un. 570-3

Unſer
Jahrhundert.

Oder

Darſtellung

der

intereſſanteſten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer deſſelben.

Ein

Handbuch der neuern Geſchichte

von

J. H. Stöver,

Doktor der Philoſophie und Rektor zu Buxtehude.

Dritter Theil.

Altona, 1794.

bei Johann Friedrich Hammerich.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

612

Sr. Hochwohlgebornen

dem

Herrn Regierungsrathe

Claus von der Decken,

in Stade,

ehrfurchtsvoll und ergebenſt

gewidmet.

Hochwohlgeborner,

Gnädiger,

Höchſtverehrteſter Herr Regierungs-Rath!

Mein Vaterland verehrt in Ewr. Hochwohlgebornen nicht nur den verdienſtvollen, ſondern auch den ſeltnern Staatsmann, der mit der Erhabenheit ſeines politiſchen Charakters und Berufs den höchſten Adel der Seele vereinigt. Männer ſolcher Art gehören in die erſte Claſſe der Merkwürdigkeiten unſers Jahrhunderts. Und mit welcher Freude zeichnet der Hiſto-

riker, und mit ihm jeder Philanthrop ihre Namen auf.

Dies frohe Gefühl und jene innigſte Ueberzeugung mögen mich rechtfertigen, daß ich es wage, dieſer Schrift den Namen Ewrer Hochwohlgebornen vorzuſetzen. Ich hätte ihr keine größere Empfehlung mitgeben können, als eben dieſe.

Mit tiefſter Verehrung bin ich unaufhörlich

Ewrer Hochwohlgebornen

Buxtehude, den 20. Sept. 1794.

gehorſamſter und unterthänigſter Diener

J. H. Stöver.

Vorrede.

Bey der Herausgabe dieſes dritten Bandes muß ich mich zuförderſt bey demjenigen Theile des Publicums, der ſich für dieſes Werk ſo gütig intereſſiret, wegen der ſpätern Erſcheinung deſſelben entſchuldigen. Unabänderliche Hinderniſſe, deren Wegräumung nicht von mir abhing, machten eine frühere Herauskunft deſſelben unmöglich. Die folgenden Bände, von denen ein anſehnlicher Theil ſchon bearbeitet iſt, werden indeß ohne ähnlichen Aufſchub, und promter hervortreten können.

Da der Plan dieſer Schrift übrigens ohne Ausnahme gebilliget worden, ſo bin ich auch in dieſem Bande demſelben ſorgfältig treu geblieben. Gern hätte ich als großes Seitenſtück zu den Regierungsrevolutionen in Schweden dieſem Theile noch ein Gemälde der Polniſchen Thronrevolutionen in dieſem Jahrhunderte beygefügt. Allein der Raum geſtattete es nicht. Ich mußte mich alſo darauf einſchränken, hier nur einzelne Stücke als Parallelen zu den denkwürdigen Auftritten in Schweden zu geben. Die erſte Theilung von Polen, und der Entwurf und Erfolg der ſchwediſchen Expedition in Finnland bieten nicht nur Gelegenheit zu ſehr intereſſanten Vergleichungen dar, ſondern ſie liefern auch eine reiche Ausbeute von ſehr wichtigen Reſultaten. Eben ſo die Schickſale Adolph

Friedrichs, Guſtavs und Stanislaus Auguſts.

Es bedarf übrigens keiner beſondern Anführung, daß derjenige Zeitpunct der ſchwediſchen Geſchichte, mit dem ſich dieſer Theil vorzüglich beſchäftigt, reich an den ſonderbarſten, auffallendſten, und, wenn man im Vergleich mit dem übrigen Europa auf die Zeit ihrer Ereigniß ſieht, zum Theil faſt unglaublichen Begebenheiten iſt. Die bloße hiſtoriſche Neugierde hat hier reiche Nahrung. Eine wichtige Begebenheit, ein ſonderbarer Auftritt drängt den andern. Aber deſto mühſamer iſt für eben dieſen Zeitpunct das Amt des Referenten, wenn er ſich ſtrenge und unbefangene Unpartheilichkeit zum Geſetze gemacht hat.

Dieß letztere that ich, und die Acten, welche Büſching, von Lynar, Sheridan, Bonde u. ſ. w. drucken ließen; ein großer Theil der Schriften und Pamphlets, in denen die Royaliſten und Antiroyaliſten, Ariſtokraten und Civiſten, Mützen und Hüte ſich öffentlich bekämpften, konnten mich einigermaßen in Stand ſetzen, meine Urtheile zu begründen, und unpartheiiſche Darſtellungen zu liefern.

In wiefern mir dieß gelungen, muß ich von dem Ausſpruche des Publikums erwarten.

Auch bey dieſem Theile muß ich übrigens die Bitte wiederholen, die orthoepiſchen und orthographiſchen Unrichtigkeiten nicht auf meine Rechnung zu ſchreiben, und dieſe und andre Druckfehler zu entſchuldigen. Bey der

weiten Entfernung des Druckorts von meinem Aufenthalte war es mir unmöglich, die Correkturen ſelbſt beſorgen zu können. In den Bogen, die mir bis jetzt zu Geſichte gekommen ſind, bitte ich folgende den Sinn verunſtaltende Fehler zu verbeſſern:

S. 24 Z. 21 ſtatt Anfang lies Umfang.
— 40 — 2 ſt. Unbändigkeit l. Unbündigkeit.
— 132 — 3 ſt. 1778 l. 1772.
— 138 — 10 ſt. erger l. Aerger.
— 146 — 3 in der Anm. ſt. war einer der liebenswürdigſten Männer u. ſ. w. l. war anfänglich einer u. ſ. w.
Ebend. Z. 8 in der Anm. ſt. Er nahm in ſeine Geſellſchaft l. Er nahm zuletzt in ſeine u. ſ. w.
S. 158 Z. 6 ſt. wußte l. mußte.
— 164 — 15 ſt. unvorzüglich l. unverzüglich.
— 168 — 7 ſt. Reiche l. Ruhe.
— 180 — 8 ſt. Neuſtädter l. Nyſtädter.
— 192 — 10 ſt. Unpäßlichkeit l. Unpaßlichkeit.

S. 193 Z. 10 ſt. Auf Unvollkommenheit l. auf die Unvollkommenheit.

Ebend. Z. 12 ſt. Mangel l. Mängel.

S. 212 — 18 ſt. kühne l. kühle.

— 233 — 2 in der Anm. ſt. 1737 l. 1739 u. ſ. w.

Auch ſind die erſten Bogen unrichtig rubricirt. Statt: Trag. Schickſal d. Freyh. von Schlitz muß geleſen werden: von Görz.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Tragiſches Schickſal des Schwediſchen Staatsminiſters Georg Heinrichs, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz. Geſchichte der Revolutions-Begebenheiten und Regierungs-Veränderungen in Schweden in dieſem Jahrhundert. Seite 1

II. Große Revolution in Schweden am 19ten Auguſt 1772. 443

III. Länder-Einnahme ohne Krieg und Blutvergießen, ſo wie ſie noch kein Jahrhundert ſah. Erſte Theilung von Polen. 543

Inhalt.

IV. Mörderiſches Unternehmen gegen den jetzigen König von Polen; wundergleiche Erhaltung deſſelben in der Nacht vom 3ten November 1771. Seite 567

Tragiſches Schickſal des Schwediſchen Staats-Miniſters Georg Heinrichs, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz, und Geſchichte der Revolutions-Begebenheiten und Regierungsveränderungen in Schweden in dieſem Jahrhunderte.

Keine Claſſe von Perſonen iſt der Untreue des Glücks mehr unterworfen, als die der Staatsmänner. Ihre Lage, Unternehmungen und Verhältniſſe machen dieß zu einem faſt eigenthümlichen Uebel ihres Standes. Kabalen und Intriguen ſind das Element ihrer Sphäre. Je glänzender die Rollen geſpielt werden, deſto abſtechender und tragiſcher iſt ſehr oft der Ausgang. Faſt jeder

Zeitraum der neuern Geſchichte iſt fruchtbar an Beyſpielen, daß Staatsmänner die Opfer ihrer perſönlichen Abſichten und Fehltritte, und noch öfterer — ihrer Verdienſte, ihrer Treue und patriotiſchen Grundſätze und Unternehmungen geworden ſind. Wie ſtark würde allein das Namens-Verzeichniß der Miniſter ſeyn, die bloß in dieſem Jahrhunderte an den größern und kleinern Höfen in Europa in Gnaden und Ungnaden entlaſſen worden! Die größten Veränderungen des Schickſals erfuhren mit Teutſche, die durch ein beneidetes, aber trauriges Glück zu Miniſtern an Nordiſchen Höfen erhoben waren. Eine der tragiſchſten und unwürdigſten Scenen der Art ſtellte im Jahr 1719 Schweden dar; eine Scene, eine Handlung, die erſt unter der Regierung Guſtavs des Dritten in ihrem wahren Lichte dargeſtellt, und mit dem verdienten Namen belegt worden, die auf immer eine ſchwarze Epiſode in der Schwediſchen Geſchichte, ein ausgezeichnetes Denkmahl der Ungerechtigkeit, und ein trauriges Beyſpiel des Elends und der Gefahren bleibt,

in welche die Kühnheit und das ſichere Zutrauen des Genies ſtürzen können.

Die Seele aller Unternehmungen Carls des Zwölften war in den drey letzten Lebensjahren deſſelben der Baron Georg Heinrich von Görz. Er ſtand als Geheimer Rath und Oberhofmarſchall in den Dienſten des Herzogs Carl Friedrich von Holſtein-Gottorp. Dieſer junge Prinz, gebohren am 19. April 1700, war ein Schweſterſohn Carls. Er hatte ſeinen Vater im dritten Jahre ſeines Alters verlohren. Der Tod raubte ihm auch, nicht lange nachher, im Jahre 1708, ſeine Mutter. Mit dieſer war er nach dem Abſterben ſeines Vaters nach Stockholm gekommen, wo er ſeine Erziehung erhielt. Seine Länder waren indeß im Jahre 1713, während der Vormundſchaft ſeines Oncles, des Biſchofs Chriſtian Auguſt zu Lübeck, von den Dänen in Beſitz genommen worden.

Unter dieſen Umſtänden war Görz einſtweilen in die Dienſte Carls getreten. Die Veranlaſſung dazu verdient hier etwas näher erwähnt zu werden. Carl kam 1714 aus der

Türkey nach Stralſund zurück. Görz begab ſich zu ihm, um von den Unterhandlungen Auskunft und Rechenſchaft zu geben, die er als Miniſter des jungen Herzogs betrieben hatte. Carl war mit dieſen zum Theil nicht zufrieden, hatte wenigſtens in der Abweſenheit ſein ſtarkes Mißfallen darüber zu erkennen gegeben. Man erwartete daher, daß Görz ſehr ungnädig aufgenommen werden würde. Allein, es erfolgte grade das Gegentheil. Er wurde der Liebling des Königs. Dieſer wollte über ſein Unglück ſiegen und das wieder gut machen, was ſeit einer Reihe von Jahren verdorben war. Krieg und Demüthigung der Feinde war die Leidenſchaft, die ihn heftiger als jemals beherrſchte. Allein die Mittel, ſie zu befriedigen, waren größtentheils erſchöpft. Es mußten neue, außerordentliche Hülfsquellen gebraucht werden. Und Carl fand in Görz den Mann, deſſen unternehmendes, fruchtbares Genie ſich am fähigſten zeigte, dieſe aufzuſuchen, und anwendbar zu machen.

Ein kleiner, zufälliger Umſtand, deſſen Erfolg aber wichtig war, verſtärkte dieſe Liebe und Ergebenheit. Carl verdankte Görz die Erhaltung ſeines Lebens. Er hatte im Winter 1715 Stralſund aufs äußerſte zu vertheidigen geſucht. Allein, man ſah voraus, daß ſich die Stadt nur noch wenige Tage halten könne. Der einzige Weg der Rettung des Königs blieb die Flucht über's Meer. Es war deswegen eine Fregatte beordert worden, ihn bey dem Vorgebürge oder der Halbinſel Jasmund bey der Inſel Rügen zu erwarten, und nach Schweden überzuführen. Die Fregatte, die den Namen Schnap=op führte, lag auch bey Jasmund. Mangel an Lebensmitteln nöthigten aber den Capitain, da in der Nähe keine zu erhalten waren, nach dem Hafen Yſtädt, an der Küſte von Schonen, zu ſegeln. Er wollte ſich verproviantiren, und darauf ſogleich nach ſeiner Station zurückkehren. Allein er konnte keine Lebensmittel bekommen. Er wollte nur für 25 Reichsthaler einnehmen. Dieſe hatte er nicht, und keiner wollte ſie ihm weder vorſchießen noch

creditiren. Alles Bemühen, Verſichern und Bitten half nichts. Er wandte ſich zuletzt an den Landeshauptmann oder Gouverneur der Provinz, Hrn. von Buhrenſchild. Dieſer ſchlug ihm aber ſelbſt nicht nur das Geld ab, ſondern befahl ihm auch, ohne ausdrückliche Anweiſung von Stockholm nicht wieder zurück zu reiſen. So war Carl in Gefahr, ein Opfer des Dispüts über 25 Thaler werden zu können.

Durch eine glückliche Fügung des Schickſals traf bey dieſer ſchrecklichen Verlegenheit des Capitains und des Königs grade der Baron von Görz zu Yſtädt ein. Er war einige Tage vor Carl aus Stralſund abgereiſet. Der Capitain klagte ihm ſeine Noth. Görz gab ihm ſogleich ſtatt der 25, 50 Thaler, und brachte auch Buhrenſchild zu nachgiebigen Geſinnungen. Der Capitain ſegelte darauf zurück, und traf den König in einem elenden Kahne auf ofnem Meere, deſſen Beute er wahrſcheinlich bey der Gefährlichkeit der Jahrszeit ohne die Ankunft der Fregatte geworden wäre.

Carl zeigte ſich durch Liebe und Ergebenheit dankbar. Er, der ſich ſonſt ſo wenig rathen ließ, nahm nunmehr Görz zu ſeinem vertrauteſten Rathgeber an. Die Verlegenheit bewog allerdings beſonders mit dazu. Unter ſeinen eignen Unterthanen, unter den Schweden, hatten die mehrſten Regierungsperſonen das Zutrauen Carls entweder ganz verlohren, oder es nie in einem beſondern Grade erlangt. Görz hatte mittelbar ihn gerettet; er ſollte nun auch ſein Reich und ſeine Angelegenheiten retten. Der Hauptnerve der Unternehmungen war durch die lange, übertriebne Anſtrengung aufs äußerſte erſchlaft; der Staatsſchatz gänzlich erſchöpft, die Land- und Seemacht in dem kläglichſten Zuſtande. Man hatte dem Könige einen Plan zur Herſtellung und Bereicherung der Finanzen übergeben. Görz fand aber, daß er völlig der Ruin des Landes ſeyn würde, entwarf einen andern Plan, legte ihn dem Könige vor — und ſeine unglückliche Laufbahn war beſtimmt. Carl genehmigte den Plan und übertrug zugleich Görz die Ausführung deſſelben.

Dieſe Ehre widerfuhr ihm, ſo ſehr er auch übrigens ein leidenſchaftlicher Freund des Anſehens und des Ruhms war, wider ſeinem Willen. Mehrere Zeugniſſe laſſen dieß wenigſtens ſchließen. Gern hatte er den Glanz, der Premier-Miniſter Carls zu ſeyn, nur wünſchte er, zumahl unter den üblen Umſtänden, nicht die Stelle eines Finanzminiſters. Er ſuchte dieſe abzulehnen, entſchuldigte ſich damit, daß er das Schwediſche Finanzweſen zu wenig kenne, daß die Hülfsmittel, die er vorgeſchlagen habe, nur auf Ein Jahr zureichten, daß man indeß ſuchen müſſe, Frieden zu ſchließen u. ſ. w.

Er ſelbſt ſchrieb darüber unterm 14. Februar 1716 von Yſtädt aus an ſeinen Vetter, den hannöverſchen Kammerpräſidenten Baron von Görz, in folgenden Ausdrücken:

„Ich glaubte, wie ich Ihnen nach meiner Ankunft in Schweden ſchrieb, dieſen bevorſtehenden Frühling ein ruhiges, ſtilles Leben führen zu können, und mich wenigſtens vor dem Neide und der Eiferſucht in Sicherheit zu ſetzen. Aber auf einmahl bin ich mehr verſtrickt, als jemals. Der König hat durchaus gewollt, daß

ich die Direction der Finanzen, der Handlung und der Beſorgung der Seemacht ſeines Reichs übernähme. Wir haben darüber lange mit einander in Capitulation geſtanden, indem er in mich drang, ſie anzunehmen und ich mich bemühete, ſie abzulehnen. Ich bin endlich als der Schwächſte genöthigt worden, nachzugeben; jedoch unter der Bedingung, daß ich bloß als Volontair für dieß Jahr allein und unabhängig vom Senat und allen Collegien die Direction führe. Se. Majeſtät haben mir alles dieß nicht nur bewilliget, ſondern auch überdem durchaus gewollt, daß alle, die unter mir arbeiten müſſen, von meiner Wahl abhangen" *).

*) Nous avons été long temps en capitulation la deſſus, lui à me preſſer de l'accepter, et moi à m'en defendre. J'ai été obligé de ceder à la fin comme le plus foible, à condition pourtant, que ce ne ſera que ſur le pied de Volontaire pour cette année ſeulement, et independament du Senat et de tout cequi s'appelle Collége. Sa Majeſté m'a accordé non ſeulement tout cela, mais Elle a voulù encore abſolument, que tous ceux, qui doivent travailler ſous moi, demeurent à mon choix.

So war alſo Görz einſtweilen der Miniſter zweyer Fürſten, eines Herzogs und eines Königs, bey jenem eigentlich im Dienſte, bey dieſem aber wirklich beſchäftigt und auf eine Zeitlang engagirt. Der Gebrauch ſeiner Talente war interimiſtiſch verliehen. Dieß gieng um ſo füglicher an, da der junge Herzog, ſeiner Länder beraubt, keine Regierungsgeſchäfte zu verwalten hatte. Der König erſuchte ihn ſelbſt durch ein Schreiben um die Einwilligung, den Baron Görz und nöthigen Falls auch andre herzogliche Bediente in ſeinen Geſchäften brauchen zu können. Und der Herzog antwortete hierauf: daß er's ſich zu einer Ehre rechne, Perſonen in ſeinem Dienſte zu haben, die der König für fähig und würdig hielte, ihnen die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten zu übertragen.

Bey dieſer Genehmigung wurden denn auch mehrere herzogliche Bediente, unter andern der Graf von Dernath und der Kriegsſecretair Ecklef in den Geſchäften des Königs angeſtellt. Görz ſtand an der Spitze der niedergeſetzten Finanzcommiſſion. Als er im Sommer 1716

nach Holland reiſete, um Geld und über Staats-ſachen zu negociiren, bewog er den Grafen von Dernath, ſeine Stelle bey derſelben zu über-nehmen. Dieſer that es ſehr ungern, und nur in Hofnung, daß Görz bald wieder zurück-komme, und daß er dann von der Laſt der Ge-ſchäfte befreiet werden würde.

Görz kam aber ſo bald noch nicht wieder zurück. Es war kein Friede geſchloſſen. Er hatte aber Unterhandlungen angefangen, die ihn hoffen ließen. Er wollte ſie ferner betrei-ben. Indeß war die Zeit verfloſſen, auf welche er ſich als Director der Finanz-Commiſſion beym Könige engagirt hatte. Er ſuchte daher von die-ſer Stelle, deren Verwaltung auch am Ende zu ſeinem Verbrechen gemacht wurde, entlaſſen zu werden. Seine eignen Worte bezeugen dieß am beſten. Am 14ten September 1716 ſchrieb er an ſeinen Freund, den Grafen von Dernath, unter andern folgendes:

„Wenn Sie über den Plan der Ausgaben für das nächſte Jahr mit dem Könige ſprechen, ſo unterlaſſen Sie ja nicht, ihm zu erkennen zu geben, daß es nicht unſre Abſicht iſt, uns wei-

ter in die Angelegenheiten Sr. Majeſtät einzu⸗laſſen, ſondern bloß die Sachen bemerklich zu machen, an die es nöthig seyn würde, bey gu⸗ter Zeit zu denken, indem wir es Sr. Majeſtät überlaſſen, zur Ausführung derſelben zu wäh⸗len, Wen Sie für gut finden werden *).

Der Graf von Dernath ſtellte auch das An⸗ſuchen des Baron von Görz dem Könige vor. Dieſer konnte ſich aber nicht entſchließen, es anzunehmen. Görz war ihm ein zu wichtiger, ein unentbehrlicher Mann geworden. Durch ihn hatte die Lage ſeiner Angelegenheiten eine neue Geſtalt bekommen; im Innern waren die Land⸗ und Seemacht aus dem zerrüttetſten wie⸗der in einen furchtbaren Stand geſetzt, und im Auslande günſtige Friedens⸗Ausſichten ge⸗bahnt. Da der König alſo durchaus nicht ge⸗neigt war, Görz zu entlaſſen, ſo engagirte ſich dieſer noch auf Ein Jahr, und da die Kriegs⸗

*) De lui inſinuer, que ce, que nous en faiſons, n'eſt pas pour nous ingerer plus avant dans les affaires de ſa Maj., mais pour faire remarquer ſeulement, à quoi il ſeroit neceſſaire de ſonger de bonne heure, laiſſant à Sa Maj. de choiſir pour l'execution, qui Elle jugera à propos.

händel am Schluſſe deſſelben noch nicht beygelegt waren, noch ferner auf das Jahr 1718. Auch der Graf von Dernath blieb.

Görz näherte ſich auch glücklich dem Ziele, den König ſo gut als möglich aus dem Labyrinthe ſeiner langen Kriegshändel herauszuführen. Der mächtigſte unter den Feinden deſſelben war Rußland. Görz hatte mit dem Czaar Peter zu Loo, beym Haag, und zu St. Petersburg perſönliche Unterredungen gehabt. Die Sachen waren ſo weit gediehen, daß der Friede, und ſogar eine Allianz mit demſelben zu erwarten ſtand. Zum Ort des Friedenscongreſſes war die Inſel Aland beſtimmt. Er ſollte ganz geheim gehalten werden. Görz und der Staatsſecretair Graf Carl Gyllenborg waren die bevollmächtigten Miniſter dabey. Die Conferenzen nahmen am 15. May 1718 ihren Anfang. Im Julius reiſete Görz nach Schweden zurück, um vom Könige nähere Inſtructionen zu holen. Dieſer war damals mit dem Feldzuge gegen Norwegen beſchäftigt. Görz widerrieth denſelben — als wenn er eine Ahndung des Unglücks gehabt hätte — aufs ſtärk-

ſte, ſtellte vor, daß er wenigſtens nicht im Herbſte unternommen werden, ſondern bis auf den Winter verſchoben bleiben möchte, indem alsdann durch Hülfe des Schnees und Eiſes die Artillerie und die Magazine weit leichter fortgebracht werden könnten. Vergebens.

Indeß kehrte Görz nach Aland zurück. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo erhielt er zu ſeinem Erſtaunen neue Inſtructionen, die ein leidiger Dämon des Krieges eingegeben hatte, und wodurch die Ausſichten zum Frieden faſt gänzlich verſchloſſen wurden. Görz gieng von neuem nach Schweden, doch nicht zum Könige. Er blieb zu Stockholm, und erwartete die Ankunft des Feldmarſchalls Rehnſchjöld, der aus der Ruſſiſchen Gefangenſchaft entlaſſen war, über Aland reiſete und zum Könige wollte. Dieſem ſchilderte er die ganze Lage der Unterhandlungen, fand in Rückſicht der erſten Inſtructionen und des Plans, den er befolgt hatte, ſeine völlige Beyſtimmung, erhielt das Verſprechen, daß er alles anwenden würde, den König wieder auf friedlichere, heilſamere Gedanken zu bringen, und wurde aufs

inſtändigſte gebeten, unverzüglich nach Aland zurückzukehren, um die Ruſſiſchen Miniſter in ihrer Neigung zum Frieden zu beſtärken, da ſie Mißtrauen zu ſchöpfen anfiengen.

Dem Intereſſe des Königs, bey allen Hinderniſſen, die in den Weg traten, mit Enthuſiasmus ergeben, befolgte Görz dieſen Rath. Er hatte auch die Freude, das Werk ſeiner langen Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg ſo gut wie gekrönt zu ſehen. Sein Genie fand vortheilhafte Vermittlungswege. Der Friede war faſt arrangirt. Die Bedingungen bedurften nur noch der Ratification. Und wie verſchieden, wie glücklich dieſer Friede für Schweden in Vergleich mit demjenigen geweſen wäre, den es drey Jahre darauf unter ſo vielen Aufopferungen mit Rußland ſchloß, beweiſet am beſten das Zeugniß des Czars Peter ſelbſt. In der Erklärung, die er erließ, als er nachdem wieder zu den Waffen genöthigt wurde, und einen Theil der Schwediſchen Provinzen aufs ſchrecklichſte verheerte, führte er unter andern an:

„Er habe Miniſter zu dem Congreß nach Aland geſchickt, und ſolche vortheilhafte Bedingungen für Schweden bewilligt, daß, wenn die Conferenzen nur noch etliche Wochen gedauert hätten, und durch den Tod des Königs von Schweden nicht unterbrochen worden wären, nicht allein ein feſter Friede, ſondern auch eine genaue Allianz zwiſchen beyden Reichen erfolgt wäre. Er habe um ſo weniger gezweifelt, daß die meiſten Bedingungen ſchon mit dem Könige in Richtigkeit gebracht worden, da das Königreich Schweden groſe Vortheile dadurch erlangt, und viele Länder und Städte wieder bekommen hätte.“

Froh über die glückliche Lage der Sachen reiſete Görz von Aland ab, um dem Könige die Nachricht davon zu überbringen, und die letzten Anweiſungen und die Beſtätigung des Friedens von demſelben zu erhalten. Er kam zu Stockholm an. Hier wollte er noch vorher der Prinzeſſin Ulrike ſeine Aufwartung machen. Allein er erhielt keine Audienz. Es war ſchon Abend; die Prinzeſſin ſaß am L'hombre-Tiſch. Görz war ihr längſt mit ſamt ſeinem Herrn,

Herrn, ihrem Schweſterſohne, dem jungen Herzoge und allem, was demſelben anhieng, aufs innigſte verhaßt. Als Görz angemeldet wurde, legte ſie die Karten nieder und entfernte ſich aus der Geſellſchaft. Hätte ſie ihn doch bloß durch ſolche Merkmahle ihre Ungnade empfinden laſſen! Wie wenig ahndete Görz die nahen, ſchrecklichſten Folgen derſelben! Voll ſchmeichelhafter, angenehmer Vorſtellungen eilte er dem wärmern Empfange des Königs entgegen, eilte, ihm die frohe Bothſchaft zu überbringen; eilte aber ſelbſt der unglücklichſten Bothſchaft und ſeinem Verderben entgegen.

Carl war nicht mehr! Die Nacht auf den 12ten December hatte plötzlich ſein Leben geendigt. Im Lager vor Fredericksbald befand ſich ſowohl der Sohn ſeiner verſtorbenen ältern Schweſter, der junge Herzog von Holſtein-Gottorp, als der Gemahl ſeiner jüngern, der Prinz Friederich von Heſſen. Er liebte erſtern vornemlich, und hatte ihn mit ins Feld genommen, um ihn unter ſeinen eignen Augen in ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, in der Kriegs-

kunſt zu bilden. Der junge Prinz liebte ihn auch ſeiner Seits mit wahrer Zärtlichkeit. Die Nachricht von ſeinem Falle war daher ein Schlag, der ihn aufs äußerſte rührte und betäubte. Er verſchloß ſich in ſein Zelt, und überließ ſich den Empfindungen der Trauer, ohne an die Krone zu denken, die durch den Tod ſeines Oncles erledigt war, und zu welcher er ein ſo vorzügliches Recht hatte.

Der Augenblick entſchied indeß über den Beſitz derſelben. Die Generale und andre Perſonen, die ihm ergeben waren, ſahen dieß wohl ein. Es fehlte ihnen nicht an Muth und Entſchloſſenheit. An ihrer Spitze ſtand der General Dückert. Es wurde eine Deputation an den Herzog geſchickt. Sie ſollte ihn bitten, ſich bloß den Truppen zu zeigen; man wollte ihn auf der Stelle zum Könige ausrufen. Allein der Prinz achtete den Antrag nicht, wieß das Glück, welches man ihm anbot in dem Augenblicke der Schwermuth mit Gleichgültigkeit oder blindem Vertrauen zurück. Er befand ſich allein mit ſeinem Vertrauten und Lieblinge, dem Kammerdiener Roepſtorf. Die-

ſer wurde herausgerufen. Dückert ließ ſich herab, ihn zu bitten und zu beſchwören, daß er ſeinen Herrn bewegen ſollte, den Vorſtellungen der ihm ergebnen Perſonen Gehör zu geben, und ſeine Vortheile nicht zu verſäumen. Allein aller Eifer, alles Zureden war vergebens. Der Prinz blieb bey ſeinem niedergeſchlagnen Eigenwillen, und ließ ſtatt aller Antwort auf den großen, wichtigen Vorſchlag durch ſeinen Kammerdiener zum Beſcheid ertheilen: daß er jetzt keinen Menſchen ſprechen könne. Die Unentſchloſſenheit des Prinzen war ſo groß, als ſeine Vertraulichkeit. Die Ausſicht zum Throne wurde ihm kurz nachdem aufs neue von ſeiner Parthey gebahnt. Man hofte, ihm den Sieg über ſeine Tante, die Prinzeſſin Ulrike Eleonore, dadurch zu verſchaffen, daß er ſogleich erkläre, bey ſeiner Gelangung zum Throne die neue, verhaßt gewordne Eigenthümlichkeit deſſelben, die Souverainität aufopfern zu wollen. Allein dieß gefiel dem Prinzen nicht. Er wollte alles gewinnen — und verlohr am Ende alles darüber.

Ganz anders verfuhr ſein Vetter, der Prinz von Heſſen. Klugheit und Entſchloſſenheit führten ihn, beſonders da der Unternehmungsgeiſt und der Widerſtand von der andern Seite ſo geringe war, bald zum Ziele ſeiner Wünſche. Der Tod des Königs war ihm zuerſt gemeldet worden. Dieſer wurde ſo lange geheim gehalten, bis die nöthigen Maaßregeln, ſeiner Gemahlin die Krone zu ſichern, getroffen waren. Die Geiſtesgegenwart, die Vorſicht und Entſchloſſenheit, die man dabey bewies, gehörten zu den ausgezeichnetſten in ihrer Art. Es exiſtirte in dem Augenblicke keine ſouveraine Autorität; es war unentſchieden, ob und unter welchen Einſchränkungen die Prinzeſſin Ulrike ſie bekommen würde. Der Prinz von Heſſen war bloß General, und beſaß ſelbſt keine politiſche Gewalt. Indeß bediente er ſich einſtweilen dieſer in dem entſcheidenden Zeitpuncte als Stellvertreter ſeiner Gemahlin mit deſto mehrerer Freyheit, je weniger ſie beſtritten wurde.

Um den Weg zum Thron zu bahnen, hielt man unter andern für nothwendig, den Mi-

niſter des Herzogs von Holſtein, der bisher alles geweſen war und auch in Zukunft alles befürchten ließ, den Baron von Görz zu arretiren zu ſuchen. Gleich am 12ten December wurden deswegen der Oberſt Baumgardt, der Oberſtlieutenant Biörnſköld und zwey andere Offiziere abgeſchickt. Man wußte nämlich, daß er auf dem Wege zur Armee war. Und die Abſicht der Sendung gelang auch.

Görz war bereits nach Weſtgothland, in die Gegend von Strömſtadt gekommen. Der Trauerfall bey der Armee war ihm und den Provinzen noch ein völliges Geheimniß. Ein paar Tage ſpäter auf der Reiſe hätt' er wahrſcheinlich — den Glauben an Fatalismus bey Seite geſetzt — die Falle des Unglücks vermieden, der er ſich näherte. In der Nähe des Gaſthofes Rabalſe begegnete er auf der Landſtraße den erwähnten Offizieren. Sie kamen zu ihm. Er ahndete nichts. Man ſprach freundſchaftlich mit einander. Aller Verdacht wurde entfernt. Die Gelegenheit des Arretirens auf ofnem Wege ſchien nicht bequem. Es war des Nachmittags. Görz wollte auf dem Prieſter=

hofe Tanum ſein Nachtlager halten. Er bat ſie, ihn dahin zu begleiten und zu Abend mit ihm zu ſpeiſen. Sie nahmen dieß Anerbieten an, und Görz ſah einem angenehmen Abend entgegen.

Aber welch eine ſchreckliche Verwandlung der geſellſchaftlichen Freude! Kaum waren die edeln Gäſte daſelbſt angekommen, ſo erfolgte der tragiſche Auftritt. Görz wurde arretirt; man nahm ihm den Degen ab; und das im Namen eines Königs, der nicht mehr war und von dem alles, nur nicht die Aufopferung des treueſten ſeiner Diener zu erwarten ſtand. Eben dieß ſetzte Görz einen Augenblick in Staunen und Beſtürzung. Allein er überzeugte ſich bald, daß dieß Schickſal nicht von Carl beſchloſſen ſeyn könne, ſah die Nothwendigkeit, ſich demſelben unterwerfen zu müſſen, zeigte ſich groß und unerſchüttert im Gefühle ſeines Werths und ſeiner Unſchuld, und trat mit den Worten in die Gefangenſchaft: „Nun! ich habe mir dergleichen längſt verſehen; das iſt der Lohn für die großen Dienſte, die ich der Krone Schweden geleiſtet habe!“

Man eilte darauf, ihn in ſichre Verwahrung zu bringen. Er wurde durch zwey Offiziere, durch den Generaladjutanten des Prinzen von Heſſen, Roſenhane, und den Lieutenant Baron Johann Löwen nach Stockholm geführt, und auf dem Südermalmſchen Rathhauſe ins Gefängniß geſetzt. Die Freude über ſeine Arretirung war bey der Parthey ſeiner Gegner die lebhafteſte. Sie entſprach dem Grolle und der Erbitterung, die ſie lange gegen ihn hegten. Ihre Rachſucht, ihre böſen Wünſche fanden völlige Befriedigung. Man behandelte Görz gleich als den größten Staatsverbrecher, ließ ihn aufs ſchärfſte bewachen, verweigerte ihm alle Bequemlichkeiten und verbot, irgend einen Menſchen zu ihm zu laſſen. Sobald man nur den Tod des Königs erfahren hatte, war Befehl gegeben worden, ſein Haus mit Wache zu beſetzen. Alle ſeine Papiere, Gelder und Sachen, nicht bloß die, welche ſein Privat-Eigenthum waren, ſondern auch die, welche der Krone gehörten, wurden darauf, wo man ſie fand, zu Stockholm, auf der Inſel Aland und im Haag in Beſchlag genommen.

Faſt zu gleicher Zeit mit ihm hatte man ſeine Freunde, alle bisher in Schwediſchen Geſchäften gebrauchte holſteinſche Staatsbedienten, den Grafen von Dernath, den Kriegsſecretair Ecklef, den Rath Paulſen, Amtmann von Sallern u. ſ. w. arretiren laſſen. Allein, dieſe hatten ein glücklicheres Schickſal. Sie wurden nachdem wieder in Freyheit geſetzt, da ſie nicht ſolche wichtige und gefährliche Männer, nicht ſolche Gegenſtände des Unwillens, der beleidigten Ehrſucht und der Beſorgniſſe geworden waren.

Zu Stockholm triumphirte die Prinzeſſin Ulrike. Sie liebte den Thron, und haßte natürlich den Mitbewerber um denſelben, ihren Neffen den Herzog von Holſtein, nicht minder alle Perſonen, die ihm dienten und anhiengen, und beſonders den Staatsmann, den ſie ſo lange mit Aerger geſehen hatte, den jetzt ihrer Gewalt und Rache überlieferten Görz. Der Anfang, welchen die Regierungsmacht der Prinzeſſin haben ſollte, war noch nicht beſtimmt. Ihr zur Seite ſtand das oberſte Staats-Collegium, der Senat oder der Reichs-

rath. Die Mitglieder deſſelben führten den Titel Königliche Räthe. Carl XI, der am Ende des vorigen Jahrhunderts die Rechte der Schwediſchen Königswürde ſo ſehr erweiterte, hatte für gut gefunden, im Jahre 1683 dieſe Benennung ſtatt der ſonſt gewöhnlichen von Reichsräthen einzuführen. Ihr Anſehen und ihre Autorität ſollten dabey dieſelben bleiben. Indeß litten dieſe doch nicht wenig unter erwähntem Könige, und beſonders unter der Regierung ſeines Sohnes, Carls XII. Görz war zuletzt die Triebfeder der Staatsmaſchine, und der Senat nur ein Schattenbild der Macht und Wirkſamkeit. Allein die Verhältniſſe veränderten ſich nun. Der Senat neigte ſich, in der gewiſſen Ausſicht neuen vermehrten Glanz zu bekommen, auf die Seite der Königin. So hatte der Unglückliche, der vor das Tribunal der Gerechtigkeit gezogen werden ſollte, alle zu Feinden, die zu Stockholm an der Spitze der ausübenden Macht, der Regierung, ſtanden.

Nicht minder war dieß der Fall bey der geſetzgebenden Macht, bey den Ständen. Der größte Theil derſelben hegte oder bekam Unwil-

len gegen Görz. Daß er ein Ausländer war, daß er vor Allen das Vertrauen des Königs beſaß, und alles entwarf und leitete — welch eine reiche Quelle des Mißvergnügens war allein dieſes ſchon! Der Adel haßte ihn aus Eiferſucht, die Geiſtlichkeit als einen Freygeiſt, von dem ſie nichts Gutes erwartete, der Bürgerſtand als einen böſen, ſchädlichen Reformator, und die Claſſe der Bauern als den Urheber ihrer erſchwerten Laſten, als den Verführer des Königs. Man glaubte ſo, weil man ſo ſprach, weil dieſer Glaube ohne Unterſuchung ſo leicht war, und für die Theile der Nation, die mehrentheils am Leitſeile der Täuſchung geführt werden, von denen ſo gefliſſentlich accreditirt und verſtärkt wurde, die es ihrem Unwillen und ihrem Intereſſe angemeſſen fanden, dieſen Glauben ſo viel wie möglich herrſchend zu machen. Die Mittel, deren man ſich dazu bediente, waren, wie in allen Fällen, wo die Wahrheit nicht wirken ſoll, und wo ſie nicht gebraucht werden darf, hinterliſtiger Betrug und der Reitz verläumderiſcher, falſcher Vorſtellungen. Hiervon nur Ein Beyſpiel! Ein

Schmied in Stockholm hatte den Auftrag erhalten, mehrere Tauſend Schrauben zu verfertigen. Sie waren für die Armee, zum Gebrauch bey der Artillerie und bey alten und neuen Musketen beſtimmt. Aber ſo viele Schrauben! Der böſe Wille und der Argwohn der Parthey ſuchte und fand darin einen Stein des Anſtoßes, konnte wenigſtens die ſchöne Gelegenheit zu Afterreden nicht ungenutzt laſſen. Und ſiehe da! man errieth glücklich das Geheimniß. Die Schrauben waren, wie man ſcharfſinnig ſchloß und gewiß wußte, lauter Tortur-Inſtrumente. Sie ſollten den wohlhabendern Einwohnern auf die Daumen geſchroben werden, um ſie zum Geſtändniß ihres Vermögens zu zwingen. Dieſe wichtige Entdeckung verbreitete ſich bald als allgemeine Sage, und fand Eingang, da man immer geneigter iſt, das Außerordentliche als das Gewöhnliche zu glauben. Auch wurde dieſer Glaube ſehr wirkſam, indem das Volk jene leidige Tortur-Erfindung wem anders? als Görz zuſchrieb, und in dieſem chimäriſchen Wahne ihn verfluchte und vermaledeyete.

Eine ſchändliche Verläumdung andrer Art war die Haupturſache, daß auch die Schwediſche Geiſtlichkeit gegen ihn aufgebracht wurde. Ein Geiſtlicher ſelbſt bewirkte dieß. Unter den Feldpredigern, die Carl in der Türkey bey ſich gehabt hatte, befand ſich ein gewiſſer Brenner, ein unruhiger, ehrſüchtiger Mann. Nach ſeiner Rückkunft in Schweden war er Probſt zu Waſa geworden. Allein dieſe Stelle genügte ihm nicht. Er ſtrebte nach einer beſſern. Um dieſe zu erlangen und außerordentlich belohnt zu werden, legte er ſich aufs Verläumden, ſtellte dem Grafen von Dernath vor, daß die Geiſtlichkeit mit dem Verfahren und den Grundſätzen des Barons von Görz höchſt unzufrieden ſey, daß ihr Mißvergnügen ſich bald zeigen werde, daß ſie das Volk aufbringen würde, daß beſonders d i e und d i e Geiſtlichen (er nannte verſchiedene, die er gerne ſtürzen wollte namentlich) die Rädelsführer, die Beförderer der Erbitterung wären u. ſ. w. Da die Sache ſo wahrſcheinlich gemacht war, ſo glaubte der Graf von Dernath, ſeinen Freund davon benachrichtigen zu müſſen. Er führte ihre Na=

men alſo in einem vertrauten Briefe auf. Dieſer gelangte aber nicht an ſeine Addreſſe. Görz war inzwiſchen, ſo wie der Graf von Dernath arretirt worden. Der Brief wurde indeß durch den Druck bekannt gemacht. Und die Wirkung davon war, daß die Geiſtlichkeit, die bis dahin keine Parthey genommen hatte, bey den Verläumdungen und widrigen Muthmaßungen gegen ſie, Parthey nahm. Aus dieſem Grunde, und um der neuen Regierung gefällig zu werden, predigten die Diener des Friedens, die geprieſenen Lehrer der Verſöhnung nun Rache und Erbitterung gegen den Unglücklichen, der ſie nicht gereizt und beleidigt hatte.

Der Elende, der dieſe Umſtimmung der Geſinnungen veranlaßte, der Paſtor Brenner, erfuhr indeß bald das Schickſal, welches die Schändlichkeit ſeines Charakters und ſeines Betragens verdiente. Von einem Verläumder erhob, oder erniedrigte er ſich bis zu einem Verräther des Vaterlandes. Er ließ ſich beſtechen, gieng mit Dänen und Ruſſen die damals noch mit Schweden im Kriege begriffen waren, ſtrafbare Correſpondenz und, Verſchwörungen

ein, und wurde im April 1720, ein Jahr vor Görz, zu Stockholm enthauptet.

Das Schickſal des letztern war der Gegenſtand der allgemeinen Neugierde. Man eilte, daſſelbe zu entſcheiden. Sobald Görz in gefängliche Verwahrung gebracht war, fieng der Senat an, ihm den Proceß formiren zu laſſen. Die Königin rief indeß auf den 20ſten Januar 1719 die Stände zu einem Reichstage zuſammen. Und dieſer ließ es eines ſeiner erſten angelegentlichſten Geſchäfte ſeyn, eine Unterſuchungs-Commiſſion über den wichtigen Staatsgefangenen niederzuſetzen.

Zum Präſidenten derſelben wurde der Chef des Adelsſtandes auf dem Reichstage, der Landmarſchall, Graf Peter Ribbing erwählt. Das Perſonale der Mitglieder derſelben beſtand aus 6 Perſonen. Dieſe waren der Generalmajor Carl Cronſtedt, der Oberſte Steen Arwidſon, der Kanzleyrath Brauner, der höchſte Ombudsmann Gabriel Stierncrona, und von Seiten der Geiſtlichkeit der Doctor Molin und von Seiten des Bürgerſtandes der Juſtiz-Bürgermeiſter Hylten. Der

Bauernſtand nahm an dem vorhabenden Verbrechen keinen Antheil, da man ihm, außer andern Einſchränkungen, auch das Recht nicht einräumte, zu dieſem Juſtiz-Ausſchuſſe Mitglieder ernennen zu können. Zum Actor, oder Kläger gegen den Staats-Inquiſiten wurde der Lagmann, Thomas Fehmann angeſtellt.

Eine empörende, eine abſcheuliche Commiſſion! Man hatte grade lauter ſolche Mitglieder dazu erwählt, von denen man wußte, daß ſie perſönlich die erbittertſten, geſchworenſten Feinde von Görz waren. Sie freueten ſich auch bey ihrer Rachſucht nicht wenig, nun denjenigen in ihrer Willkühr und unter der Macht ihres Gutachtens zu haben, der lange das Ziel ihres Grolls geweſen war. Ihre boshafte Freude gieng ſo weit, daß ſie ſich bey Hofe und wo ſie ſonſt öffentlich zuſammen kamen, herzlich zu der Ehre und Wonne gratulirten, Collegen in der Criminal-Unterſuchung über Görz geworden zu ſeyn. „Verliehrt er dießmahl den Kopf nicht, ſagten einige derſelben öffentlich, ſo iſt es um den unſrigen geſchehen.“

Und wie war das Verfahren dieſer Commiſſion? — Barbariſch! Das ganze Geſchäft der Unterſuchung beſtand in einer Formalität. Und auch dieſe wurde nur ſo weit beobachtet, als man es für gut und rathſam fand. Alle Regeln der Gerechtigkeit, alle Beſtimmungen und Reſervationen der Geſetze wurden überſchritten. Gegenklage findet in allen chriſtlichen Staaten, auch Vertheidigung ſtatt. Zu Stockholm dachte man damals aber nicht ſo chriſtlich. Görz erſuchte, daß man ſeinen Prozeß nicht ſo eilig betreiben, daß man ihm erlauben möchte, ſich ſchriftlich vertheidigen zu können. Nein! Er bat — was den infamſten Verbrechern verſtattet iſt, was ſelbſt einem Ankarſtröm und ſeinen Mitſchuldigen verwilligt ward, — einen Defenſor, einen Sachwalter für ſich annehmen zu können. Auch dieß ward ihm verweigert.

So betrieb man den Schein-Prozeß mit ſchrecklicher Willkühr, beſchuldigte den Unglücklichen, weſſen man wollte. Die Commiſſion war gar nicht beeidigt worden, da ſich der Eid auch wohl nicht mit ihrem Gewiſſen vertragen

hätte,

hätte, und das Protocoll wurde geführt, ohne es dem Angeklagten wieder vorzulegen. Was Kläger Fehmann ſagte, wurde niedergeſchrieben. Es mußte wahr ſeyn. Görz ſelbſt, der ſich nicht ſchriftlich vertheidigen durfte, genoß die ſchmähliche Wohlthat, nur ein einziges Mahl zum mündlichen Verhör gelaſſen zu werden. Eine ſtarke Wache begleitete ihn zum Verſammlungsſaale ſeiner Richter.

Unter den Gründen, die ſein Ankläger Fehmann gegen ihn vorbrachte, war auch die Verläumdung enthalten, daß er die Unterthanen bey dem Könige angeſchwärzt, und ſie unglücklich zu machen geſucht habe. Zum Beweiſe darüber las Fehmann einen Brief vor, den er an den verſtorbenen König geſchrieben. In dieſem beſchwerte ſich Görz über die Unthätigkeit und die begangnen Vernachläßigungen eines gewiſſen Landeshauptmanns oder Gouverneurs einer Provinz, mit der Vorſtellung, zur Verhinderung des weitern Nachtheils, einen andern an deſſen Stelle zu ernennen. Wie der Inhalt des Briefes ſo weit verleſen war, legte Fehmann ihn aus der Hand. Ueberraſcht und

betroffen ſagte Görz: „er möchte doch weiter, möchte doch auch die andere Seite des Briefes leſen.“ Dieß geſchah auf Verlangen der Commiſſion. Und Fehmann verlas die Schande ſeines Undanks, las, daß ihn Görz als einen thätigen, treuen Mann geſchildert, und grade ihn an die Stelle jenes Landeshauptmanns dem Könige vorgeſchlagen habe. Und nun wurde er von dem verklagt, von dem zum Tode geführt, gegen den er ſo gut, ſo wohlthätig geſinnt geweſen war. Hätte der Undankbare doch bey Verleſung jenes Briefes erröthen können. Aber das Schickſal traf auch ihn!

Görz ſtand, die Herren Commiſſarien ſaßen bey dieſem Verhöre. Das Stehen wurde ihm endlich, nachdem es ſchon vier Stunden gedauert hatte, ſauer und beſchwerlich. Er bat, ſich niederſetzen zu dürfen. Allein man antwortete, daß man nicht gemeint ſey, einen ſolchen Schelm, einen ſolchen infamen Menſchen Platz nehmen zu laſſen. Er mußte bis zu Ende des Verhörs, zuſammen 6 ganzer Stunden ſtehen.

Was während des Proceſſes mit am unverantwortlichſten und kränkendſten für ihn wurde,

war das Betragen ſeines eignen Herrn, dem er ſo treu, ſo eifrig gedient hatte, — das Betragen des Herzogs von Holſtein. Der Prinz hatte ſich ſehr ſchwach bey dem Tode ſeines Königlichen Oncles gezeigt, und zeigte ſich jetzt noch ſchwächer bis zu der größten Unwürdigkeit. Anſtatt ſich für ſeinen Miniſter zu verwenden, anſtatt ihn zu reclamiren und ihm das Leben zu retten zu ſuchen, hatte er die Undankbarkeit, ihn ſelbſt als einen Verbrecher zu behandeln und ihn ſeiner Würden als Geheimer Rath und Obermarſchall zu entſetzen. Er hofte die Liebe des Volks zu gewinnen, wenn er ſelbſt ſeines treueſten Dieners nicht ſchonte, und ihn der öffentlichen Rachſucht zum Opfer brächte. Allein dieſer leidige Kunſtgriff blieb ohne Erfolg, machte grade den Urheber deſſelben nur noch mehr verhaßt. Der Undank wurde wieder mit Undank belohnt.

Der, welcher ſich für Görz mit am eifrigſten verwandte, war ein Geiſtlicher, aber kein Schwediſcher, der Prediger bey der teutſchen Gemeinde zu Stockholm, Georg Johann Conradi. Görz hatte ſich ihn zum geiſtlichen Bey-

ſtande im Gefängniſſe erwählt. Von dem Schickſale des Unglücklichen gerührt, that dieſer brave Mann alles, ihn zu retten, wandte ſich an die Königin, bat ſie, und flehte, den Anfang ihrer Regierung durch Gnade, nicht durch Blutvergießen auszuzeichnen. Die Antwort darauf war die Scheinverſicherung: „daß ſie dem Baron gerne alles und noch mehreres vergäbe; allein ſie ſey dazu nicht im Stande. Da ſie die Krone nächſt Gott von den Ständen erhalten habe, ſo könne, noch wolle ſie, ohne die Beyſtimmung derſelben über die Sachen entſcheiden, die dem Baron, als gegen den Staat begangen, zur Laſt gelegt werden würden.“

Conradi übergab darauf den Ständen eine Supplik. Aber ohne Erfolg. Auch der Generallieutenant Rank, ein Freund von Görz, verſuchte alles zu ſeinem Beſten, — und eben ſo vergebens. Am glimpflichſten unter den Hohen war noch der gegen den Unglücklichen geſinnt, der ihn hatte arretiren laſſen, der Gemahl der Königin, der Prinz von Heſſen. Daß er außer Stand geſetzt war, ſeinem Intereſſe zu

ſchaden, war ihm lieb, und er mußte auch dazu auf immer außer Stande bleiben. Landesverweiſung oder ewige Gefangenſchaft wären vielleicht die Strafe geworden, wenn der Prinz allein zu entſcheiden gehabt hätte. Denn ihn hinrichten zu laſſen, ſchien wider die Ueberzeugung, wider das Gefühl ſeiner guten Geſinnungen zu ſeyn.

Dieſe gemäßigten, guten Geſinnungen des Prinzen beweiſet unter andern ein Brief, den der Heſſen-Caſſelſche General Rau von Holzhauſen nachmals unterm 6ten April 1719 von Stockholm an den Vetter unſers Unglücklichen, an den Kammer-Präſidenten Baron von Görz zu Hannover ſchrieb. Dieſer Brief lautete in ſeiner Teutſch-Lateiniſch-Franzöſiſchen Abfaſſung — dem damals beliebten Briefſtyle — wörtlich alſo:

„Die Rage der Stände dominirt über das Pouvoir Ihro Königl. Hoheit, des Erbprinzen. Ich kann Ewr. Exellenz verſichern, daß Ihro Hoheiten gerne geſehen, daß der Proceß en forme wäre tractirt worden, wobey ohnfehlbar ſeine völlige Juſtification erfolgt wäre; allein es

war in dieſer Situation, da der Proceß denen Ständen einmahl übergeben, ohnmöglich was auszurichten, wie der Hr. Generallieutenant Rank Ewr. Exellenz umſtändlich berichten wird, der ſich ſo viele Mühe gegeben, daß er ſich faſt alle von der Nation zu Feinden gemacht. Dieſes iſt ſeinen Freunden einigermaßen eine Conſolation, daß in des ſeel. Baron Görz ſeiner Accuſation ſowohl, als in dem verfaßten Urtheil nicht das geringſte gefunden worden, welches ihn vor der deſintereſſirten Welt blamiren könnte, und iſt deſſen Conduite bis an ſeinen Tod von einer ſolchen Fermeté geweſen, daß ſie alle Welt admiriren müſſen.“

Görz war einmahl dem Blutgerüſte decretirt; man eilte alſo, ihn auf daſſelbe zu bringen. Zögerungen konnten gefährlich werden. Selbſt im Gefängniſſe glaubte man ſein Genie fürchten zu müſſen. Es war möglich, daß von auswärtigen Mächten Fürbitten für ihn einließen, daß ſeine heimlichen Freunde Verſuche machen möchten, ihn aus dem Gefängniſſe zu befreyen, und daß endlich ſelbſt ein Theil des Volks gewonnen und umgeſtimmt werden

könnte. Allen dieſen möglichen Umſtänden beugte man denn auch kurz vor. Iſt die Beſtie todt, hieß es, ſo iſt auch ihr Gift nicht mehr: — mortua la beſtia, mortuo il veneno. Binnen ein paar Wochen war man mit der Unterſuchung der dreyjährigen Staatsverwaltung, mit dem Erweiſe der vielen ſtrafbaren Unternehmungen und Verbrechen des Gefangnen fertig. Ein und dem andern Mitgliede der Commiſſion ſchien doch ſelbſt dieſes Verfahren zu übereilt und unbillig. Allein, dieſes leiſe Gefühl der Gerechtigkeit wurde bald von der Mehrheit unterdrückt. Schon am 21ſten Februar (11ten Februar alten Styls) 1719 ſchloß man die Unterſuchungen und ſchritt zur Fällung des Urtheils. Die Stimmen wurden geſammelt; die edeln Commiſſarien waren größtentheils das Echo ihres würdigen Präſidenten, des Landmarſchall Ribbing; und dieſer faßte ſeine Rachſucht in dem Machtſpruche zuſammen: Als ein Schelm hat er gelebt; als ein Schelm ſoll er ſterben. Das Urtheil wurde darauf unterſchrieben.

Dieſes Urtheil, das in Anſehung der Unbändigkeit wohl wenige ſeines gleichen hat, lautet alſo:

„Die Königliche Commiſſion hat alle von dem Hrn. Fehmann, Oberrichter und Fiſcal, formirte Puncte der Beſchuldigung wohl verſtanden und unterſucht, wie auch die Einwürfe des Barons von Görz, mit allem, was anhängig, überlegt. Und da alle Anſpinnungen und Erfindungen des Barons von Görz, ſeit der Zeit er ins Königreich gekommen, auf nichts anders abgezielt haben, als alle Einwohner und Unterthanen des Königreichs in großen Mißcredit und übel Verſtändniß bey dem Könige zu bringen, und das auf eine ſehr ſchlechte Weiſe, wie man es aus einigen ſeiner Briefe und Vorſtellungen, die er an den König geſchickt, und von denen er nicht leugnen kann, daß er ſie verfaßt habe, beweiſen kann; er hat diejenigen Unterthanen, die zu dem allgemeinen Beſten nicht haben contribuiren wollen, für übelgeſinnte und unthätige Perſonen ausgegeben, und ſich ſchlechter Ausdrücke über ſie bedient; hat dem Könige das Vertrauen auf den

Senat und auf andre Räthe und getreue Diener zu benehmen geſucht; hat ſie von den allerwichtigſten Sachen, die das Königreich betraſen, entfernt, damit nur alles durch ſeine Hände gehen möchte — welches wider die Rechte und Statuten des Landes iſt — damit er dadurch am beſten zu ſeinem Zwecke gelangen möchte, welches ihm auch gelungen iſt, hat überdem ſolche Entwürfe an den Tag gebracht, die zu nichts anders dienen, als die Unterthanen ihres baaren Geldes, ihrer Bancobillets, ihrer Unterpfänder, ihres Goldes und Silbers und alles ihres ſchätzbaren und von Werth ſeyenden Guts zu berauben, wobey er, wie aus ſeinen Briefen zu erſehen ſey, nicht unterlaſſen habe, ſich zu bemühen, daß der Krieg fortgeſetzt und der König und das Reich in ſehr verwirrte und ſchädliche Umſtände gebracht werden möchte.“

„Da nun dieſes Angeführte — ohne ſich weiter in das üble Betragen, welches der Baron Görz noch in andern Stücken beobachtet, einzulaſſen, als worüber einige Urſachen nicht erlauben eine völlige Ausführung zu geben —

klar bezeugt, daß er ein ehrloſer Urheber alles Unglücks und Uebels iſt, welches das Reich erlitten hat, er auch durch die Uebernahme ſo wichtiger, das Reich betreffender Angelegenheiten in die Stelle eines Unterthanen getreten und dadurch veranlaßt iſt, daß man ihn, den Reichsgeſetzen gemäß, ſeiner üblen Thaten wegen hat verfolgen können:"

„So hat die Königliche Commiſſion dieſer und anderer Verbrechen halber, den Rechten nach für gut gefunden, daß dem Georg Heinrich von Görz zur Strafe ſeiner Uebelthaten und zum Exempel andrer falſchen Räthe und Stöhrer der Ruhe des Reichs der Kopf unter dem Gerichte abgeſchlagen und er hernach an ſelbigem Orte begraben werden ſoll.

Gegeben von der Königlichen Commiſſion.

Peter Ribbing."

Wahrlich eine über alle Maaßen leere und unbeſtimmte, und ziemlich kauderwelſche Criminal-Sentenz! Die Verbrechen alſo, derentwegen man den Unglücklichen ohne Beweis, mit deſpotiſcher Genügſamkeit zum Tode ver-

urtheilte, waren — denn ſie verdienen kürzlich recapitulirt zu werden — daß er die Unterthanen beym König angeſchwärzt, daß er diejenigen, die nicht zum allgemeinen Beſten hätten contribuiren wollen, für ſchlechte Leute ausgegeben, daß er mehrere Perſonen zu entfernen geſucht, daß er den König und das Reich durch das Vermögen der Einwohner zu unterſtützen, und den Krieg zu verlängern ſich bemüht habe. Und grade Görz war es, der ihn mit dem mächtigſten Feind, mit Rußland, auf eine vortheilhafte Weiſe ſo eifrig zu beendigen ſuchte. Die übrigen Puncte berühren wir nicht, da ſie gleichſam die beſte Rechtfertigung von Görz ſelbſt enthalten und größtentheils ein Gewebe von ſolchen Beſchuldigungen enthalten, die jedem Miniſter gemacht werden können, der für das Beſte ſeines Souverains treu geſinnt iſt, und es mit Thätigkeit, mit Entſchloſſenheit und Nachdruck zu befördern ſucht.

An demſelbigen Tage, an welchem dieß Todesurtheil abgefaßt war, wurden einige Perſonen abgeſchickt, um es Görz, der nicht wußte, warum er verurtheilt werden ſollte, der die

Beſchuldigungen nicht hatte widerlegen dürfen, im Gefängniſſe vorzuleſen. Es geſchah. Görz hörte das Urtheil mit einer Heiterkeit, mit einer Ruhe des Geiſtes an, die in ſolchen Fällen nur der Character der Unſchuld iſt. Mit Verwundrung aber erfuhr er, daß man über die wichtigſte Angelegenheit, über ſeine Verwaltung der Reichs-Einkünfte nichts in dem Urtheile geäußert habe. Er fürchtete ſich nicht vor dem Tode, wollte aber ſeine Treue und Ehrlichkeit beweiſen und wandte ſich deswegen mit folgender Vorſtellung an den Reichstag:

Hochgebohrne, Hochwürdige, Hochwohlgebohrne, Edle, des Reichs Schweden verſammelte Stände!

Da es den Herren Reichsſtänden gefallen hat, über mein Leben zu beſchließen und die Stunde zu beſtimmen, worin ich es endigen ſoll, ſo unterwerfe ich mich hierin gerne dem Willen Gottes und ihrer Gewalt. Ehe man mich hinrichten ließe, dachte ich indeß, daß

man von den Reichs-Einkünften, die ich bisher verwaltet habe, Rechenſchaft von mir fodern würde; man hat mir aber nichts davon geſagt. Ich kann daher nicht umhin, den Herren Reichsſtänden den Wunſch zu erkennen zu geben, daß Sie mir die Zeit vergönnen möchten, erwähnte Rechnungen aufzuſetzen, um Ihnen zu beweiſen, und der ganzen Welt zu zeigen, daß ich die Finanzen treu, und als ein rechtſchaffner Mann verwaltet habe. Im Fall dieſe Bitte, wie ſo viele andre, mir abgeſchlagen werden ſollte, ſo hoffe ich wenigſtens von der Großmuth der Stände, daß Sie von meinen Erben nie Rechenſchaft über eine Sache fodern werden, von der ſie nichts wiſſen, und daß Sie auch die Güte haben werden, ihnen zu erlauben, meinen Leichnam aus dem Lande bringen zu können. Uebrigens wünſche ich vom Grunde meines Herzens dem ganzen Reiche alle Art von Segen, Ruhm und Wohlergehen. Ich bin

Meine Herren Stände,

Dero

gehorſamſter und ergebenſter Diener,

Görz.

Allein dieſe Bitte, ſeine Finanz-Verwaltung zu unterſuchen, fand, wie all ſein Bitten, nicht Statt. Man war ſich wohl bewußt, daß, wenn man ſie bewillige, Görz ſich in jenem Stücke völlig rechtfertigen würde, und der bereits entſchiedne Proceß von neuem angefangen werden müſſe. Ueberdem war man nach ſeiner Arretirung ſowohl über die Reichsgelder als über ſein Privat-Vermögen mit ſolcher Habſucht hergefallen, und hatte ſo vieles entwandt, daß man alle Unterſuchung darüber ſcheuete — und hintertrieb.

Das Todes-Urtheil wurde den Ständen vorgelegt. Dieſe genehmigten es, wie zu erwarten war, gleich durch Mehrheit der Stimmen. Am 12ten Februar kam es auch zur Beurtheilung und Entſcheidung des Reichsraths. Die Sitzung deſſelben war nur kurz, und wurde in Gegenwart der Königin gehalten. Alle Mitglieder jenes oberſten Reichs-Collegiums wohnten bis auf den Grafen Spens, derſelben bey. Es waren namentlich folgende 12: Die Grafen Nils oder Nicolaus Gyllenſtierna, Carl Guſtav Rhenſköld,

Nils Stromberg, Arwed Horn, Guſtav Cronhielm, Nicodemus Teßin, Joh. Aug. Meyerfeldt, Carl Guſt. Mörner, und die Barone Carl Guſt. Dücker, Guſt. Adam Taube, Erich Sparre, und Axel Banner.

Der Baron Taube — dieß iſt die ganze protocollmäßige Geſchichte jener merkwürdigen verurtheilenden Verſammlung — nahm das Wort. Er ſtellte vor, ob das von der Commiſſion über Görz gefällte Urtheil dem Inhalte gemäß vollzogen, oder ob Görz einige Milderung zu genießen haben ſollte.

Graf Cronhielm — äußerte, daß er es für bedenklich hielte, ſo hart mit Görz zu verfahren, weil der hochſel. König Vertrauen zu ihm gehabt; überdem befürchte er, daß es der Schwediſchen Nation auswärts nachgetragen werden möge, da Görz viele Anhänger und eine angeſehne Familie habe.

Graf Horn: — Ein Mann, der das ganze Reich hat übern Haufen werfen wollen, der alles das begangen hat, was das Urtheil enthält, der auch die Sachen ſo weit getrieben, daß nur noch wenig zu thun übrig

war, — iſt meiner Meynung nach nicht zu ſtrenge gerichtet. Denn, ſollte er gelinder behandelt werden, ſo dürften, zum größten Verderben des Reichs, ſich Mehrere in ſolche Sachen miſchen. Ueberdem haben ihn gewiſſenhafte Männer gerichtet, welche es vor Gott zu verantworten haben, wenn ſie ihm Unrecht gethan.

Graf Cronhielm. Es iſt nicht meine Meynung, daß er unbeſtraft bleiben ſoll; allein man muß auf die dabey eintretenden politiſchen Umſtände Rückſicht nehmen, muß bedenken, daß die Art der Execution der Nation und unſerm Adel nachtheilig werden könne. Man mag ihm den Kopf abſchlagen; — daß man ihn aber unter dem Galgen will begraben laſſen, ſcheint mir bedenklich, da der hochſel. König Vertrauen zu ihm gehabt, und ihn in ſo wichtigen Angelegenheiten gebraucht hat.

Graf Horn: Schweden, die ſich ſo betragen, wie er, mögen auf gleiche Art beſtraft werden.

Die Königin befahl darauf, daß jeder ſeine Meynung ſagen ſollte.

Baron

Baron Banner: Als ich das Urtheil verleſen hörte, vermuthete ich eine härtere Strafe; wenn ich aber bey der vorliegenden Frage darauf ſehen muß, was zum allgemeinen Beſten gereicht, ſo dünkt mich, daß es hinlänglich ſey, wenn er aus der Welt geſchaft wird. Dem Publikum kann ja nichts damit gedient ſeyn, ob er unterm Galgen begraben werde, oder nicht. Ich glaube alſo, daß es gleichgültig ſey, wo er liege.

Dieſer Meynung ſtimmten die drey andern Barone und die Grafen Meyerfeld und Cronhielm bey.

Graf Teßin: Da er von einer ſo anſehnlichen Commiſſion verurtheilt, und das Urtheil ſowohl als die von der Commiſſion befundne Beſchaffenheit ſeines Betragens der Ritterſchaft und dem Adel iſt vorgelegt worden: ſo ſollte ich für mein Theil dafür halten, daß man es dabey bewenden ließe. Denn, wenn ich auf eine gelindre Meynung ſollte gelenkt werden, ſo müßte ich eine genauere Kenntniß von dem Inhalte aller einzelnen Stimmen der Commiſſion haben, welche ſehr weitläuftig ſeyn und

ſeine Verbrechen umſtändlicher enthalten ſollen. Man pflegt wohl im Sprüchworte zu ſagen: der Todte hat ſein Gift verlohren. Allein, es pflegt auch des Beyſpiels wegen etwas zu geſchehen, damit andre deſto mehr abgeſchreckt werden, ſich in die Angelegenheiten einer Reichsregierung zu miſchen, und ich weiß nicht, ob es unrathſam ſeyn möchte, auf eine Veranſtaltung zu denken, die anderwärts wohl gebräuchlich iſt, nemlich ein Monument zu errichten, welches der Nachkommenſchaft Nachricht von ſeinem Betragen gebe, damit Ausländer abgehalten werden mögen, ſich ins Reich einzudringen und den Unterthanen ſolche Gewaltthätigkeiten zuzuziehen, als er veranlaßt und befördert hat. Doch unterwerfe ich dieß Jhro Majeſtät und Ewr. Excellenzen weiterer gnädigſten und günſtigen Beurtheilung.

Graf Horn: Jch bleibe bey dem, was ich vorhin bemerkt habe; und Gott weiß, daß ich es nicht aus Leidenſchaft ſage, ſondern weil ich es weiß, daß ein mindres Verbrechen oftmals iſt härter beſtraft worden. Aus Liebe zum Vaterlande, und damit andre abgehalten

werden, ſich ins Reich einzudrängen, muß ich dem Urtheile der Commiſſion beyſtimmen.

Graf Stromberg: Wenn man die Beſchaffenheit der Sache unterſucht, ſo findet man ſie ſehr übel. Ich kann desfalls nicht anders, als der Meynung des Grafen Horn beypflichten.

Graf Rhenſköld: Für ſeine verderblichen Anſchläge hat Görz die Todesſtrafe wohl verdient; ich überlaſſe es aber Ihro Majeſtät gnädigen Beurtheilung, ob Sie ihm in Anſehung ſeiner Familie Gnade wollen widerfahren laſſen.

Graf Gyllenſtierna: Die Frage iſt, wie ich meyne, ob Görz unterm Galgen begraben werden ſoll, oder nicht? Daß er ſterben müſſe, glaube ich; und da die Abſicht damit erreicht iſt, ſo mag er anderwärts begraben werden, damit ſeine Familie durch eine ſolche Infamie nicht zu ſehr leide.

Die Königin: Er iſt infam genug, wenn er unter die Hände des Büttels kommt; übrigens mögen die Stände mit ihm machen, was ihnen gut dünkt.

Graf Cronhielm: Man muß geſtehen, daß ihm die Vertheidigungsrechte, welche das Geſetz ihm zugeſteht, nicht völlig zu gut gekommen, und daß er keinen Sachwalter gehabt hat. Aus dieſem Grunde und um den Fränkiſchen Adel *) nicht zu reizen, der ſeine Privilegien ſo eifrig vertheidigt und der behaupten wird, daß er hier nicht gerichtet werden könne, dünkt mich, man müſſe mit ihm nicht zu hart verfahren.

Die Grafen Horn und Teßin: Sie wüßten nicht anders, als daß er ſich habe vertheidigen können, und wenn das nicht ausgemacht wäre, ſo müßte eine neue Unterſuchung geſchehen.

Der Graf Cronhielm berief ſich auf die Stimmen der Commiſſion, und beſonders auf den Ombudsmann Stierncrona, der geſagt hatte, daß es unbillig ſey, Görz die Vertheidigungsmittel zu verweigern.

Die Königin befahl darauf, daß die Stimmen herbeygebracht werden ſollten, und es

*) Görz war aus Franken gebürtig.

ward darnach geſchickt. Ehe aber noch dieß Protocoll bey der Commiſſion ankam, fragte der Graf Taube, der zugleich Oberſtatthalter oder Gouverneur von Stockholm war, nochmals, wie es mit der Execution gehalten werden ſollte.

Die Königin: Der Schluß iſt, daß der Oberſtatthalter mit dem Baron Görz nach dem Urtheile der Commiſſion und nach der Aeußerung der Stände verfahre.

Graf Cronhielm: Es iſt alſo überflüßig, daß wir uns hierüber weiter auslaſſen, da Ihro Majeſtät bereits befohlen haben.

So gab die Königin durch dieſes: Stat pro ratione voluntas die Entſcheidung, und unterdrückte dadurch die Empfindungen der Gerechtigkeit und der geſchehenen Verletzung derſelben, die ſich in dem Augenblicke zu regen anfiengen. Alle Gegenvorſtellungen, wäre man auch dazu geneigt geweſen, waren vergebens. Guſtav III vergab in unſern Zeiten, in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ſelbſt ſeinem Mörder und verwandte ſich für die Mitſchuldigen deſſelben. Und Ulrike konnte wirklich

begnadigen; wer aber wollte es weniger als Sie!

Dem Unglücklichen blieb alſo nichts als die nahe, unabänderliche Ausſicht ſeines ſchmählichen Schickſals. Die ſchrecklichſte Ausſicht eines Sterblichen! Indeß war ſie ihm nicht, wie Verbrechern, fürchterlich. Das Bewußtſeyn der Unſchuld gab ihm Stärke und Gelaſſenheit. Die ihm eigne Heiterkeit und die entſchloßne Faſſung des Geiſtes verließ ihn auch jetzt am Rande des Grabes nicht. Er wandte die noch übrigen wenigen Tage dazu an, ſeine Familien-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und ſich zu ſeinem Tode vorzubereiten. Zwey Tage nachdem das Urtheil gefällt war, am 14ten Februar, ſetzte er ſein Teſtament auf, und fügte vier Tage darauf demſelben noch einige Puncte und auch ſeine Grabſchrift bey, die mit ſo vieler Munterkeit des Geiſtes, mit ſo vieler Präciſion und Bündigkeit abgefaßt iſt *). Wie wahr unter andern der lateiniſche Schluß derſelben: Mors Regis, Fides que in

*) S. den 2ten Theil dieſes Werks. S. 292.

Regem et Ducem Mors mea: — Der Tod des Königs und die Treue gegen ihn und den Herzog ſind mein Tod! — Am Tage vor ſeiner Hinrichtung ſetzte er auch noch eine kurze Rechtfertigung, eine Darſtellung der ungerechten, geſetzwidrigen Art auf, mit welcher ſein Proceß betrieben und entſchieden worden. „Ich ſterbe, — hieß es im Anfange derſelben, — und bezeuge vor Gott, daß man mir das größte Unrecht von der Welt thut, indem man mich beſchuldigt, daß ich üble Abſichten für das Reich Schweden gehabt, oder Uneinigkeiten zwiſchen Herrn und Unterthanen habe ſtiften wollen. Morgen iſt mein Tag. Die Zeit iſt zu kurz, es umſtändlich zu beweiſen; die bey der Commiſſion vorgekommenen Nullitäten zeigen genug, daß man es zu keiner Deduction hat wollen kommen laſſen. Das Urtheil iſt vorher ſchon von Haß und Erbitterung, und um an einem Fremden den Muth zu kühlen, entworfen geweſen.“

Das, was Görz bey ſeinem Schickſale am naheſten gieng, waren ſeine unmündigen

Kinder *) — die ihre Mutter ſchon früher verlohren hatten, — und ſeine Anverwandten. Um ihre Trauerempfindungen zu lindern, und eine Schmach von ihrer Ehre zu entfernen, wandte er ſich zuletzt mit der Bitte an die Königin, daß er nicht öffentlich ſondern im Gefängniſſe möchte hingerichtet werden. Aber wie alle ſeine Bitten, wurde am wenigſten noch dieſe gewährt, da man dem Volke das blutige Schauſpiel der befriedigten Rachſucht nicht vorenthalten wollte.

Dieſes Schauſpiel erfolgte bey Stockholm am 12ten März 1719. Die ganze Stadt war in Bewegung; Tauſende von Menſchen drängten ſich, daſſelbe zu ſehen. Görz erſchien, von

*) Görz war mit der Gräfin Chriſtine Magdalene von Reventlau vermählt geweſen, und hinterließ aus dieſer Ehe zwey Töchter. Die älteſte derſelben, Georgine Henriette Dorothea, eben die, welche die Ehre ihres Vaters ſo rühmlich gerechtfertigt hat, wurde mit dem Reichskammergerichts-Aſſeſſor, Friedrich von Eyben und ihre jüngere Schweſter mit dem Naſſau-Siegenſchen Geh. Rathe, Hieronymus Wigand von Laffert vermählt. Letztere ſtarb nach einer 9jährigen Ehe mit demſelben im Februar 1750 zu Hamburg.

Bewaffneten umgeben und von dem Redlichen, von dem Paſtor Conradi begleitet, der ihn vergebens zu retten geſucht, und ihn darauf zum Uebergange in eine gerechtere Welt vorbereitet hatte. Er erſchien, nahete ſich ohne Furcht und Zittern dem Schwerdte des Büttels, und verlohr ſein Haupt unter den Worten: Herr in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.

Gerne wenden wir unſre Blicke von einer Scene hinweg, die die Schande des Jahrs war, die damals Erſtaunen und Unwillen bey der ganzen unpartheyiſchen Welt erregte und die auch in ferner Rückerinnerung noch Schaudern und Mitleiden bey jedem erregt, der für die Leiden der Unſchuld Gefühl hat, und Tyranneyen und Ungerechtigkeiten verabſcheut.

Den tiefſten, rührendſten Eindruck machte der Schlag auf dem Richtplatze auf die anweſenden Bedienten des Enthaupteten. Dieſe treuen, braven Menſchen wollten ihren unglücklichen Herrn auch nicht im Tode verlaſſen, und erwieſen ihm, ohne der vorgängigen Schmach des Blutrichters zu achten, die letzte Ehre. Sie nahmen — dieß hatte man doch,

wenn die Execution geſchehen wäre, gnädigſt bewilligen wollen — den entſeelten verſtümmelten Leichnam, legten ihn in den bereit gehaltenen mit ſchwarzem Sammt überzogenen Sarg und begruben ihn unter Thränen in der Nähe der Richtſtätte, wie von der Regierung verordnet war.

An dieſer ehrloſen Stätte ruhete er aber nicht lange. Neun Tage nach ſeiner Beerdigung wurde das feyerliche Leichenbegängniß des verſtorbenen Königs gehalten. Die Gelegenheit dieſer Trauer-Ceremonie, bey der Staatspflicht und Neugierde alles in Bewegung ſetzte, um zu folgen und zuzuſehen, benutzten die treuen Bedienten, ſtohlen des Abends den Leichnam ihres Herrn, brachten ihn in ein ſichres Haus zu Stockholm, balſamirten ihn ein, und ſchickten ihn in einem Reiſe-Koffer nach Hamburg.

So war das Ende jenes teutſchen Staatsmanns, der ſeinem Fürſten ſo getreu gedient, für die Ehre des fremden Staats ſo thätig gearbeitet und ſein Beſtes ſo unleugbar bezielt hatte, der in Rückſicht des Genies zu den größ-

ten Staatsmännern unſers Jahrhunderts gehörte, und der zum Verbrecher werden mußte, weil er das Unglück gehabt hatte, von einem Könige, welcher ſich ſonſt ſo wenig rathen ließ, mit Liebe und ausſchließlichem Vertrauen beehrt worden zu ſeyn, weil er ein Ausländer, und weil er ferner der fähige, furchtbare Diener eines jungen Fürſten war, der ſich um eine Krone bewarb, die er nicht haben ſollte.

Und er bekam ſie auch nicht, und hatte tauſend andre widrige Schickſale. Noch auffallender und ſonderbarer waren die Schickſale, die der größte Theil der Commiſſarien hatte, welche Görz verurtheilten. Acht Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, wurde der, der es vornemlich befördert hatte, der Präſident der Commiſſion, der Landmarſchall Ribbing vom Schlage gerührt, und verſchied auf der Stelle noch vor Görz. Der Ankläger deſſelben, Fehmann, bekam auch den Schlag, und trug das Merkmahl deſſelben ſo lange er lebte. Der Juſtiz-Bürgermeiſter Hylten wurde von Würmern gefreſſen, der Graf Löwenhaupt, der auch gegen Görz votirt hatte, 1743 enthauptet, und der

Doctor Molin das Opfer eines beſondern Zufalles, indem er rückwärts vom Stuhle fiel und den Hals brach. Eine eigne Gruppe von außerordentlichen Todesfällen, die das Schwediſche Volk für Strafgerichte Gottes anſah, und die den Glauben deſſelben dahin änderten, daß man den Baron von Görz doch wohl müſſe Unrecht gethan und ſein Blut unſchuldig vergoſſen haben.

Und dieß iſt nachdem mit all dem Haſſe, den eine edle Seele gegen Unrecht hegt, von einem Schwediſchen Könige ſelbſt erklärt worden. Die ſchönſte erhabenſte Rechtfertigung des Unglücklichen, deſſen Urne lange mit dem ſchwarzen Schleyer der Verläumdung bedeckt bleiben mußte, da die Wahrheit ſich ſcheuete, ihn öffentlich abzunehmen, blieb dem Zeitalter Guſtavs III vorbehalten. Eine noch am Leben gebliebene Tochter des Baron von Görz, die Baroneſſe von Eyben, erwarb ſich das Verdienſt um das Andenken ihres unglücklichen Vaters, zu dieſer Rechtfertigung die Veranlaſſung zu geben. Nachdem Guſtav ſeit einiger Zeit die Regierung angetreten, und den Ruhm

ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften verbreitet hatte, wandte ſich erwähnte Baroneſſe mit folgendem, aus dem Franzöſiſchen hier überſetzten, Schreiben an ihm:

Sire!

„Mit der tiefſten Verehrung nahe ich mich dem Throne eines Monarchen, deſſen heldenmüthige erhabne Handlungen mit dem Character der Gnade und Güte bezeichnet ſind.“

„Ich darf mich, Sire, in die Reihe derer ſtellen, die mit Freuden den Ruhm des Befreyers von Schweden feyern; mein Name dient zum Dollmetſcher meiner Geſinnungen und zum Bürgen deſſen, was mein Herz empfindet. Ich bin die Tochter des Baron von Görz, deſſen Andenken durch den Zeitpunct von 1719 erhalten wird, der ein Opfer der königlichen Würde und des Durchlauchtigen Hauſes Hollſtein wurde.“

„Der große Carl XII beehrte meinen Vater mit ſeinem Zutrauen. Er ſuchte deſſen durch ſeine treuen Dienſte würdig zu werden, und

wurde zum Tode verdammt, weil er ſie geleiſtet hatte.“

„Da dieß innere Bewußtſeyn der treu geleiſteten Dienſte ihn bis zum letzten Augenblick beſeelte, ſo erſuchte er ſeine Richter um die Erlaubniß, ſein Miniſterium rechtfertigen und von den Geldern Rechenſchaft ablegen zu können, die er zum Dienſte des Königs verwandt hatte.“

„Allein taub gegen ſeine Bitten, ſo wie gegen die Vorſchriften der Geſetze, hatten ſie ſich ſeiner Papiere und ſeiner Sachen bemächtigt: und kaum war die Hinrichtung vollzogen, ſo foderte die herrſchende Parthey von den unglücklichen Wayſen, die kaum erſt die Wiege verlaſſen hatten, die Rechtfertigung, die man ihrem Vater verweigert hatte.“

„Um dieſen Schritt deſto feyerlicher zu machen, ließ man auf die Güter des Baron von Görz in Teutſchland unter dem Vorwande Beſchlag legen, daß er als ein Schuldner der Krone geſtorben ſey. Die Beweiſe vom Gegentheil, welche der Verſtorbne ſeiner Familie hinterlaſſen hatte, und die ſeine eigne, den

Richtern gemachte Anerbietungen beſtätigten, bewogen ſeine Anverwandten, um die Unterſuchung ſeiner Rechnungen anzuhalten. Allein, man konnte die Feſſeln nicht mehr brechen. Die Sache blieb lange in tiefer Vergeſſenheit begraben; bis der Finanzrath von Boltenſtern, ein Mann der uns unbekannt war, als ein Engel vom Himmel geſandt erſchien, um die Unſchuld meines Vaters, und die Summen zu rechtfertigen, welche der Verſtorbne der Krone vorgeſchoſſen hatte. Er ſchrieb ſein Vorhaben dem freywilligen Eifer bey, der ihn belebe und dem glücklichen Erfolge, womit er ſeine Unterhandlungen angefangen habe. Allein ſeine Grundſätze waren nicht ſo menſchenfreundlich, waren nur intereſſirt, nur ſolide für ihn ſelbſt. Die Archive des Reichs hatten ihm von den Papieren meines Vaters Kenntniß verſchaft, und nachdem er ſich wohl bewaffnet, ehe er ſich in Streit einließ, hintergieng er die Unwiſſenheit, und arbeitete für ſich ſelbſt.“

„Seine Briefe und Berichte beweiſen meine Behauptung. Erlauben Sie, Sire, Ihnen ein Memoire zu Füßen zu legen, welches die

Kunſtgriffe, deren er ſich bediente, darſtellen wird. Geruhen Sie, Ihre Blicke auf dieſen Gegenſtand meiner Klagen zu richten. Sie zielen nicht auf die Belohnungen, die den Arbeiten und den geleiſteten Dienſten gebühren, noch auf die Erſtattung der Unkoſten ab, die der Unterhändler gemacht hat. Die Entſcheidung darüber unterwerfe ich Ewr. Majeſtät hohen Einſicht. Von Ihrer Gerechtigkeit und Gnade darf ich die Erſtattung der Güter hoffen, die er ſich hat anmaßen wollen, und bitte Sie unterthänigſt, den Fortgang der Auszahlungen hemmen zu laſſen, welche die Krone angefangen hat dem Herrn von Boltenſtern zu leiſten. Es ſind die Rechte der Menſchen, Sire, um die ich zu den Füßen des Beſchützers der Geſetze und des Wohlthäters der Menſchen flehe."

„Möchte doch die glorreiche Regierung Ewr. Majeſtät das Glück Ihrer Reiche aufs möglichſte verlängern! Möchten doch meine Wünſche für die lange Dauer Ihrer koſtbaren Tage in Erfüllung gehen!"

„Ich

„Ich habe die Ehre, mit dem tiefſten Reſpect zu ſeyn

Sire!

Ewr. Majeſtät

Lübeck d. 27. Septemb. 1773.

unterthänigſte und ſubmiſſeſte Dienerin
Georgine Henrike von Eyben,
gebohrne von Görz.“

Hierauf erließ der verewigte König folgende, eigenhändig geſchriebene Antwort, die auf immer ein herrliches Denkmahl ſeines Geiſtes und Characters bleibt.

„Frau Baroneſſe von Eyben!“

„Ich ſchätze das Andenken des berühmten und unglücklichen Baron von Görz zu ſehr, als daß die Nachricht nicht ſehr rührend für mich geweſen ſeyn ſollte, daß noch eines von ſeinen Kindern übrig iſt, welche die Tyranney und ſchreckliche Ungerechtigkeit der Königin Ulrike Eleonora, und der Perſonen, die bey dem Reichstage von 1719 präſidirten, zu

Wayſen machte. Sein unſchuldiges Blut hat ſchon zu lange um Rache geſchrieen *). Schweden hat während 50 unglücklicher, verheerender, zerrüttender Jahre den Tribut theuer bezahlt, den der Zorn des Himmels für das Verbrechen foderte, das man gegen einen großen, unſchuldigen Mann begangen hat. Ich wünſche daher, als erſter Mitbürger meines Vaterlandes, eifrigſt, im Namen eben dieſes Vaterlandes die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die unſre Vorfahren begangen haben. Zu dieſem Titel, den ich als den ſchönſten unter denen anſehe, welche die Vorſehung mir hat ertheilen wollen, füge ich noch den meines Hauſes hinzu, für welches er ein Opfer geworden iſt. Sie können alſo leicht urtheilen, Madame, wie ſehr ich geneigt bin, Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, um die Sie als Tochter und Erbin des verſtorbenen Baron

*) — Qu'il exiſtoit encore une de ſes enfans, que la tirannie et l'injuſtice atroce de la Princeſſe Ulr. Eleon. et de ceux, qui preſidérent à la Diéte de 1719, rendirent orphelins. Son ſang innocent a trop-long-tems crié vengeance.

von Görz erſuchen. Ich habe deswegen die gerichtlichen Anfoderungen, die von Seiten der Erbinnen des Hrn. von Boltenſtern über eben dieſe Sache angefangen worden, ſuſpendirt. Das Memoire, welches Sie anführen, muß die Beweiſe deſſen enthalten, was Sie behaupten, und wenn Sie es werden übergeben haben, will ich es mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit unterſuchen laſſen."

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinem heiligen gnädigen Schutz nehme, und bin

Frau Baroneſſe von Eyben

Gegeben auf dem Schloſſe Gripsholm d. 28ſten October 1773.

Ihr

ſehr ergebner

Guſtav."

Das war die Geſchichte der Görziſchen Kataſtrophe, die wir im Zuſammenhange bis zu ihrer ſchrecklichen Entſcheidung mitgetheilt ha-

ben, ohne den Faden der Erzählung durch Anführung andrer Vorgänge der Zeit zu unterbrechen. Wir gehen nunmehr um ein Paar Monate in die Geſchichte zurück, um die Veränderung der Regierung und der Landesverfaſſung und der andern Schwediſchen Merkwürdigkeiten darzuſtellen, welche der Tod Carls zur Folge hatte.

Der Bothe, welcher die große Trauernachricht überbrachte, war der General-Adjutant Sicker. Die Beſchleunigung ſeiner Reiſe war von der äußerſten Wichtigkeit. Auch eilte er ſo ſehr, daß er aus dem ſüdlichen Norwegen binnen drey Tagen, Freytag Nachmittags den 2ten December 1718 (alten Styls) zu Stockholm ankam. Zum Pfandzeichen der Wahrheit des unglücklichen Vorfalls, den er melden wollte, hatte er den blutigen Hut Carls mitgenommen. Einige Stunden nach ihm kam auch der Oberſt Bennet in erwähnter Reſidenz an. Er überbrachte weitre Nachrichten und Anweiſungen von dem Prinzen von Heſſen. Beyde Couriers traten bey dem Gouverneur von Stockholm, dem Grafen Taube, ab. Die

Nachricht wurde unverzüglich der Prinzeſſin Ulrike mitgetheilt. Sie erſchrack, wurde aber nicht ſo gerührt, nicht ſo vom Schmerze betäubt, als der junge Herzog von Holſtein. Und dieſer betrauerte einen Oncle, und ſie hatte einen Bruder zu betrauern. Aber Zärtlichkeit gegen ihn war nie eine ihrer herrſchendſten Empfindungen geweſen.

Die Nachricht blieb vorerſt ein völliges Geheimniß in der Stadt. Man eilte, die nöthigen Sicherheitsanſtalten zu treffen. Der Oberſtatthalter Taube wurde die mächtigſte Stütze der Prinzeſſin. Indem alles in völliger Ruhe und Stille war, erfuhren die Holſteiniſchen Regierungsbedienten das überraſchende Schickſal, arretirt zu werden. Zugleich wurde, wie ſchon oben erwähnt, das Haus des Baron Görz mit Wache umgeben. Die ganze Garniſon, die aus drey Regimentern beſtand, verbreitete ſich durch die Stadt, und beſetzte die Hauptplätze. Dieſer außerordentliche lärmende Vorgang verſetzte alles in Bewegung und unruhige Neugierde. Man lief, fragte was vorgienge,

ſprach, muthmaßte über die Urſache und erfuhr doch nichts gewiſſes.

Indeß hatte die Prinzeſſin unter dieſen Sicherheitsanſtalten den Senat zu ſich berufen. Er beſtand damals nur aus 11 Mitgliedern. Von dieſen waren aber gerade nur wenige anweſend. Drey derſelben waren allein als Generale bey der Armee. Jene wenigen Mitglieder verſammelten ſich Abends 9 Uhr in dem Cabinet der Prinzeſſin. Sobald ſie erſchien, trat der Staatsſecretair, nachmalige Reichsrath, Graf Samuel Bark vor, wünſchte Ihrer Majeſtät Glück zum Antritt der Regierung und begrüßte ſie zuerſt als Königin von Schweden. Das Compliment dieſer Anrede war eine Ueberraſchung. Die königlichen Räthe hatten ſich in der Eile verſammelt, ohne überlegt, ohne berathſchlagt und beſchloſſen zu haben, was ſie thun oder laſſen wollten, ohne überhaupt zu wiſſen, was eigentlich vorgehen ſollte. Nach dem Glückwunſche des Staatsſecretairs hielt die Königin eine kurze Anrede, worin ſie zu Folge des von ihrem Gemahl erhaltenen Raths zu erkennen gab, daß ſie zwar als rechtmäßige

Erbin die Regierung antrete, daß ſie aber zum Beſten des Reichs und zur Erfüllung der Wünſche der Nation ſogleich beſchloſſen habe, die Souverainität abzuſchaffen.

Dieß war ſo recht ein Wort der Freude für die Königlichen Räthe; ein Strahl ſchöner Hoffnungen, der ganz ihre Seele durchdrang und ſie hinriß. Ohne den wichtigen Schritt zu bedenken, den ſie thaten, ohne auf ihre geringe Anzahl, ohne auf den Umfang ihrer Rechte und auf die Befugniß zu ſehen, die eigentlich den Reichsſtänden zukam, hielten ſie in dem Augenblicke die Thronfolge für ausgemacht, erkannten die Prinzeſſin für die erbliche Königin, verſetzten ſich auf der Stelle in ihre vorigen Privilegien, und gaben ſich wieder den Titel von Reichsräthen, ein Titel, der indeß nachher erſt vom Reichstage wieder eingeführt und ihnen zu tragen förmlich erlaubt wurde.

So glücklich wie's für die Prinzeſſin zu Stockholm gieng, gieng's auch bey der Armee. Dieſe brach, nachdem der König gefallen war, aus Norwegen wieder nach Schweden auf. Man eilte dabey ſo, als wenn man geſchlagen

wäre. Der Feldmarſchall, Prinz Friedrich von Heſſen hatte in Folge eines gehaltnen Kriegsraths dieſen ſchleunigen Rückmarſch verordnet. Es lag ihm mehr daran, den Sieg der Krone, als Siege gegen die Feinde zu erringen. Und dieſe Ausſichten ließen auch einen glücklichen Erfolg erwarten. Man hatte in der Hauptſtadt den Vorſprung gewonnen und auch die Armee gröſtentheils auf der Seite. Alle Kunſtmittel, die wirkſam ſeyn konnten, wurden gleich und in der Folge angewandt. Die Chefs der Regimenter behielten die Gelder, die in der Kriegscaſſe waren, andre bekamen Geſchenke und die neue Königin ernannte 6 neue Mitglieder des Senats und nahm bald viele andre Beförderungen vor. Der erſte, der zugleich an Anſehen mit ihr ſtieg, war ihr Gemahl. Sie legte ihm gleich, noch wie er ſich bey der Armee befand, den Titel **Königliche Hoheit** bey.

Die Truppen waren eben wieder auf der Schwediſchen Gränze angekommen, als man durch allgemeine Bekanntmachung erfuhr, was zu Stockholm vorgegangen war. Der Prinz

von Heſſen ſchritt darauf zu der nöthigſten Veranſtaltung, die Armee der neuen Königin huldigen zu laſſen. Allein ein Theil derſelben weigerte ſich, dieß zu thun. Er wollte es nicht anders, als wenn die Abſchaffung der Souverainität der Preis ſeiner Huldigung wäre. Dieſer wurde zugeſichert, und darauf der Königin die Treue geſchworen.

So war dem Herzoge von Holſtein dadurch, daß die Gegenparthey die Hauptſtadt und die Armee gewonnen, und ſeine fähigſten Regierungsbedienten arretirt hatte, der Weg zum Throne ſchon ſo gut, wie verſchloſſen. Und doch hatte er, wenn es auf Erbfolge ankam, ein unſtreitigeres Recht zu demſelben, als die Prinzeſſin Ulrike. Sie war die jüngſte, und er der Sohn der ältern Schweſter Carls. Blieb dieſer am Leben und beſtimmte ſelbſt ſeinen Nachfolger, ſo war es keiner gewiſſer, als er. Denn Carl liebte ihn, und nicht ſeine Schweſter und ſah Frauenzimmer überhaupt nicht gern, und am allerwenigſten auf dem Throne. Kam der Herzog ſeiner Tante nur mit der Erklärung zuvor, daß er die Souverainität, die

ein ſo verhaßter Dorn in der Krone geworden war, aufgäbe, ſo blieb es ſehr zweifelhaft, auf weſſen Haupt ſie kam. Allein jener leidige Reitz der Herrſchaft feſſelte ihn wie die größte Schönheit. Er wollte bey der falſchen Politik ſeiner Rathgeber nichts nachlaſſen, wollte die ganze Regierungsmacht erben, verließ ſich dabey zu ſehr auf die Stärke ſeiner Parthey — und fand ſich bey ſeiner Indolenz und Sicherheit am Ende völlig getäuſcht.

Als er von der Armee zu Stockholm ankam, ſaß ſeine Tante längſt auf dem Throne. Das Volk, das gewöhnlich den erſten Eindrücken folgt, hatte ihre Proclamation mit Jubel aufgenommen. Die Prinzeſſin eilte nunmehr auch von der Nation anerkannt, und in ihrer höchſten Würde befeſtigt zu werden. Sie erließ deswegen unterm 15ten December ein Ausſchreiben, wodurch die Stände auf den 20ten Januar 1719 zu einem Reichstage nach Stockholm zuſammen berufen wurden.

In dieſem Ausſchreiben hieß es unter andern alſo:

„Es kann Euch nicht anders als erfreulich zu vernehmen ſeyn, daß Wir unter dieſen Umſtänden aus einer beſondern Liebe zu euch und zu dem gemeinen Beſten, den Schwediſchen Thron beſtiegen haben, da durch den unerwarteten Tod Ihrer Majeſtät, Unſers hochgeehrteſten und geliebteſten Bruders, glorwürdigſten Andenkens, die Krone vermöge des Erbrechts auf Uns gefallen iſt. Um die Regierung deſto glücklicher zu führen, hat Uns Unſer Eifer, das Wohl des Reichs und der Unterthanen zu befördern, zu dem feſten Entſchluß bewogen, — wie wir ſolches auch ſchon gegen den Reichsrath erklärt haben — daß wir alles wieder in den vorigen Stand ſetzen, und alle eingeführte Neuerungen und beſonders die ſogenannte Souverainität oder unumſchränkte Gewalt über die Unterthanen gänzlich abſchaffen, welche Souverainität Wir auch durch Gegenwärtiges nicht allein für Uns ſelbſt, ſondern auch für Unſre Nachkommen durchaus und auf ewig verbiethen, indem Wir der Meynung ſind, daß Wir die ſouveraine Macht alsdann in Unſerer Königl.

Gewalt haben werden, wenn Wir Uns in den Herzen Unſerer getreuen Unterthanen durch Billigkeit und Großmuth befeſtigt haben. Wir haben dabey das gnädige Vertrauen zu Euch, daß Ihr alle Unſre löblichen Unternehmungen, ſo wie es vernünftigen Schwediſchen Herren zuſtehet, unterſtützen, Euer inbrünſtiges Gebet für Uns zu dem Himmel ſchicken, Uns ſowohl mit Rath als mit der That behülflich ſeyn und die Laſt Uns tragen helfen werdet, womit Wir von dem allmächtigen Gott beladen ſind.“

Zufolge dieſes Ausſchreibens und der mündlichen Erklärung an den Reichsrath hatte die Königin alſo den Thron aus Erbrecht beſtiegen. Man ſah aber bald ein, daß dieſe Beſtimmung zu eilfertig, zu poſitiv gegeben ſey. Man mußte beſorgen, daß ſie ein Stein des Anſtoßes werden könne, der den Ständen Gelegenheit gäbe, wieder alles übern Haufen zu werfen. Das einzige Landesgeſetz, welches in dem gegenwärtigen Falle der Thronerledigung zu Rathe gezogen werden konnte, und die Regeln der Entſcheidung enthielt, war die im Jahre 1604 zu Nordkjöping geſchloßne Erbver-

einigung. In dieſer war feſtgeſetzt worden, daß keine königliche Prinzeſſin anders als Erbin auf dem Throne folgen könne, als wenn ſie unverheyrathet, oder mit Vorwiſſen und unter Einwilligung der Stände an einen Prinzen von Evangeliſch-Lutheriſcher Religion verheyrathet ſey. Und die Prinzeſſin Ulrike war ohne alle Befragung der Stände am 4ten April 1715 mit dem Erbprinzen Friedrich von Heſſen vermählt worden. Freylich war dieß auch bey der Vermählung ihrer Schweſter, der verſtorbnen Mutter des jungen Herzogs von Holſtein, der Fall geweſen. Sie aber hatte einen Prinzen von der in Schweden herrſchenden Lutheriſchen, Ulrike aber einen Prinzen von reformirter Religion geheyrathet.

Die Ausſicht wegen dieſes Umſtandes wurde bedenklich. Viele Große nahmen es übel, daß die Prinzeſſin ſich ſo ganz eigenmächtig die Krone aufgeſetzt habe. Man fieng an, auch unter dem Volke Mißvergnügen zu erwecken. Die Mitglieder des Senats errötheten über die Voreiligkeit, womit ſie die Prinzeſſin als Erbkönigin anerkannt hatten, beſorgten den Unwillen

der Stände und ſuchten ihr Verſehen wieder gut zu machen. Der königliche Rath und Präſident des Kanzley-Collegiums, Graf Arwed Horn, wurde der Dollmetſcher ihrer Geſinnungen und Abſichten. Er hielt in einer Verſammlung des Senats, welcher die Königin beywohnte, eine lange Rede, worin er derſelben vorſtellte, daß ſie wegen der ſchon angeführten Geſetz-Uebertretungen bey ihrer Verheyrathung kein Erbrecht zur Krone habe, ſondern daß das Reich nunmehr ein Wahlreich geworden ſey. Wolle ſie auf dem irrigen Glauben des Erbrechts beſtehen, ſo würde ſie Widerſprüche und Schwierigkeiten finden, deren Folgen ſehr unangenehm und gefährlich werden könnten. Sie möchte daher den Eingebungen der Großmuth und Klugheit Gehör geben, und die Ertheilung der Königlichen Würde, der Wahl der Stände überlaſſen. Thäte ſie dieß, ſo würde ſie gewiß die Krone behalten, könnte ſie aber vielleicht verliehren, wenn ſie es nicht thäte.

Dieſer Vortrag war der Königin äußerſt unerwartet. Die Mitglieder des Senats wa-

ren einige Zeit vorher die erſten geweſen, die ſie als Erbkönigin begrüßt und anerkannt hatten; — und jetzt mußte ſie in der Mitte derſelben hören, daß man dieſe Anerkennung zurück nehme, daß ſie keine Erbkönigin ſeyn könne. Die Sache war zu ärgerlich und zugleich zu reitzend und wichtig, als daß die Reſignation ihr keinen Kampf gekoſtet hätte. Sie konnte es nicht begreifen, wie ſie deshalb ihr Erbrecht an die Krone verliehren ſollte, weil ſie als die Tochter eines ſouverainen Königs und bey Lebzeiten deſſelben ohne das Jawort der Stände, welches ja eine bloße Formalität geweſen wäre, verheyrathet worden. Die Nothwendigkeit machte ihr indeß doch bald begreiflich, was ihr ſo unbegreiflich ſchien. Ihr Neffe, der Herzog von Holſtein, ſollte als Thron-Competent gar nicht in Erwägung kommen; wie viel weniger wollte ſie die Gefahr beſtehen, ſeine Rechte mit den ihrigen vergleichen zu laſſen! Sie bequemte ſich alſo auch zu dem letzten Opfer, das an ſich auch mehrentheils nur in der Einbildung beſtand, den Titel einer erblichen Königin, mit dem einer gewählten vertauſchen zu wollen.

Unter dieſen Umſtänden nahm jener Reichstag ſeinen Anfang, welcher durch ſeine Beſchlüſſe und Verfügungen, und durch die langen Folgen, welche dieſelben hatten, der merkwürdigſte in der Schwediſchen Geſchichte dieſes Jahrhunderts wurde. Der Zuſtand des Reichs war einſtweilen ganz verändert. Von den Schranken der Souverainität befreyet, regte ſich nun überall der lebhafteſte Geiſt der Freyheit. Die Nation hatte lange Muße gehabt, ihre Thorheit zu beweinen, ſich ſelbſt ein Joch aufgelegt zu haben, von welchem ſie ſo wund war gedrückt worden. Die Helden-Eigenſchaften Carls wurden noch im Grabe verehrt. Die Patrioten freueten ſich indeß, daß er unvermählt, daß er ohne Erben geſtorben, — und daß mithin die Souverainität, oder wie man es lieber nannte, der Despotismus mit ihm war begraben worden.

Die Deputirten der vier Claſſen der Nation, des Adels, der Geiſtlichkeit, des Bürger- und Bauernſtandes hatten ſich, wie beſtimmt war, auf den 20ſten Januar 1719 zu Stockholm verſammelt. Nach Unterſuchung der Vollmachten

und

und Verrichtung der übrigen Formalitäten wurde der ſchon oben angeführte Landeshauptman über Upſala-Lehn, Baron Peter Ribbing, zum Landmarſchall und zum Präſidenten des Adelſtandes, zum Wortführer oder Sprecher der Geiſtlichkeit, wie gewöhnlich, das oberſte Mitglied derſelben der Erzbiſchof von Upſala, Mathias Steuchius, und zum Sprecher des Bürger- und Bauernſtandes, der ebenfalls in der Görziſchen Geſchichte ſchon erwähnte Juſtiz-Bürgermeiſter Hylten zu Stockholm erwählt.

Die Verſammlung fing gleich — und zwar unter dem Adel — mit Zank und Zwietracht an; und das, weil die Souverainität nicht mehr war, weil man jetzt mit neuer Freyheit raiſonnirte, und alles neue Rechte zu bekommen ſuchte. Der Umſtand war folgender. Der Adel beſtand, wie noch jetzt in Schweden, aus 3 Claſſen, aus der Claſſe der Herren — der Grafen und Barone — aus der der Ritter und ſolcher Adlichen, deren Vorfahren ehemals Reichsräthe geweſen, und aus der Claſſe des geſammten übrigen jüngern und niedern Adels. Den Verordnungen und den Sitten gemäß,

wurden die Stimmen nach den Claſſen geſam-
melt, ſo, daß die eine Claſſe gut heiſſen mußte, was die beiden andern beſchloſſen hatten. In der That war dies Verhältniß ſo unpaſſend als unbillig. Die beiden erſtern vornehmen Claſſen des Adels beſtanden aus wenigen, dieſe letzte Claſſe hingegen aus den mehrſten Familien. Und dieſe mußten gewöhnlich gut heiſſen, was die erſtern beliebten. So herrſchte der hohe Adel auf den Reichstagen. Der zahlreiche niedrige Theil deſſelben, glaubte jetzt den gelegenſten Zeitpunkt zu haben, ſich dem drückenden Uebergewichte ſeiner vornehmen Mitbrüder zu entziehn. Er drang darauf, daß die Stimmen nicht mehr nach den Claſſen, ſondern nach den Köpfen geſammelt werden ſollten. Ein Neuerungs-Entwurf, der den höhern Adel in Staunen und Unwillen verſetzte. Er ſollte den ſchönſten, den wichtigſten Theil ſeiner Autorität aufgeben. – Dies konnte ohne Kampf nicht geſchehen. Man proteſtirte, berief ſich auf die Statuten, widerſetzte ſich aufs heftigſte. Das Andringen des niedern Adels war dagegen noch ſtärker, und der Enthuſiasmus um ſo lebhafter

da es auf die Erringung eines wichtigen Rechts ankam.

Man wollte dieß durchaus erkämpfen. Der Streit kam aufs äußerſte. Die dritte Claſſe des Adels drohete, ſich von den beiden erſtern Claſſen trennen, und einen eignen Landmarſchall erwählen zu wollen. Bey dieſer hartnäckigen Entſchloſſenheit fand ſich endlich der höhere Adel bewogen, nachzugeben. Es wurde beſtimmt, daß künftig nicht mehr — was ſo lange geſchehen war — nach den Claſſen, ſondern nach den Köpfen votirt werden ſollte. So wurden ſich nun alle vom Adel, in Abſicht des Antheils, den ſie an den Reichs- und Regierungs-Sachen bekamen, einander gleich. Der Feldmarſchall und der Unterofficier, einer der Erziehung gehabt hatte und Erfahrung beſaß, und einer, dem es an beyden fehlte, galten nunmehr, nach dem Ausdrucke eines ſchwediſchen Geſchichtſchreibers, gleich viel. Und dabey ſollte ſich das Reich doch wohl befinden.

Mit weit mehrerer Ruhe, faſt ganz ohne öffentlichen Hader und Zwietracht wurde dagegen die Angelegenheit, die das ganze Reich und

alle Stände beſonders intereßirte, die Beſetzung des Throns entſchieden. Sobald die erſte General-Verſammlung aller Deputirten, oder das ſogenannte Plenum Plenorum, gehalten wurde, ließ die Königinn ein Schreiben verleſen, worinn ſie bekannt machte, daß ſie der Souverainität entſagt habe, und es den Ständen überlaſſe, über die Thronfolge zu beſtimmen. Die Königin wohnte mit ihrem Gemahl ſelbſt dieſer Sitzung bey. Auch der Herzog von Holſtein fand ſich gegenwärtig. Die Stände fanden es nicht wenig ſchmeichelhaft, nun auch den Thron zu vergeben zu haben. Und da alle ihre Wünſche erfüllt waren, ſo war es billig nun auch den Wunſch der Prinzeßin zu erfüllen! Man hatte um ſo mehr Anlaß dazu, da man — um ſelbſt herrſchen zu können, — weit lieber ein Frauenzimmer, als einen Prinzen auf den Thron ſah. Aus allen Unterſuchungen erhellte denn bald, daß durch die freye Wahl keinem die Krone mehr zukomme, als der Prinzeßin Ulrike. Der Herzog von Holſtein ließ dagegen durch ſeinen General Bauer proteſtiren. Allein dies war ein Ceremoniel ohne allen Erfolg.

Die Stände wählten die Prinzeßin, ließen ihr durch eine groſſe feyerliche Deputation ihre Wahl bekannt machen, und huldigten ihr darauf.

Die Wahl=Acte war ſehr weitläuftig abgefaßt. Hier nur das Weſentlichſte und Merkwürdigſte daraus: „Demnach es dem Allerhöchſten gefallen, den großmächtigſten König, Carl XII. aus dem Leben wegzureißen und ſo unſer Oberhaupt von uns zu nehmen; ſo haben wir als getreue Reichsſtände mit allem Fleiß, Nachdencken und Sorgfalt überlegt und berathſchlagt, wer dieſes Reichs Schweden erledigten Thron, da keine männliche Erben hinterlaßen worden, beſitzen ſolle. Und da wir nach allen beſtehenden Geſetzen — finden, daß die Prinzeßinnen, welche zu Erbinnen der Krone geſchickt ſeyn wollen, unverheyrathet oder nicht ohne der Stände Einwilligung verheyrathet ſeyn müßen — indem Sr. hochſeel. Majeſtät König Guſtav Adolphs einzige Tochter (die nachmalige Königinn Chriſtine) deshalb allein zum Thron berechtigt erkannt worden, weil ſie unverheyrathet und ein Fräulein geweſen — ſo ſehen wir uns in eine vollkommne Freyheit ge=

ſetzt, uns eine Obrigkeit zu wählen, welche uns am beſten dünkt. Und da wir uns billig hierbey der hohen Verdienſte, unſchätzbaren Eigenſchaften und ungemeinen Tugenden erinnern, welche in Ihro Königl. Hoheit und fürſtlichen Durchl. der Prinzeßin und Landgräfin Ulrike Eleonora vereinigt ſind. — ſo wählen und erklären wir ſämmtliche Reichsräthe und verſammelte Stände für uns und für unſre ſich zu Hauſe befindende Mitbrüder aus freyer Bewegung höchſt erwähnte Ihro Königl. Hoheit und fürſtlichen Durchl. Ulrike Eleonora zu einer erwählten Königin der Schweden ꝛc. ꝛc. erklären Ihre männlichen Leibeserben zu Schwediſchen Reichserbfolgern, danken hiernächſt Ihro Königl. Majeſtät unterthänigſt, daß Dieſelben einen gerechten Widerwillen gegen die ſogenannte Souverainität, oder die unumſchränkte Königl. Eigengewalt — die das Reich zu unſer aller unerſetzlichen Schaden, Nachtheil und Unglück verkleinert, geſchwächt und ruinirt hat — zu bezeugen geruhet — und erklären hiemit denjenigen des Königl. Throns verluſtig und für einen Feind des Reichs, der ſich durch heimli-

che Kunſtgriffe oder offenbare Macht, eine ſouveraine Gewalt anmaßen will“.

So war nunmehr die Hoffnung zur Krone für den jungen Herzog von Holſtein dahin. Er hatte eine ſtarke Parthey gehabt, ſie aber nicht gehörig benutzt. Auch dieſe verlohr er nun allmählig, da das Hauptintereſſe ihrer Anhängigkeit verloren war. Die Ausſicht daß er nach dem Ableben der neuen Königin noch einmal empor kommen könne, war zu entfernt und zu unſicher, als daß der Eifer der Theilnahme dadurch erhalten werden konnte. Eben ſo war die Hoffnung einer andern Parthey auf dem Reichstage, wozu ſich beſonders viele Familien des ältern Adels neigten, verſchwunden. Dieſe hatten, da keiner ein Erbrecht zur Krone beſaß, die Idee, einen Gebrauch der Vorzeit wieder einzuführen, nämlich einen Reichsvorſteher an die Spitze der Regierung zu ſtellen. Allein die Hofparthey triumphirte über alle Gegner; und das durch ihre Mäßigung und kluge Nachgiebigkeit, durch die Aufopferung des Erbrechts und der Souverainität.

Die Abſchaffung dieſer letztern gab zu einer andern und zwar zu der Hauptmerkwürdigkeit des Reichstags, zur Veränderung der Regierungsform, zur Einführung einer neuen Conſtitution die Veranlaßung. Wie dieſe zu entwerfen und wohl und weislich einzurichten ſey — das war die Frage. Sie intereßirte alle; und alle Anhänger von dieſer und von jener Parthey, Patrioten und Royaliſten, Staatsmänner und Pöbelleute, Bürger und Bauern, Weiſe und Thoren — alle beſchäftigten ſich damit, raiſonnirten und äußerten unmasgeblich darüber. Man war, wie es hieß, nur zu lange durch zwey Könige despotiſirt worden, und wollte nun beſtmöglich frey werden. Gern hätten es mehrere geſehen, wenn die Königl. Würde ganz abgeſchaft worden wäre. Allein dies ſchien zu neu und auch zu bedenklich, da das Volk an das majeſtätiſche Bild des Throns zu lange und mit zu vieler Liebe gewohnt war. Die Reichsſtände hatten indeß alle Macht in Händen — und wer konnte zweifeln, daß ſie ſich derſelben zu ihrem Vortheile beſtens bedienen würden. Man ſah die

königliche Würde als ein wildes und gefährliches Thier an. Man konnte es und wollte es zwar nicht tödten, aber man hatte es nunmehr in der Gewalt, und es ſollte in ſolche Feſſeln gelegt werden, daß es nie wieder um ſich reißen und Schaden und Unglück anrichten konnte.

Dieß war dem Weſen nach der Hauptgrundſatz, von welchem man bey der Reform der Conſtitution ausgieng. Zur Entwerfung derſelben wurden beſondre Commiſſionen niedergeſetzt; und die Arbeit gieng auch ſo gut und raſch von Statten, daß das ganze wichtige Werk der neuen Verfaſſung, die bis zu ewigen Zeiten dauern, die über das Wohl und Weh des Reichs entſcheiden ſollte, binnen vier Wochen entworfen, berathſchlagt, genehmigt und beſtätigt war. Und doch war es, wenigſtens dem Glauben nach, ein Meiſterſtück der Staatskunſt. Ein alter Reichstagsmann brach über die Vollendung deſſelben voller Freude in die Worte aus: Herr! nun läßt du deinen Diener in Frieden

fahren; denn meine Augen haben dein Heil geſehen.

Aber des Unheils war, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Fülle. Die geſammte neue Conſtitution beſtand aus 51 Artikeln. Es würde unzweckmäßig und auch wohl wenig gefallend ſeyn, dies halbe Hundert umſtändlicher Geſetze hier wörtlich zu finden, beſonders da ſie nicht bis zu ewigen Zeiten gedauert haben. Wir begnügen uns daher nur das Weſentliche davon mitzutheilen, um den Geiſt der neuen Regierung kennen zu lernen.

Die Königinn oder der König konnten keine Geſetze und Auflagen machen, keinen Krieg anfangen, noch Frieden ſchließen, ohne der Stände Genehmigung, und keine Verordnungen erlaſſen, ohne Berathſchlagung und Einwilligung des Reichsraths und nur ſolche, welche die Zeitumſtände und die öffentlichen Angelegenheiten erfoderten, jedoch unter der Beſtimmung, daß ſie in der Folge von den Ständen gebilligt oder verworfen werden könnten. Alle Vorrechte, die mit der Krone verbunden blieben, beſtanden darin, daß ſie erblich war, daß

die Königin als eine geheiligte Perſon ſollte angeſehen und jedes Vergehen gegen ſie als ein Majeſtäts-Verbrechen geahndet werden; daß ſie allein, indeß mit Einſchränkung, Perſonen in den höhern und niedern Adelsſtand erheben und zu den Landesbedienungen, von welchen alle Ausländer ausgeſchloſſen wurden, auf geſchehenen Vorſchlag der Collegien ernennen, in gehörigen Fällen Miſſethäter begnadigen und im Reichsrathe entſcheiden könne, wenn es bey der getheilten Gleichheit der Meinungen auf den Ausſchlag Einer Stimme ankam, indem ihr zwey Vota bewilligt waren.

Die Quelle aller ſowohl der geſetzgebenden als auch in den wichtigſten Fällen der ausübenden Macht, waren die Repräſentanten der Nation, die Stände. Sie wollten ſich alle 3 Jahr oder noch öfterer, wenns nöthig wäre, im Januar verſammeln. Wäre die Königinn abweſend, krank oder verſtorben, ſo ſollte der Reichsrath ſie zuſammen berufen. Geſchähe dies von dieſem oder der Beſitzerin des Throns unter den jedesmaligen Umſtänden nicht zu der beſtimmten Zeit, ſo wollten ſie ſich ſelbſt verſam-

meln, und alles, was während ihrer Vacanz geſchehen, ſollte als nichtig angeſehen werden. Der Reichstag ſolle jedesmal 5 Monate dauern. Die Mitglieder hatten aber allein das Recht, ihn aufzuheben, könnten ihn alſo ſo lange fortdauern laßen, als es ihnen beliebte. Das Militair mußte, außer der Königin, dem Reiche, das iſt, den Ständen, den Eid des Gehorſams und der Treue ſchwören.

Das repräſentirende, bevollmächtigte Collegium der Stände, wurde der Reichsrath. Die Anzahl der Mitglieder deſſelben beſtimmte man auf 24. Die Ernennung derſelben hing von der Wahl der Königin ab; die Stände aber ſchlugen ihr die Subjecte, bey jeder Vacanz 3, dazu vor. Der Reichsrath konnte ſich verſammlen, wenn er es für gut fand, ohne im geringſten dazu auf den Befehl der Königin zu warten. Die Beſchlüſſe ſollten in den Sitzungen deſſelben durch die Mehrheit der Stimmen gefaßt werden. Man machte es ihm zur Obliegenheit, die Königin aus eigner Bewegung in den nöthigſten Fällen an die Sachen zu erinnern, die das Reich erfodere, auch mit

aller Wachſamkeit dahin zu ſehen, zu hindern und zu wehren, daß keine Entwürfe gemacht würden, wodurch die Stände und die Freyheit könnten unterdrückt, und das leidige Uebel der Souverainität wieder eingeführt werden. Bey der jedesmaligen Verſammlung der Stände ſollte der Reichsrath von ſeinen Rathſchlägen und Verrichtungen Rechenſchaft ablegen, aber für unglückliche, ſchimpfliche Folgen derſelben geſichert ſeyn. Die Reichsräthe waren nach der Beſtimmung in den Geſetzen, unverletzliche Perſonen. Wer was beleidigendes über ſie redete oder ſchrieb, mußte öffentliche Abbitte thun und eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen; und wer einem Senator einen die Ehre ſeines Amts und deſſen Verwaltung betreffenden unerwieſenen Vorwurf machte, ſollte des Todes ſterben.

Das waren die Grundzüge des geprieſenen herrlichen Werks, wodurch ſich der Reichstag verewigte — und um das Vaterland übel verdient machte. Aus einer Monarchie — was es noch ein viertel Jahr vorher war — fand ſich nunmehr Schweden in eine republikaniſche Ari-

ſtocratie verwandelt. Eine möglichſt abſtechende Metamorphoſe! Statt Eines Königs, hatte es nun 24 kleine Könige. So war man von einem Extrem auf das andre gefallen. Und wie natürlich, wie erklärbar dieſe Uebereilung und politiſche Unmäſſigkeit, da die Befreyung von der Souverainität ſo plözlich und der Haß dagegen ſo groß, wie der Enthuſiasmus für Freyheit, für die Vermehrung der Privat- und der allgemeinen Rechte war.

Den Hauptantheil an dem Entwurf der neuen Conſtitution hatte Anfangs der Landmarſchall, Baron Peter Ribbing genommen. Zwey ſeiner Brüder waren Mitglieder des Reichstags. Einer derſelben bemerkte, daß der Plan der Conſtitution ihm in manchen Stücken mangelhaft und beſonders fähig ſchiene, Unordnungen und Geſez-Uebertretungen zu veranlaßen. „Das mag ſeyn, verſezte der Landmarſchall; jezt haben wir aber der Souverainität einen Damm geſezt, und wollen auf dem künftigen Reichstage auch die Geſeze ſichern, wenn wir leben bleiben.“ Er wurde aber, wie ſchon oben angeführt, vom Schlage getödtet.

Die höchſte Macht war alſo jetzt in Schweden in ſehr unterſchiedenen Graden unter den Ständen, unter der Königin und dem Reichsrathe getheilt. Erſtere beſaßen die höchſte, die geſetzgebende, und die beyden letztern die ausübende, die Regierungsgewalt. So ſehr der Thron auch in Rückſicht dieſer verlohren hatte, ſo ſehr hatte der Reichsrath gewonnen, und ſich mit vermehrter Stärke von den Wunden erholt, die ſeine Autorität unter den beyden lezten Königlichen Regierungen erlitten hatte. Er war im Grunde nun alles, konnte über die Könige und über die Unterthanen herrſchen. Freylich hatte man in die neue Conſtitution aus dem Reichstagsbeſchluß vom Jahre 1602 die Worte mit eingerückt: Die Reichsräthe ſollten rathen und nicht regieren." Dieß waren und blieben aber — leere Worte. Man hatte ſie entweder, ſagt ein Schwediſcher Geſchichtſchreiber, zum Spaß, oder auch in der Abſicht mit einfließen laßen, um dem Volke die Augen zu verblenden, weil es der Regierung des Senats noch gar nicht gewohnt war.

Man hatte aus gleicher Rückſicht aufs Volk, dem Throne die Majeſtät gelaßen. Dieſe glich aber einem Schatten. Die Königin ſtellte im Grunde nur die Majeſtät der Stände vor. Man hatte, nach dem Ausdrucke eines Engländers, eine Staatspuppe, die man an den Feyertagen mit dem Schmucke der Königlichen Würde auspuzte, um das Volk zu täuſchen und ihm einzubilden, es habe eine Königin.

Dieſer war es allerdings eben nicht angenehm, im Vergleich mit ihrem Vater und Bruder, auf ſo erniedrigte Stufen der Autorität herabgeſetzt zu ſeyn. Allein dies mußte verſchmerzt werden. Es war einmal nicht zu ändern. Das ſchöne Kleinod der Krone blieb doch. Froh darüber willigte die Königin zu allem ein; und unterzeichnete am 21ten Februar ihre Wahl-Acte, die neue Regierungsform, und eine Schrift, worin ſie leztere und alle ihre Obliegenheiten treu erfüllen zu wollen, verſicherte. Unſern lieben Reichsrath, hieß es unter andern darin, wollen wir in gebührender Ehre halten und mit demſelben das Reich regieren, auch nichts ohne deſſen Gutbefinden,

viel=

vielweniger etwas wider daſſelbe thun, auch keinem Mitgliede deſſelben ungünſtig ſeyn, wenn er etwas ſagte, was uns nicht gefallen möchte.

Die Königin wurde darauf am 17ten März 1719 (28ſten neuen Styls) in der Domkirche zu Upſala gekrönt. Der Erzbiſchof dieſer Stadt, Matthias Steuchius, empfieng ſie bey ihrem Eintritte in die Kirche mit den gebräuchlichen Worten: „Geſegnet ſey, der da kommt im Namen des Herrn!“ — verrichtete die übrigen Ceremonien des Salbens, des Eidabnehmens und ſetzte ihr ſodann mit dem Reichsrathe Nils Gyllenſtierna die Krone auf. Hierauf ſchwur ihr — vor dem Throne knieend — ihr Gemahl, der Prinz Friedrich von Heſſen, als Feldmarſchall des Reichs, zuerſt die Treue. Die Reichsräthe erſchienen bey dieſer Feyerlichkeit in ihrer Staatskleidung, in langen ſamtnen Röcken und mit rothſamtnen Mützen auf den Köpfen. In unſern Zeiten würden ſie das Anſehen von Jacobinern gehabt haben.

Nachdem ſo die ganze neue Ordnung der Dinge in Schweden regulirt und eingeführt

Bayerische Staatsbibliothek München

war, hielt der Reichstag, nach einer viertel⸗jährigen Verſammlung am 10. May ſeine letzte Sitzung. Die Königin erſchien ſelbſt auf dem Throne, ließ den Ständen ein Schluß⸗Compliment machen; und die Wiederverſammlung derſelben wurde bey den fortdauernden Verwicklungen des Reichs auf den 21ſten Januar 1720 beſtimmt.

Das merkwürdige Schauſpiel war nunmehr ausgeſpielt, und der Vorhang gefallen. Ulrike hatte die erſte Rolle geſpielt; ihr Neffe, der Herzog von Holſtein war im Hintergrunde geblieben. Ihr Triumph blieb ihm ein Aerger. In ihrer Nähe zu bleiben, da ſeine Tante ihn und er ſie haßte, wäre eine Quelle beſtändiger Unannehmlichkeiten geweſen. Andrer Seits war er ein Herr ohne Land, wußte nicht, wo er reſidiren ſollte, da ſeine Länder noch von den Dänen beſetzt waren. Der Aufenthalt in Schweden konnte ihm ferner nützlich ſeyn, um ſeine Parthey zu erhalten, um bey der Hand zu ſeyn, im Fall die Königin unerwartet ſterben ſollte.

Allein dieſe Gedanken der Unſchlüſſigkeit wurden bald beſtimmt verändert, und das beſonders durch die geheime Wirkſamkeit der königlichen Tante ſelbſt. Sie wünſchte nichts mehr, als ihren lieben Neffen entfernt zu ſehen. Es wurde daher mittelbarer Weiſe alles angewandt, ihn zur Abreiſe zu bewegen. Man brauchte ſelbſt Schreckmittel, unter andern die geheime Vorſtellung, daß ſein Leben in Stockholm in Gefahr kommen könnte. Dieſes und die eigne Neigung des Herzogs entſprachen auch der bezielten Abſicht. Der Prinz ernannte an die Stelle des unglücklichen Görz, den Baron, nachmaligen Reichsgrafen Friedrich von Baſſewitz zu ſeinem Hofmarſchalle und geheimen Rathe, und machte ſeinen Entſchluß zur Abreiſe bekannt. Froh darüber ließ ihm die Königin ein anſehnliches Reiſegeld geben und einige Schiffe beordern, um ihn über die Oſtſee zu führen. Der Herzog verließ darauf im May 1719 das Reich, worin er erzogen und getauft war, und kam im Anfange des folgenden Monats zu Roſtock an.

Seiner Länder Schwedens halber beraubt, und von dem Throne verdrängt, den er zu beſteigen gehoft hatte, wollte er, bey ſeiner Liebe zu Pracht und Glanz, wenigſtens an Anſehn und Auszeichnung des Namens gewinnen. Er legte ſich daher, als ein ſo naher Verwandter des ſchwediſchen Hauſes, den Titel: Königliche Hoheit bey. Dieß nahm man aber zu Stockholm ſehr übel. Die neue Königliche Hoheit wurde vorerſt nicht anerkannt. Der Herzog ſchickte im November 1719 den Brigadier Ranzau als Geſandten nach Stockholm ab, um die Annahme dieſes Titels zu rechtfertigen, und wegen ſeiner übrigen Prätenſionen Vorſtellungen zu machen. Allein die Königliche Tante vernahm kaum dieſe Miſſion, als ſie Ranzau, anſtatt ihm die angeſuchte Audienz zu ertheilen, den Befehl zukommen ließ, ſich unverzüglich aus dem Reiche zurück zu begeben.

Nicht wenigere Schwierigkeit machte dem Herzoge die Wiedererlangung ſeiner von den Dänen beſetzten Länder. Er reiſete — wir wollen hier zur fortgeſetzten hiſtoriſchen Kennt=

niß eine kurze Ueberſicht ſeiner weitern Schickſale beyfügen — von Roſtock nach Hamburg, von da nach Hannover, wo ſich damals König Georg der Erſte aufhielt, und wie er bey dem wenigen Troſt fand, über Berlin und Dresden zum Kaiſer Carl VI. Bey dieſem fand er als Schutzherrn des Reichs ſehr günſtige Geſinnungen. Der Kaiſer verwandte ſich für ihn beym däniſchen Hofe, und übertrug, da derſelbe wegen der Räumung des herzoglichen Theils von Holſtein noch immer Schwierigkeiten machte, den Directoren der beyden Sächſiſchen und des Weſtphäliſchen Kreiſes am 9ten Aug. 1720 die Execution gegen den König von Dänemark als Herzogen von Holſtein. Dieſe blieb aber unnöthig. Der Hof zu Kopenhagen zeigte ſich nachgiebiger, und im Anfang des Jahrs 1721 wurde das herzogliche Holſtein von den Dänen geräumt. Der Prinz verlohr indeß den Antheil von dem Herzogthum Schleswig, welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten. Sie hatten ihre Reſidenz auf dem Schloſſe Gottorp gehabt. Da dieſes nun auch zu dem eingebüßten Eigenthum gehörte, ſo verlegte der junge Her-

zog die Reſidenz und die Regierung nach Kiel. Und dieſes iſt mit den dazu gehörigen Landen in neuern Zeiten, im Jahre 1773 bekanntlich auch an Dänemark abgetreten worden; und das von dem Enkel unſers Herzogs, von dem jetzigen Großfürſten Paul Petrowitſch von Rußland.

So bekam der Herzog durch einen Kaiſer ſeine teutſchen Lande wieder; und erlangte durch die Unterſtützung eines andern Kaiſers endlich auch die Erfüllung des Wunſches, den Titel: Königliche Hoheit, als anerkannt führen zu können. Da ſeine Tante ihn ſo ſehr verſchmähete, ſo wandte er ſich an den mächtigſten Feind derſelben, an den Czar, nachmaligen Kaiſer, Peter dem Großen. Er ſchickte 1720 den Herrn von Stambke als Geſandten an ihn, und reiſete im Februar des folgenden Jahrs ſelbſt nach Rußland ab. Seine Abſicht war, ein Schwagee Peters zu werden. Er wollte ſich um die älteſte Schweſter deſſelben, Anna Petrowna bewerben. Dieß verſchafte ihm eine ſehr freundliche Aufnahme, und er blieb mehrere Jahre in Rußland.

Auf die Hülfe und den Einfluß deſſelben ſich ſtützend ſandte er im Anfange des Jahrs 1723 ſeinen Miniſter ſelbſt, den Herrn von Baſſewitz nach Stockholm, um die Anſuchungen zu bewirken, die der Brigadier Ranzau nicht einmal hatte vortragen dürfen. Auch er fand Anfangs nicht wenige Schwierigkeiten. Indeß gelang es ihm endlich am 19ten April des erwähnten Jahrs bey dem Gemahl der Königin Audienz zu erhalten. Und auf nachdrückliche Mitverwendung des Ruſſiſchen Miniſters zu Stockholm, Grafen von Beſtuchew, ließ man ſich auch geneigt finden, die Vorſtellungen und Foderungen des Herzogs in Unterſuchung und Berathſchlagung zu nehmen. Und die Folge davon war, daß am 23ſten Junius 1723 von den damals verſammelten Ständen beſchloſſen wurde: „dem Herzoge den Titel der Königlichen Hoheit zu bewilligen, für den vielen erlittnen Verluſt ihm eine jährliche Summe von 48000 Thaler Silbermünze auszuſetzen, und ihm die Verſichrung zu ertheilen, daß nach dem erfolgten Abſterben des Königs und der Königin bey Wiederbeſetzung

des Throns beſondre Rückſicht auf ihn genommen werden ſolle.“

Dieſe neue Hofnung gieng aber für den Herzog ſelbſt auch nicht in Erfüllung. Jünger als Ulrike und ihr Gemahl, ſtarb er früher als beyde, den 18ten Junius 1739 in einem Alter von 40 Jahren. Er hatte ſich am 1ſten Junius 1725 mit der Ruſſiſchen Prinzeſſin Anna verheyrathet. Dieſe ſtarb nach einer dreyjährigen Ehe. Die Frucht derſelben war der Prinz Peter Ulrich, nachmaliger Gemahl der jetzigen Kaiſerin von Rußland, deſſen unglückliches Schickſal umſtändlich von uns erzählt worden *). Was unſer Herzog für ſich vergebens geſucht hatte, geſchah über Erwartung nach ſeinem Tode. Seine Familie kam auf den Ruſſiſchen und auf den Schwediſchen Thron, auf welchem ſie auch noch jetzt blüht.

Ulrike hatte ſich ſo ſehr bemüht, den Beſitz des Throns zu bekommen, und nachdem ſie ein Jahr auf demſelben geſeſſen, wünſchte und ſuchte ſie nichts eifriger — als ihn abtreten

*) S. Erſten Theil.

und ihren Gemahl, den Erbprinzen von Heſſen, an ihre Stelle ſetzen zu können. Sie liebte dieſen und haßte die Regierungsgeſchäfte. Sie war Ihro Majeſtät; er Ewr. Königlichen Hoheit. Dieſes Mißverhältniß gefiel ihr nicht. Längſt war es ihre Neigung und Abſicht geweſen, ihn vom Chef des Militairs zum Chef des Reichs zu erheben. Allein alles konnte nicht auf einmal geſchehen. Erſt mußte ſie Königin ſeyn, um ihn zum Könige machen zu können. Die Ausführung dieſer merkwürdigen Veränderung blieb dem Reichstage von 1720 vorbehalten.

Dieſer verſammelte ſich am 30ſten Januar zu Stockholm. Zum Landmarſchall, zum Präſidenten des Adelsſtandes wurde der Graf Arwed Horn erwählt. Wir erwähnen unter den Wortführern der Stände bloß dieſen Mann, da er vermöge ſeiner wichtigen Würde und des großen Einfluſſes den er beſaß, derjenige wurde, dem die Königin die Erhebung ihres Gemahls am mehrſten mit zu verdanken hatte. Und ein Jahr vorher war er in bittrer Zwietracht und völlig mit ihr zerfallen geweſen. Die Veran=

laſſung dazu gab folgender Umſtand. Graf Horn war Präſident des Canzley-Collegiums, und zugleich Mitglied des Reichsraths. Alles, auch die geheimſten Sachen, die in demſelben vorkamen, wurden von der Königin ihrem Gemahl, dem Prinzen von Heſſen mitgetheilt. Graf Horn erfuhr dieß aus mehrern Aeußerungen und öffentlichen Bekanntwerdungen, die ihm unangenehm waren. Er ſtellte alſo der Königin vor, daß ſie doch verſchwiegner ſeyn möchte. Allein ſie konnte ſich doch nicht enthalten, ihrem Gemahl alles zu ſagen. Hiezu kam für den Grafen noch eine andre Unannehmlichkeit. Als Chef der Canzley hatte er alle für dieß Collegium gehörige Sachen zu beſorgen. Und die Königin ließ einmahl ohne ſein Vorwiſſen etwas durch den Staatsſecretair, Baron von Höpken, expediren. Man entſchuldigte ſich damit, daß die Sache dringend geweſen, daß man den Grafen vor Abgang der Poſt nicht habe finden können. Dieſer aber nahm den willkührlichen Eingriff in ſeine Rechte ſehr übel, begab ſich zur Königin, und es erfolgte ein ſo heftiger Wortwechſel, daß

Graf Horn zuletzt in die Worte ausbrach: „Nun, ich hab es mir wohl gedacht, daß es unter der Regierung eines Frauenzimmers ſo gehen würde!“ Voller Erbittrung verſetzte die Königin: „Das iſt das letzte Mahl, Graf Horn, daß ich mit euch unter einem Dache bin,“ drehte ſich um und warf die Thüre hinter ſich zu. Die nächſte Folge dieſer Zankgeſchichte war die Entlaſſung des Grafen Horn von dem Präſidio des Canzley-Collegiums. Bald darauf legte er auch ſelbſt die Stelle eines Reichsraths — die er aber nachher wieder erhielt — nieder, begab ſich auf ſeine Güter, machte ſich den größten Theil des Adels zu Freunden, ſeine Ergebenheit wurde von der Königin ſelbſt wieder geſucht, ſein Gegner der Baron von Höpken, ein Bremenſer von Geburt, entlaſſen, die Stelle eines Canzley-Präſidenten ihm wieder angetragen, aber von ihm abgelehnt, und ſein Anſehn weit größer als es vorher geweſen war.

Die Hauptſache der Berathſchlagung und Beſtimmung des Reichstags ſollte die Uebertragung der Krone ſeyn. Und, — was beſon-

ders war, — in den Königlichen Propoſitionen, oder unter den Gegenſtänden, die, wie gewöhnlich, gleich Anfangs zur Erwägung empfohlen wurden, war jener wichtigſten Angelegenheit mit keinem Worte gedacht. Allein man wollte die Fehltritte der Uebereilung vermeiden, wollte erſt die nöthigen Vorbereitungen machen, um mit Sicherheit verfahren zu können. Nachdem alſo der Reichstag ſchon anderthalb Monat verſammelt geweſen war, wurde die Sache in Antrag gebracht.

Die Königin ſandte am 9ten März ein Schreiben an den Reichstagsmarſchall, Grafen von Horn, worin ſie den Wunſch zu erkennen gab: „daß die Stände ihren Gemahl, „je nachdem es ihnen und den Reichsgeſetzen „am gemäßenſten ſchiene, zum Mitregenten „oder an ihre Stelle zum König wählen möch- „ten, indem ſie dieſes als das einzige Mittel „anſehe, dem Reiche wieder aufzuhelfen. Sie „ſey in dieſer Rückſicht gerne bereit, ihrem Ge- „mahl auf ſeine ganze Lebenszeit die völlige Re- „gierung zu überlaſſen, und behalte ſich bloß „das Recht vor, ſelbige wieder anzutreten, im „Fall er eher wie ſie ſterben ſollte.“

Die Abſicht der Königin war längſt nicht unbekannt geblieben. Indeß erregte der wirkliche Vortrag derſelben doch viele Senſation. So viel Köpfe, ſo viele Meynungen. Und die Mehrheit derſelben zu vereinigen, machte ſchon Umſtände. Die republicaniſchſten Patrioten ſahen nicht ab, was ſie bewegen könne, einen fremden, einen teutſchen Prinzen zu ihrem Könige zu machen, bloß deswegen, weil er der Gemahl ihrer Königin ſey. Die Anhänger des jungen Herzogs von Holſtein wurden über den Antrag am unwilligſten. Wenn man einen König haben wolle, war ihre Meynung, ſo müſſe es der Herzog werden. Er habe das größte, der Prinz von Heſſen gar kein Recht zur Krone. Es ſey die höchſte Unbilligkeit, den Herzog noch weiter zurückſetzen zu wollen. Noch andre waren mit dem Vorhaben auch nicht zufrieden, weil ſie ſchon länger den Gedanken genährt hatten, nach dem Abſterben der Königin einen jungen Schweden aus einer der angeſehenſten Familien auf den Thron zu ſetzen. Und die Geiſtlichkeit nahm bey der Sache darüber Anſtoß,

daß der neue Thron-Candidat von reformirter, nicht von evangeliſch-lutheriſcher Religion war. Die Bauern allein waren gleich bereit, ihre Einwilligung zu geben. Sie raiſonnirten ſehr großmüthig und naiv. Was ſey billiger, war ihre Meynung, als daß der auch König zu ſeyn verdiene, der die Ehre hätte, in den Armen einer Königin zu ſchlafen. Ein Mann müſſe ja eben ſo viel ſeyn als ſeine Frau.

Bey dieſen ſo getheilten Geſinnungen, und der vielfachen Wichtigkeit der Sache wurde zur nähern Unterſuchung derſelben eine Commiſſion aus allen vier Ständen niedergeſetzt. Die Reſultate ihrer Berathſchlagungen zeigten viele Schwierigkeiten. Um ſie zu beſiegen, mußten außerordentliche Mittel gebraucht werden. Die Königin erließ daher am 27ſten März eine Erklärung an den Reichstag, worin ſie anführte, was alles ihr Gemahl thun und eingehen würde, wenn man ihn auf den Thron erhöbe. Dieſe Erklärung gab die gewünſchte Entſcheidung.

Die Partheyen vereinigten ſich, da von neuem ſo vieles zu gewinnen war. Es würde

thörichte Verblendung geweſen ſeyn, wenn man den Wunſch der Liebe und Eitelkeit nicht hätte befriedigen wollen. Die Wahl zwiſchen einer eingeſchränkten Königin und einem noch weit eingeſchränktern König blieb daher natürlich nicht lange ſtreitig. Die Bedingungen, welche die Königin freywillig vorgeſchlagen hatte, wurden zur Grundlage genommen. Aber man gieng noch viel weiter. Es wurde eine umſtändliche Wahlcapitulation aufgeſetzt. Dieß war ein Pendant zu der neuen Regierungsform, wodurch man den Thron vollends mit Ketten umſchlang.

Die Bedingungen der Stände waren unter andern: „daß der König die evangeliſch-lutheriſche Religion annehmen, keinen Fremden in Schwediſche Dienſte zulaſſen, keiner fremden Religionspartheý kirchliche Verſammlungen und Vorrechte verſtatten, mit den Erhebungen in den Adelsſtand vorerſt ganz inne halten, beym Militair nur bis zum Oberſten ernennen, den Reichsrath nicht nur bey wichtigen und allgemeinen, ſondern bey allen öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen, der

Ritterſchaft die Wahl des Landmarſchalls überlaſſen, die Protocolle der Stände nicht nachſehen, die Diſpoſition über die Staatsgelder dem Reichsrathe und den verſchiedenen Collegien überlaſſen, ſeiner Gemahlin wie vorher, — was doch hofmeiſtermäßig war! — mit Liebe und Hochachtung begegnen ſolle, u. ſ. w., mit der Warnung am Schluſſe, daß diejenigen als Verräther des Vaterlandes ſollten angeſehen werden, die gegen die Geſetze ſich mit Worten oder mit der That vergehen würden.

So war die Ausbeßrung und Vollendung des Regierungsgebäudes beſchaffen, unter deſſen Obdache Schweden neues Glück und vermehrten Wohlſtand genießen ſollte; ein Gebäude, das aber ein Treibhaus mehr von giftigen, als von guten Früchten, ein Tummelplatz der Zwietracht, der Cabalen und der Niederträchtigkeit wurde, bis es endlich, nach einem halben Jahrhunderte von einem Prinzen über den Haufen geworfen wurde, der an Geiſt und Entſchloſſenheit ſeine beyden letzten

Vorfahren — und wie viele der übrigen! — bey weiten übertraf.

Erwähnte Capitulation wurde am 2ten April durch eine feyerliche Deputation des Reichstags der Königin, und darauf auch ihrem Gemahl überbracht. Beyde fanden, und mußten ſie gut und löblich finden. Mit Vergnügen willigte der Prinz in alle Bedingungen ein, und zwey Tage darauf wurden ſeine Hoheit in Majeſtät verwandelt. Der Reichsherold proclamirte ihn unter dem Namen Friedrichs des Erſten als König von Schweden. Am 7ten entſagte er darauf auf dem Schloſſe Carlsberg bey Stockholm der reformirten Religion, und genoß zum Zeugniſſe darüber, unter der lutheriſchen Formel mit ſeiner Gemahlin das heil. Abendmahl. 48 Deputirte von den Ständen wohnten als Zeugen dieſer feyerlichen Handlung bey. Die Krönung geſchah darauf zu Stockholm am 14ten und die Huldigung am 17ten May. Eine Medaille, die bey der erſten Sollennität unter's Volk geworfen wurde, enthielt die kurze ſchmeichelhafte Inſchrift: Mars a Pallade ex

voto coronatus. — (Mars von der Minerva nach Wunſch gekrönt.)

Dieſe Uebertragung der Krone war ein Seitenſtück zu der merkwürdigen Erſcheinung, die Schweden im vorigen Jahrhundert hatte. Die Königin Chriſtine legte die Krone nieder, — aus Liebe zu den Muſen, und Ulrike — aus Liebe zu ihrem Gemahl. Ich weiß nicht, ſagt der bekannte franzöſiſche Philoſoph Montesquieu darüber, welches von beyden Frauenzimmern am mehrſten zu bewundern iſt. Allerdings bin ich ſehr der Meynung, daß jeder auf dem Poſten ſtandhaft bleiben muß, auf welchen ihn die Natur geſtellt hat. Ich kann die Schwachheit der Perſonen nicht loben, die ſich unter ihrem Stande zeigen, und ihn gleichſam als Deſerteurs verlaſſen. Indeß ſetzt mich doch die Seelengröße dieſer beyden Prinzeſſinnen und der Anblick, den Geiſt der einen und das Herz der andern über ihr Glück erhaben zu ſehen, in Erſtaunen. Chriſtine fieng zu einer Zeit an zu denken, wo andre nur auf Genuß bedacht ſind, und Ulrike verſchmähete dieſen, um ihr ganzes Glück ihrem Gemahl zu

übergeben *).“ In den Folgen war noch der Contraſt, daß die Kaltblütigkeit der Philoſophie Chriſtinen, die Wärme der Ergebenheit gegen ihren Gemahl aber Ulriken nicht verließ. Jene ſehnte ſich oft nach dem Beſitze des Throns zurück; — dieſe nicht. —

König Friedrich hatte kaum den rechtmäßigen Thron-Rival, den Herzog von Holſtein beſiegt, als bald darauf ein neuer Rival, freylich nur von komiſcher Art, gegen ihn auftrat. Es erfolgte eine ähnliche Scene, wie Schwe-

*) Je ne ſcais, le quel de ces deux exemples nous devons admirer d'avantage. Quoique j'approuve aſſés, que chacun ſe tienne fermé dans le poſte, ou la nature l'a mis, et que je ne puiſſe louer la foibleſſe de ceux, qui ſe trouvant au d'eſſous de leur état, le quittent, comme par une éſpece de deſertion, je ſuis cependant frappé de la grandeur d'ame de ces deux Princeſſes, et de voir l'eſprit de l'une et le coeur de l'autre ſuperieurs a leut fortune. Chriſtine à ſongé à connoitre dans le temps que les autres ne ſongent, qu'a jouir, et l'autre ne veut jouir, que pour mettre tout ſon bonheur entre les mains de ſon auguſte Epoux.

Oeuvres de Montesquieu. T. V. S. 314. Amſterd. 1759. 12.

den ſchon in den beyden vorhergegangnen Jahrhunderten unter Guſtav dem Erſten und der Königin Chriſtine gehabt hatte. Ein Unterofficier, Namens Benjamin Düſter, von der Inſel Gothland gebürtig, der in Finnland gedient hatte, kam auf den tollen Einfall — denn welcher Einfall iſt ſo toll und chimäriſch, der nicht in dem Gehirn eines Menſchen gebohren und genährt werden könnte? — ſich für den König Carl den Zwölften auszugeben, der ſchon vor vier Jahren geſtorben und begraben war. Düſter beſaß nicht das ſchlaue, böſe Genie, welches ſeinen nachmaligen Collegen in Rußland, den Coſaken Pugatſchew bey ſeinem Empörungs-Unternehmen auszeichnete; er war ein wahnſinniger Phantaſt. Indeß verfuhr er doch methodiſch bey ſeinem Unſinn. Die Aeußerung deſſelben erfolgte am Ende des Jahrs 1722. Der König in der Einbildung reiſete in der Provinz Upland herum, wandte ſich an das gemeine Volk, erklärte ſich für den verſtorbnen Carl, und fand auch Leute, die dumm genug waren, ihn dafür zu halten, oder durch ihn ihr Glück machen zu wollen. Gegen

ein Dutzend Thoren — ein Schneider, Schuſter, Gärtner, ein Viehmädchen, ein Paar Soldaten ꝛc. — ſchwuren Treue und Ergebenheit der künftigen Majeſtät. Die Sache wurde Anfangs für eine Poſſe gehalten. Allein der Unſinn verbreitete ſich. Düſter erließ ein Manifeſt an jenem Kern des Schwediſchen Volks, der ſchon ehemals dem Throne Könige gegeben hatte, an die Dal-Bauern, worinn er ſie aufforderte, den eingedrungenen ausländiſchen König zu vertreiben und ihn wieder zu den Rechten zu verhelfen, — die er in ſeiner zerrütteten Phantaſie beſaß. Die Bekanntwerdung dieſes Empörungs-Schreibens aber ward das Grab ſeiner Unternehmung. Kaum hatte die Regierung Nachricht von demſelben erhalten, ſo wurde Düſter zu Upſala, wo er ſich aufhielt, mit allen Anhängern ſeines Complotts im Januar arretirt und nach Stockholm in gefängliche Verwahrung gebracht. Das Urtheil der Unterſuchungs-Commiſſion, die über ihn niedergeſetzt war, ging dahin, daß er wahnſinnig ſey — ſein Project war es wenigſtens ſehr — und als ein ſolcher behandelt

werden müſſe. Anſtatt auf den Thron zu ſteigen, wurde er demnach im Anfange des März 1723 auf den drey größten Marktplätzen in Stockholm mit ſeinem Aufruhr-Schreiben an die Dalekarler in der Hand, auf einem Schandgerüſte zur Schau ausgeſtellt, und darauf zum lebenswierigen Arreſte nach Danwicken abgeführt, wo er nach 7 Jahren ſtarb. Seine Conſorten ſollten als Majeſtäts-Verbrecher enthauptet und unter dem Galgen begraben werden. Allein da die Quelle ihres Vergehens mehr Dummheit als Bosheit war, ſo wurden die Soldaten mit Spießruthen, und die übrigen männlichen und weiblichen Beförderer der tollen Grille mit dem Staupbeſen gezüchtigt.

Nicht ſo glimpflich wie Düſter, kam ein andrer Betrüger davon, der ſich faſt um dieſelbe Zeit hatte einfallen laſſen, eine erdichtete Rolle zu ſpielen. Dieß war ein gewiſſer Capitain Gyllenrot. Unter den Anhängern des Prinzen von Holſtein hatte ſich der Obriſt Stobäus immer beſonders ausgezeichnet; ſelbſt da noch, wie die Hofnungen dieſes Prinzen in Schweden ſchon ganz dahin waren. Pri-

vathaß, und vielleicht auch — wie man wenigſtens aus dem Complott ſchließen muß — eine ſehr übel und unbeſonnen angelegte politiſche Intrigue gaben dieſem Gyllenrot den Einfall ein, den Namen und Character dieſes Mannes anzunehmen, und nicht nur aufrühreriſche, ſondern auch beleidigende und höchſt ehrenrührige Reden gegen den König öffentlich zu führen. Der unſchuldige Stobäus wurde wegen dieſes Frevels denuncirt. Man holte ihn von Malmö — wohin er kurz vorher gereiſet war — als Staasverbrecher ein, und brachte ihn in enge Verwahrung. Während er ſich aus dem Gefängniſſe eine Zeitlang ohne glücklichen und entſcheidenden Erfolg vertheidigte, traten endlich Zeugen auf, die in dem Capitain Gyllenrot den angeblichen Stobäus erkannten. Der Betrüger wurde hingerichtet, und zween falſche Zeugen, die in ſeine Sache mit verwickelt waren, erhielten Staupe und Brandmark, und wurden auf Lebenszeit nach Marſtrand gebracht. Einige von den Complicen entflohen, und unter dieſen war ein gewiſſer Kock von Gyllenſtein, ein Unge-

heuer, das eine heroſtratiſche Merkwürdigkeit hat. Dieſer wurde, bey ſeiner Entweichung wegen der Stobäiſchen Sache, in Schweden citirt, und erſchien auch, nachdem ihm vorher ein ſicheres Geleite verſprochen war. Aber neue Streiche nöthigten ihn bald zum zweytenmale zur Flucht. Er nahm ſeinen Weg nach Hamburg. Hier mordete er in Geſellſchaft mit andern Böſewichtern in einem Gaſthauſe einen Juden, verbarg den Leichnam in einem Kleiderſchranke, und flüchtete ſich mit ſeinem Raube nach Sachſen. Dort bewarb er ſich unter dem Character eines General-Adjutanten um die Hand einer adlichen Dame, erhielt aber den Korb. Nun ſuchte das Ungeheuer von dieſem Frauenzimmer durch Lügen zu erhalten, was ſie ihm freywillig nicht zugeſtehen wollte. Er behauptete nämlich, ſich vorher, wie er bey der ſchwediſchen Armee in Sachſen geweſen, mit ihr verlobt und ſie geſchwängert zu haben. Er machte ihr den Proceß. Während der Unterſuchung hatte Gyllenſtein indeß Gelegenheit, ſich bey Nacht in das Zimmer der unſchuldigen Perſon zu ſteh-

len, und ſie nebſt ihrer Mutter zu ermorden. Mit dem, was er an Baarſchaft und Koſtbarkeiten hatte finden können, machte er ſich auf die Flucht, wurde aber glücklich wieder ertappt. So wie das Leben dieſes Frevlers, ſo war auch ſein Tod ausgezeichnet boshaft. Er war zum Rade verurtheilet, wollte ſich aber dazu nicht bereiten. Man mußte ihn bey der Hinrichtung rücklings auf einen Lehnſtuhl binden, und ſo die Execution an ihm vollziehen.

Während die Neugierde und Aufmerkſamkeit des Volks eine Zeit hindurch mit dem Schickſale dieſer beyden Betrüger und ihrer Helfershelfer beſchäftigt war, wurde zum erſtenmale unter Friederich der Reichstag zu Stockholm verſammelt. Die Eröfnung deſſelben geſchah am 28ſten Januar 1723. Ein Rubin veranlaßte gleich Anfangs eine ſcandalöſe Debatte. Es verbreitete ſich nämlich die Sage, der Hof habe einen ſolchen Edelſtein von großem Werthe, der zu den Reichs-Kleinodien gehörte, im Auslande verſetzt, um — wie man bald ſchloß — das dafür gehobene Geld zu Beſtechungen, und zur Untergrabung

der Freyheit zu gebrauchen. Und dieſe Sage fand ſo vielen Glauben, und beſtärkte das Mißtrauen ſo ſehr, daß der König und ſeine Gemahlin genöthiget wurden, durch Vorzeigung aller Kron-Diamanten ihre Ehrlichkeit zu rechtfertigen, und die Lüge zu beſchämen. Dieß Mißtrauen in die Treue der Königlichen Familie war das Vorſpiel eines ähnlichen ſchändlichen Argwohns, der den Reichstag 1756 beunruhigte, auf dem, wie wir in der Folge ſehen werden, die Erniedrigung des Königl. Hauſes und die Anmaaßungen der Stände über allen Glauben hinaus getrieben wurden.

Die Anweſenheit des Rubins ſtellte alſo die Ruhe wieder her. Aber gleich darauf eröfnete ſich eine andere weit fruchtbarere Quelle des Haders und unruhiger, lärmender Auftritte. Dieß war die neue Conſtitution ſelbſt; jenes Werk der Staatsklugheit, das man kurz vorher ſo hoch geprieſen, das man für unverbeſſerlich, und für die größte Wohlthat des Landes gehalten hatte — ein Werk, das in ſeinem erſten Entſtehen den Unterthanen, die aus dem tiefſten Drucke des Despotismus in

eine ganz ungebührliche Freyheit traten, die Augen zu ſehr blenden mußte, als daß ſie deſſen höchſte Mangelhaftigkeit und Unpaßlichkeit hätten bemerken ſollen; ein Werk, das ganz den Fehler der Uebereilung trug, das der Zwietracht und dem Rottengeiſte Thor und Thüre öfnete, und ſich auch in der Folge als die Quelle aller der Unordnungen und Spaltungen erwies, die von nun an einen traurigen Zeitpunct in der Geſchichte Schwedens bezeichnen, und die das Emporkommen dieſes Reichs durchaus hindern mußten.

Die Bauern waren es jetzt, die ſich dieſer gelobten Conſtitution ſchon überdrüßig zeigten. Sie handelten, wie es unter dieſer Claſſe faſt immer der Fall iſt, bey ihrem Widerſpruche nicht aus eigener Ueberzeugung, ſondern auf Eingeben eines Notarius Dalen und des Landrichters Brodin, die auch beyde nachdem für ihre unzeitigen Rathgebungen und Inſinuationen hart beſtraft wurden. Die neue Freyheit war — wie die Bauern jetzt öffentlich ſagten und worin ſie freylich auch nicht Unrecht hatten, — weiter nichts, als ariſtokratiſche Herr=

ſchaft. Und ſtatt dem intereſſirten Einfluſſe Vieler, wollten ſie, ihrer jetzigen Meynung nach, lieber der Autorität eines Einzigen unterworfen ſeyn. Sie verlangten daher für den König mehr Macht, und für ihren Stand Sitz im geheimen Ausſchuſſe.

Am 7ten Februar übergaben ſie deßfalls ein weitläuftiges Memorial an den Bürgerſtand, worin ſie äußerten, „daß die Abſchaffung der „Souverainität zwar ein löbliches Unterneh„men geweſen ſey, da eine ſolche Regierungs„art auf immer der Abſcheu der Nation ſeyn „müſſe. Indeß ſchiene man darin doch auch „zu weit gegangen zu ſeyn, und der Bauern„ſtand trage daher darauf an, daß zur Unter„drückung des Partheygeiſtes, und zur nach„drucksvollern Verwaltung des Reichs dem Kö„nige eben die Macht übertragen würde, die „ſeine Vorfahren auf dem Throne, vermöge „der uralten Grundgeſetze, beſeſſen hätten „u. ſ. w.“

Dieß Reformations-Project erregte nicht wenig Befremden. Beſonders gerieth der Adel darüber in den höchſten Unwillen. Und das

ſehr natürlich. Nahm die Macht des Königs zu, ſo nahm die ſeinige ab. Der Funken mußte gedämpft werden, ehe er weitere Nahrung bekam, und in einen verheerenden Brand ausbrechen konnte.

Das erſte und nothwendigſte, was der Adel vornehmen konnte und mußte, um die Abſicht des Bauernſtandes zu vereiteln, war, die beyden übrigen Stände, die Geiſtlichkeit und die Bürgerſchaft, auf ſeine Seite zu bringen. Bey den Geiſtlichen koſtete es dießmal nicht viel Mühe und Ueberredung. Von Seiten der Bürgerſchaft machte man aber anfänglich mehrere Schwierigkeiten, die indeß durch das Verſprechen der Hebung ihrer Beſchwerden auch bald aus dem Wege geräumt wurden.

Alle drey Stände waren auf dieſe Art gegen den Entwurf der Bauern. Bereits am 22ſten deſſelben Monats brachten ſie gemeinſchaftlich ihre Gegenvorſtellungen auf das Memorial der Bauern ein. Dieſe verſahen ſich deſſen nicht, und erwarteten mit Gewißheit, daß wenigſtens der Bürgerſtand ihre Parthie nehmen würde. In der Hauptſache, in dem

Verlangen die Königl. Gewalt vergrößert zu ſehen, gewannen ſie alſo nichts, wohl aber bewirkten ſie durch ihre erſte Vorſtellung, und durch ihre nachherigen Aeußerungen, daß die Privilegien des Adels unmittelbar darauf von neuem durchgeſehen, und verſchiedene Veränderungen darin gemacht wurden. Einer ihrer Deputirten gieng bey dieſer Gelegenheit in ſeinem Eifer für die Gleichheit der Stände, und in der Beſtreitung beſonderer Vorzüge des Adels ſo weit, daß er erklärte, der Adel müſſe nur primus inter pares ſeyn, und an dem Bewußtſeyn dieſes Vorzuges ſich genügen laſſen, ohne weitere Auszeichnungen zu verlangen.

Auf dieſe Art fand man die horrible Idee des Sanculottismus einigermaßen ſchon zu Anfange dieſes Jahrhunderts in den Köpfen der ſchwediſchen Bauern! Aber unſerm Zeitalter und dem polirteſten Volke in Europa war es vorbehalten, dieſe gothiſche Idee auszuführen.

Wegen der Widerſetzlichkeit der Bauern büßte dennoch der Adel Ein und das Andere von ſeinen bisherigen Vorrechten ein; doch

aber war dieſe Einbuße von nicht weſentlicher Bedeutung. Der Bauernſtand und die Bürgerſchaft gewannen dagegen in einigen Stücken. Man half ihren weſentlichern Beſchwerden ab, und beruhigte ſie dadurch, daß man ihre Freyheiten jetzt durch bündigere und beſtimmtere Verſicherungen bekräftigt. Auch die Geiſtlichkeit gieng bey dieſer Gelegenheit nicht leer aus, ſondern erhielt ebenfalls beſtimmtere und feſt zugeſicherte Privilegien.

Auf dieſe Art war eine Gährung, die viel Unheil drohete, zwar gedämpft; allein der Adel oder die Ariſtokraten waren nicht ſicher, daß ſolche Vorgänge ſich erneuern, und künftig von bedeutendern Folgen ſeyn könnten. Um dieß zu hintertreiben, und dem damals ſo revolutionsſüchtigen Bauernſtande ähnliche Unternehmungen für die Zukunft unmöglich zu machen, entwarf und beſtätigte man eine neue förmliche Reichstagsordnung. In dieſer wurde es zur Bedingung, daß jeder Deputirte in Zukunft ſich durchaus nach der Regierungsform und den Vorſchriften und Beſtimmungen, die man in der erwähnten Reichs-

tagsordnung feſtgeſtellt hatte, richten, und daß die Vollmachten der Deputirten, welche dieſe Norm überſchritten, durchaus nicht anerkannt werden ſollten. Nicht genug, daß man auf dieſe Art jede Möglichkeit, den Ariſtokraten ſchaden, und für das Intereſſe der Königlichen Gewalt wirken zu können, mit möglichſter Sorgfalt vorbeugte, hatte man auch noch die Schlauheit, es zum Geſetze zu machen, daß in allen Dingen, welche nicht die Freyheiten und Privilegien Eines oder Mehrerer Stände beträfen, drey Stimmen hinreichend seyn ſollten, um die Beſchlüſſe vollgültig zu machen. Eine Anordnung, welche die Fehlerhaftigkeit der neuern Verfaſſung nun aufs höchſte trieb! Der Adel hatte Mittel genug, auf dieſe Art ſich immer die Pluralität zu verſchaffen. Die Geiſtlichkeit brachte er gewöhnlich leicht auf ſeine Seite, und den erfoderlichen dritten Stand konnte er ebenfalls mit Hülfe des Clerus bald in ſein Intereſſe ziehen. Dieſe neue Einrichtung brachte überdem offenbar mit ſich, daß derjenige Stand, von dem man bey irgend einem Projecte Widerſpruch beſorgen mußte,

gar

gar nicht einmal eigentlich gefragt wurde, ſondern ſich bey dem zufrieden geben mußte, was die übrigen drey Stände zu beſchließen für gut fanden. Auf dieſe Art konnten überdem Vorſchläge bey den Ständen durchgehen, wenn gleich die mehrſten Stimmen der Reichstags-Glieder, ſobald ſie einzeln geſammelt worden, dagegen waren. Man ſetze den Fall, ein ganzer Stand verwürfe einſtimmig einen Antrag, der in den übrigen drey Ständen nur mit einer geringen Mehrheit von Stimmen durchgegangen. Dieſe Mehrheit konnte etwa nur aus einer oder zween Perſonen in jedem Stande beſtehen, und dieſe drey oder ſechs Perſonen waren alsdann im Stande, einen ganzen Stand zu überſtimmen. Man konnte auf dieſe Art Beſchlüſſe nehmen, und Geſetze bekräftigen, die dem Vortheile des übrig gebliebenen Standes höchſt nachtheilig waren; ja, man konnte ſogar Anordnungen in Sachen durchtreiben, bey denen der Letztere allein intereſſirt war. So konnte zum Beyſpiele der Adel, den die Handlung verächtlich iſt, die Geiſtlichkeit, die nichts damit zu thun hat, und der Bauer, der in al-

len dahin gehörigen Dingen gänzlich unwiſſend iſt, Schlüſſe faſſen, die den Bürger eigentlich angiengen, wann auch dieſer ſie mit Einmüthigkeit verwarf.

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß eine ſolche Einrichtung eine unerſchöpfliche Quelle von Zwietracht, Groll und Misverſtändniſſen zwiſchen den Ständen werden mußte. Und wie war die Beförderung des allgemeinen Beſten dabey möglich? Bald wiederſprach ſich das gegenſeitige Intereſſe der Stände, bald beſtimte die Unwißenheit wichtige Dinge und nicht ſelten waren die Meynungen eines und deſſelben Standes über ein und dieſelbe Sache gänzlich getheilt, und ſich durchaus widerſprechend.

Unter dieſen Umſtänden konnte der Eifer, den man ſonſt jetzt überall für die Wiederaufnahme des Landes zeigte, nicht auf das beſte gedeihen. Man fühlte, daß alle Nerven des Staats erſchlaft, und der Gang aller Geſchäfte gelähmt war. Um dieſes Uebel zu heben, und in das Ganze wieder Leben und eine friſchere Thätigkeit zu bringen, ſuchte man Alles hervor. Aber man richtete viele Jahre hin-

durch nichts aus, hauptſächlich deßhalb, weil man über die Mittel, dem Staate wieder neue Kräfte zu geben, nicht einig war, und durch eben dieſe Uneinigkeit die Würkſamkeit der jedesmal genommenen Maasregeln hinderte.

Man kann ſich ſchwerlich größern und auffallendere Widerſprüche denken, als diejenigen waren, die man über dieſen Punkt, ſo wie überhaupt über die ganze Staatsverwaltung unter den beyden famöſen Partheyen fand, die ſich ſchon auf dieſem Reichstage, und noch offenbarer auf der darauf folgenden Reichsverſammlung 1726 formirten. Man brauchee eben kein Montesquieu zu ſeyn, um auch ohne Hülfe der Erfahrung, ſchon aus dem Weſen der neuen Conſtitution ſelbſt, einzuſehen, daß die nächſte Folge der völligen Ohnmacht des Königs, und der übertriebenen Gewalt der Stände und des Senats jenes Unglück ſeyn würde, das am meiſten im Stande iſt, ein Land in ſich ſelbſt zu zerrütten und aufzureiben — ich meyne, gegenſeitige Eiferſucht der machthabenden Unterthanen, und die hieraus unabhinderlich ent-

ſtehende Wuth der Partheyen. Schweden hat hievon die traurigſten Erfahrungen gemacht, indem es bis zum 19 Auguſt 1778 ein Spielball dieſer Partheyen war, die ſich unaufhörlich mit Wuth entgeg n arbeiteten, von denen bald die eine, bald wieder die andre ſiegte, deren Grundſätze oft in Hauptſachen durchaus nicht fixirt, ſondern immer dem Wankelmuthe der augenblicklichen nicht geprüften Ueberzeugung und dann den wilden Laun n der Cabale unterworfen waren. Die Folgen dieſer Zwietracht in den Gruudſätzen, und dieſer Disharmonie in den gegenſeitigen Anſtrengungen und Bemühungen konnten durchaus keine andern ſeyn, als daß das Land beſtändig in ſeiner Ohnmacht und Kraftloſigkeit blieb, da nie ein gegenſeitiges ſicheres Vertrauen der Unterthanen ſtatt fand, und auch durchaus nicht ſtatt finden konnte. Hiezu kam, daß auswärtige Mächte dieſen Umſtand bald bemerkten, ſich die Zwietracht zu Nutze machten, die Uneinigkeit beſtändig unterhielten und dem Reiche jede Art von Selbſtſtändigkeit nahmen. So lange dieſe Partheyen mit einander im Kampfe

lagen, hat das ſchwediſche Reich durchaus auch keine Autokratie gehabt. Es war beſtändig eine Maſchine, die abwechſelnd bald durch franzöſiſche und engliſche, bald durch rußiſche Triebräder in Bewegung geſetzt wurde. Man vergaß und unterdrückte bey dieſem paſſiven politiſchen Mechanismus den Reſt eigner Kraft und wurde, indem man ſich vor dem Despotismus des Throns fürchtete, zum Vaſallen der Politik der Cabinetter in Verſailles, London und St. Petersburg. Und welche Juſtizgräuel und ſchreyende Ungerechtigkeiten eben dieſer Antagonismus der Partheyen bey dem Wechſel ihres Glücks und ihrer Herrſchaft hervorzubringen wußte, und würklich hervorbrachte, darüber werden wir in der Folge mehrere, oft ſchauderhafte, Beyſpiele kennen lernen.

Schöne Früchte alſo, welche die neue Conſtitution, d. i. der ſcheinbar geduldete Sancülottismus, die eigennützige und daher nie vereinbare, alſo vereheerende Ariſtokratie, und die gänzliche Herabwürdigung der vormals ſouverainen Macht zur ſchnellſten Blüthe treiben, und zu eben ſo ſchneller Reife bringen mußte!

Welch eine Veränderung der Dinge in dem kurzen Zeitraum von einigen Jahren! Nicht lange vorher ſchrieb Carl XII aus Demotika ſpott- und drohungs-weiſe, aber auch im vollen Gefühle ſeiner Gewalt, er wolle einen ſeiner Stiefel ſchicken, um ſie in Ordnung zu halten, und ſie zu regieren. Und dieſer Spott und dieſe Drohung brachte die damals Misvergnügten zur Ruhe! Und jetzt, wo man einen guten und treuen König im Lande hatte, wollte man ſich nicht von dieſem, ſondern lieber von fremden Mächten regieren laßen, deren Vortheil es war, in Schweden denjenigen Grad von Einfluß zu erhalten, der ihren politiſchen Abſichten und Intereſſe angemeſſen war.

Man ſieht alſo, die Schweden waren mit den wahren Grundſätzen der Freyheit, mit der Einſicht, wie Königl. Gewalt mit der National-Freyheit zu vereinigen ſey, nicht hinlänglich bekannt. Indem ſie ihre Gedanken ganz auf die Einſchränkung der erſtern richteten, vergaßen ſie, die letztern gegen die Gefahren zu ſchützen die ihr von andern Seiten droheten, und die

für das Reich weit verderblicher, und für die Freyheit weit zerſtöhrender waren. Ueberhaupt, ſagt ein pragmatiſcher Hiſtoriker, iſt die Freyheit eine Pflanze, die nur in einem Boden ihrer Art Wurzel ſchlägt. Um ſie blühend und dauernd zu machen, muß ſie mit Sorgfalt gewartet, und mit unabläßiger Achtſamkeit vor den Gefahren, die ſie umgeben, geſchützt werden. Dieß aber, und ihre ganze Wartung kann nur allein die Erfahrung die Menſchen lehren. Und hiezu haben diejenigen, die unter einer abſoluten Regierung zu leben gewohnt ſind, keine Gelegenheit. Die Wahrheit dieſer Maxime hat Schweden über die Hälfte dieſes Jahrhunderts hindurch beſtätigt, und auf welche ſchreckliche Art beſtätigt ſie jetzt nicht Neu-Frankreich!

Es wird der Mühe werth ſeyn, dieſe Partheyen, die wir von nun an mit abwechſelndem Glücke Schweden werden beherrſchen ſehen, etwas näher, und ihrem Urſprunge nach kennen zu lernen.

Das Unglück, welches das Land in den letzten Regierungsjahren Carls des XII drück-

te, mußte durchaus den aufgeklärtern Theil ſeiner Unterthanen misvergnügt machen. Carl war zu klug, als daß er dies nicht hätte von ſelbſt einſehen ſollen. Er nahm daher ſeine nöthigen Maasregeln. Er verſicherte ſich derjenigen Perſonen, deren Anhänglichkeit für ihn entſcheidend war, und überließ den übrigen gern das Vergnügen, ihn und ſeine Schritte zu tadeln. Er ſchien dabey überzeugt zu ſeyn, daß eine gewiße Art von Oppoſition ſeinen Abſichten mehr zuträglich, als hinderlich ſeyn würde, und daß eben dieſelbe dazu beytragen könnte, ſeiner Regierung mehr Energie zu geben. Er ließ es alſo gern zu, daß Einige in der Stille murrten, um den Willen und die Thätigkeit ſeiner Anhänger, die zumahl die zahlreichſten und mächtigſten waren, deſto regſamer zu machen. Ueberdem war er ſeiner Nation von einer zu furchtbaren Seite bekannt, und durfte und konnte auch ſchon deshalb vorausſetzen, daß der Unwille der Misvergnügten nie auf eine gefährliche Art ſich gegen ihn vereinigen, und zu ſeinen Schaden ausbrechen würde. Man zit-

terte bey den Befehlen des Despoten, und wer hätte es wagen ſollen, ſich ihnen auf eine determinirte Art zu wiederſetzen!

Es gab alſo ſchon unter ihm Antiroyaliſten, die ſich aber nur behutſam und mit Furcht, und wie man ſelbſt erachten kann immer auch ohne Nutzen hervorwagen konnten. Sie wurden von ihren Gegnern, den blinden Anhängern des Königs, beſtändig übertäubt. Aber nach Carls Tode änderten ſich die Sachen. Der Nation fiel auf einmal die Decke von den Augen. Die Anzahl der Misvergnügten wurde jetzt die größte, und die ſiegende. Aber ihre Gegenparthey, die Royaliſten, wurden doch nie gänzlich ausgerottet. Wer Sitz im Reichsrathe, oder auf dem Reichstage hatte, mußte nachdem eine von dieſen beyden Partheyen ergreifen, die von nun an immer um die Herrſchaft und den größern Einfluß ſtritten, und von denen bald die eine, bald wieder die andre gewann, doch ſo, daß die herrſchende Parthey immer antiroyaliſtiſch geſonnen war.

Die Königliche Parthey wurde urſprünglich durch einen Nahmen ausgezeichnet, deſſen Symbol in unſern Tagen die halbe Welt in Unordnung zu bringen drohte. Sie nannten ſich Mützen. Die Veranlaßung zu dieſer ſonderbaren Benennung gab der Unwille Carls des zwölften über einen Royaliſten, der auf einem Reichstage ſeine Vortheile nicht gehörig wahrgenommen hatte, und den er in ſeinem erger darüber eine Schlafmütze ſchalt. Dieſer Vorfall wurde ruchtbar. Die Gegenparthey trug dieſen Spottnamen auf alle Anhänger der Königlichen Parthey über, und legte ſich die ehrenvollere Benennung der Hüte bey. Es gab außer dieſen herrſchenden noch eine dritte Parthey, die der Gemäßigten, die ſich offenbar für keine Parthey erklärten, ſondern ſich durch die Umſtände beſtimmen ließen. Man gab dieſen den Namen der Jagdmützen.

So wie dieſe Partheyen über die Grundſätze der zuträglichſten innern Haushaltung uneinig waren, ſo hatten ſie auch über die auswärtigen Verhältniße grade ganz entgegen

geſetzte Syſteme. In Abſicht des erſtern Punktes liebte die eine Parthey Freygebigkeit, Aufwand und Verſchwendung, und ihre Gegner predigten beſtändig Sparſamkeit und Einſchränkungen. In Abſicht des letztern hielt es die eine Parthey mit Frankreich, und ihre Antagoniſten ſahen in der Verbindung mit dieſem Reiche die Quelle alles möglichen Unheils, und drangen immer auf ein gutes Vernehmen und auf Allianzen mit Rußland.

Einer Politik wie vormals die franzöſiſche war, konnte es nicht entgehen, daß bey der jetzigen Verfaſſung Schwedens, bey der Uneinigkeit der Stände, und bey den theils durch die bisherigen Unruhen erſchöpften, theils auch von Natur armen ökonomiſchen Verhältniſſe der Einwohner ſich ein leichtes Mittel darböte das Land ganz in ſein Intereſſe zu ziehen und daß man ohne viele Mühe von Verſailles aus in Stockholm regieren könne.

Dies Mittel, das Frankreich immer brauchte, wenn es Dinge möglich machen wollte, an denen die aufrichtige Staats-Kunſt verzweifeln mußte, waren Beſtechungen. Um dieſe mit

Glück zu brauchen, konnte man ſich keine vortheilhaftere Verhältniſſe wünſchen, als der Zuſtand und die Verfaſſung von Schweden war. Bey weitem der größte Theil des dortigen Adels iſt arm, und ſelbſt die erſte Claſſe deſſelben hatte damals ſeinen Unterhalt hauptſächlich nur von dem Ertrage ſeiner Stellen und Bedienungen. Er war daher genöthigt ſich jede Gelegenheit, wo ein Gewinn zu machen war zu Nutze zu machen. Hievon waren ſelbſt die Reichsräthe nicht ausgenommen. Sie durften, waren ſie einmal abgeſetzt, keine andre niedrigere Bedienung wieder annehmen, und mußten daher auf jeden Fall immer bey Zeiten die Umſtände benutzen. Nach der Verfaſſung hatten nur die Häupter einer Familie auf dem Ritterhauſe Sitz, weil ihr Stand zu zahlreich war, als daß er ſich ganz auf einmal hätte verſammlen können. Dieſe Häupter hatten aber vor den übrigen Zweigen der Familie in Abſicht des Vermögens keinen Vorzug, indem die Güter zu gleichen Theilen vererbten. Eine beträchtliche Anzahl von Edelleuten konnte daher blos aus Armuth von ſeinem Rechte, den Reichsta-

gen beyzuwohnen, keinen Gebrauch machen, weil er die Koſten, die der Aufenthalt am Reichstagsorte erfoderte, nicht beſtreiten konnte. Sie wollten ihr Recht indeß nicht ganz unbenutzt laßen, und indem ſie ſelbſt nicht erſcheinen konnten, ſo hatten ſie die Freyheit, ihre Befugniß einer andern Perſon ihres Standes zu überlaßen, die ganz ihre Stelle vertrat und für ſie handelte und ſtimmte. Eine Perſon, die eine ſolche Vollmacht hatte, wurde in aller Abſicht als Mitglied der Reichsverſammlung angeſehen, und ſie war ihrem Principal durchaus keine Rechenſchaft ſchuldig.

Man darf ſich bey der Armuth des ſchwediſchen Adels nicht wundern, wenn viele ſich verleiten ließen, dieſe Vollmachten um Geld wegzugeben. Die beyden Partheyen rannten nun bey ſolchen und andern Mitgliedern, die etwa wegen Alter oder Gemächlichkeit nicht zum Reichstage wollten, um die Wette an, und ſuchten die ledigen Vollmachten. Auf dieſe Art wurden dieſe würklich eine Art von Waare, die an den Meiſtbietenden verkauft wurde, und mit der man ſogar vielfältig ſchändliche

Betrügereien trieb. Man verkaufte nämlich ein und dieſelbe Vollmacht oft an verſchiedene Agenten der entgegengeſetzten Partheyen, und die Ankäufer hatten Urſache behutſam zu ſeyn.

Auch beym Bürgerſtande konnte man ſich ebenfalls die Wahlſtimmen erkaufen, und der Bauernſtand vergaß gleichfalls nicht, die Venalität der Stimmen zu benutzen. Braucht es zum Beweiſe, wie ſehr man auf dieſe Art den Parthey-Geiſt und die Conſtitution benutzte, mehr, als daß ein gewiſſer, erſt vor einigen Jahren verſtorbner Bauer, Nahmens Olof Hakanſon, der eilfmal Reichstagsmann war, ein Vermögen von 600,000 Rthl. hinterließ, das er ſich faſt einzig und allein durch die Benutzung der einheimiſchen und fremden Beſtechung erworben hatte?

Es bedarf keiner Auseinanderſetzung, wie ſehr das allgemeine Beſte bey dieſer Unordnung leiden mußte. Schweden hat nachdem auch Zeitpunkte gehabt, wo es für dieſe unpatriotiſche Anomalie, und für den unruhigen Geiſt der Partheyen bitter büßen mußte. Indeß verdient es doch bey ſolchen auffallenden Gebrechen

der Conſtitution, und des Gemein-Geiſtes angemerkt zu werden, daß man, ohngeachtet dieſer ungebührlichen Misbräuche, von Zeit zu Zeit noch Patriotismus genug hatte, bey dem Stimmen- und Vollmachts-Handel darauf zu ſehen, daß die Vollmachten an diejenige Parhey gebracht wurden, von deren Abſichten man ſich das Beſte verſprach. Dieſe Parthey erkaufte oft die Stimmen wohlfeil, wenn ihre Gegner unmäßig boten.

Die erſte Gelegenheit, wo dieſe Partheien in öffentlichen Kampf traten gab der Reichstag 1726. Die damaligen auswärtigen Conjunkturen waren vorzüglich geſchickt dazu, ihnen Anlaß zu geben, ihre Kräfte gegen einander zu üben. Es wird nothwendig ſeyn, auf dieſe Conjunkturen ſelbſt einen flüchtigen Blick zu werfen, um ſo mehr, da wir hier ganz unerwartet einen unglücklichen Fürſten wieder auftreten ſehen, der in der Schwediſchen Geſchichte Epoche macht, und der vom Glücke jetzt mehr erhielt, als ſeine kühnſte Hoffnung, und alle Freundſchaft Carls des zwölften ihn je hätten erwarten laßen.

Schon ſeit 1721 war unter Vermittlung Frankreichs und Englands zu Cambray jener berühmte Congreß verſammelt, den faſt alle europäiſchen Mächte beſchickten, um die langwierigen und verwickelten Streitigkeiten zwiſchen Spanien und Kaiſer Carl dem VIten zur völligen Ausgleichung zu bringen. Gleich im Anfange äußerten ſich bey dieſem Ausgleichungswerke ſo viele Schwierigkeiten, daß man volle 3 Jahre brauchte, um nur einige unbedeutende Streitpunkte, und kleinliche Zwiſtigkeiten, welche die ernſthaftern Unterhandlungen aufhielten, in Richtigkeit zu bringen. Es war alſo für das Hauptwerk dieſes Congreſſes kein günſtiges Zeichen, wenn die Beylegung geringfügiger und unweſentlicher Streitpunkte ſo viele Zeit und ſo viele Mühe koſtete. Allein ein mißlungenes Heyraths-Project bewürkte jetzt das, woran die ämſigſte und die ſchlaueſte Politik beynahe ſchon zu verzweifeln anfing.

Der Herzog Regent von Frankreich, Philipp von Orleans, (der nach dem Tode Ludwigs des XIVten bey der Unmündigkeit des damaligen Dauphins, eines Urenkels des

verſtorbenen Königs, nach dem Teſtamente Ludwigs die Regierung in Frankreich gemeinſchaftlich mit den übrigen Prinzen des Königlichen Hauſes führen ſollte, aber ſie bald ganz an ſich zu reißen wußte) hatte im Jahr 1721 mit dem Spaniſchen Hofe dreyfache Wechſelheyrathen geſchloßen, bey denen er ſeine Familie und die Wünſche und Abſichten des Spaniſchen Hofes auf das beſte beſorgte. Seine ältere Tochter vermählte er nämlich mit dem Kronprinzen Ludwig von Spanien, der nachdem bey der Reſignation Philipps eine kurze Zeit hindurch den Thron beſaß, aber bald nachher ſtarb, und durch ſeinen Tod ſeinen an Leib und Seele zerrütteten Vater in die Nothwendigkeit brachte, zum zweitenmale auf den Thron zu ſteigen. Die jüngere Tochter des Herzogs Regenten wurde bey dieſer Vermählung dem damahls fünfjährigen Prinzen Carl, nachmaligem Könige von Spanien, beſtimmt. Dagegen verlobte man die einzige dreyjährige Tochter Philipps dem heranwachſenden Könige Ludwig dem XV. Von allen dieſen verabredeten Heyrathen wurde indeß nur die erſte vollzogen, und der plötz-

liche Tod des Herzogs-Regenten *) am 2ten December 1723 vereitelte die Vollziehung der beyden übrigen.

Ludwig der XV war von Natur ein furchtſamer weibiſcher Prinz, und ſeine

*) Er ſtarb in dem blühenden Alter von 49 Jahren und etlichen Monathen. Er hatte Verſtand, Talente und Muth, und war einer der liebenswürdigſten Männer für die Geſellſchaft, aber einer der ſchlechteſten und unfähigſten Fürſten. Seine unaufhörlichen Bachanalien, und die niedrigſten Ausſchweifungen aller Art waren die Urſachen ſeines frühzeitigen Todes. Er nahm in ſeine Geſellſchaft Leute auf, die kein Menſch, der ſich ſelbſt geachtet hätte, für ſeine Freunde erkannt haben würde, und die ſich bloß durch ihre Ausſchweifungen auszeichneten. Die Ausgelaſſenheit im Innern ſeines Hauſes gieng ſo weit, daß die Gräfin von Sabran einmal vor der ganzen Abendgeſellſchaft über der Tafel zu ihm ſagte: Nach dem Gott den Menſchen geſchaffen hätte wäre ihm noch ein Reſt von Koth übrig geblieben, aus dem er die Seelen der Prinzen und der Laquaien geknetet hätte. Der Regent, weit entfernt ſich darüber zu entrüſten, lachte vielmehr von Herzen, weil ihm der Einfall luſtig ſchien Ein andermal machte der Pfarrer zu Saint-Come in einem eifernden Sermon eine züchtigende moraliſche Schilderung, deren Anwendung auf den Regenten zielte und auch durchaus treffend war.

ſchlechte Erziehung verdarb ihn gänzlich. Er hatte zu keinen Geſchäften Luſt, und war auch durchaus nicht dazu fähig. Gleich nach dem Tode des Herzogs-Regenten brachte der Herzog von Bourbon das Staatsruder an ſich, und

Der Prinz, dem man von der ſcandalöſen öffentlichen Deutung und Auslegung dieſer Predigt ſagte, antwortete ohne alle Entrüſtung: Was geht das dem Narren an! Ich gehöre ja nicht zu ſeinem Kirchſpiele. Er ſtarb unter ſeinen Ausſchweifungen. Sein Arzt der ſchon einige Zeit an ihm eine inflamirte Geſichtsfarbe bemerkt hatte, drang inſtändigſt in ihm ſich zur Ader zu laßen, und einige Zeit die ſtrengſte Diät zu halten. Um ſich von den beſchwerlichen Bitten des Arztes loß zu machen, gab Orleans Geſchäfte vor, die keinen Aufſchub litten, und verſprach in den nächſten Tagen ſich ganz der Facultät zu überlaßen. Er erinnerte ſich aber ſeines Verſprechens ſo wenig, daß er noch an demſelben Tage gegen ſeine Gewohnheit, blos zu ſoupiren, zu Mittag ſpeiſete, und, wie er immer pflegte, unmäßig aß. Gleich nach Tiſche gieng er zu der Herzogin von Phalaris, einer von ſeinen gefälligen Damen, um bey ihr ein Stündchen zuzubringen. Sie ſaßen beyde neben einander am Caminfeuer, als der Herzog auf einmal in die Arme der Phalaris ſank. Dieſe erſchrocken ihn ohne Bewuſtſeyn zu finden, rief um Hülfe, aber es war in der Nähe niemand zu finden. Sie mußte in die Höfe des Schloſſes hinunterlaufen um Hülfe

auch noch nach ſeiner Volljährigkeit warf der König alle Regierungsſorgen auf ihn, als erſten Miniſter.

Dieſer fand die Brautwahl ſeines Vorgängers für das Land, und noch mehr für ſich durch-

herbey zu ſchaffen. Die Zimmer waren bald gedrängt voll: allein es vergieng wieder eine halbe Stunde, ehe man einen Chirurgen fand. Endlich, kam einer. Man öfnete dem Prinzen eine Ader aber er war tod. Man hatte lange vorausgeſehn daß er keinen Augenblick vor einem Schlagfluße ſicher ſeyn würde, und ſeine treuen Bedienten hatten dieſerhalb ihm oft Vorſtellungen gemacht, von Ausſchweifungen abzulaßen, die ihm bey ſeiner Conſtitution auf der Stelle das Leben koſten könnten. Weit entfernt, auf dieſe wohlgemeinten Vorſchläge zu achten, gab der wüſte Wollüſtling die ſcheußliche Antwort: daß er ſich um ſolcher eitlen Beſorgniſſe ſeiner Vergnügungen nicht berauben wollte, und daß er, weit entfernt, einen plötzlichen Tod zu fürchten, ihn vielmehr auf das ſehnlichſte wünſche. Im Anfange ſeiner Regentſchaft nahm er ſich der Geſchäfte mit ziemlichem Eifer an; allein ſeine zügelloſen Ausſchweifungen brachten ihn bald davon ab, und er überließ alles den Staats-Secretairen Sein Sohn, der Herzog von Chartre, wurde durch den plötzlichen Tod ſeines Vaters ſo ergriffen, daß er, der auch ſchon kleine vorübergehende

durchaus unpaſſend. So ſicher er ſich auch in ſeinem Poſten wußte, ſo fühlte er doch, daß ſeine Macht bloß von dem Leben und der Beerbung des Königs abhienge. Aber der König war erſt in ſeinem funfzehnten, und — was noch ſchlimmer war — ſeine Braut die Infantin, erſt in ihrem achten Jahre. Die Ausſicht, Ludwig beerbt zu ſehen, war bey dieſer ungleichen Heyrathsallianz alſo noch ſehr entfernt. Hatte man nun bis dahin das Unglück, ihn zu verliehren, ſo kam die Krone entweder an den König von Spanien, oder auch in das Haus Orleans. Und in beyden Fäl-

Ausſchweifungen ſich zu Schulden hatte kommen laſſen, auf der Stelle ſeine Maitreſſe, die er der Mode zu Gefallen zu Paris unterhielt, verließ, in das andre Extrem fiel, und ſich einer mönchiſchen Andacht widmete, in welcher er bis an ſeinen Tod beharrte. Er gieng ſogleich nach dem Tode ſeines Vaters nach Verſailles, machte aber nicht die mindeſten Prätenſionen, und ließ es ſich nicht einfallen, dem Herzog von Bourbon, der der Nachfolger ſeines Vaters wurde, das mindeſte ſtreitig zu machen. Er begnügte ſich damit, einige Tage nachher den Titel eines Herzogs von Orleans anzunehmen, und ſtarb in unrühmlicher Unthätigkeit.

len war die Lage des Herzogs von Bourbon übel, ſeine Macht hörte ohnfehlbar auf. Er zitterte daher bey jeder Unpäßlichkeit des jungen Königs, und ein Fieber deſſelben, das mit mißlichen Symptomen begleitet war, und eine höchſt unruhige und ſchreckhafte Nacht, die er darüber hatte, determinirten ihn, den geſchloſſenen Heyraths-Contract wieder über den Haufen zu werfen.

Der Herzog ſchlief nemlich grade unter den Zimmern des kranken Königs, und glaubte einmal zu einer ungewöhnlichen Zeit Lärm und Bewegung zu hören. Er ſprang aus dem Bette, und lief in vollem Schrecken, und nur mit einem Schlafrock bekleidet, hinauf. Der erſte Chirurg, der im Vorzimmer ſchlief, war verwundert, ihn zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde kommen zu ſehn, ſtand auf, gieng ihm entgegen, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Beſtürzung. Noch ganz auſſer ſich und mit abgebrochenen Tönen antwortete Bourbon: „Ich habe Lärm gehört — der König iſt krank — was wird aus mir werden?“ — Der Wundarzt hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen, und

ihn zu bereden, ſich wieder niederzulegen. Beym Weggehen ſagte der Herzog, wie ein Menſch, der zu ſich ſelbſt redet, „das ſoll mir nicht wieder begegnen — kömmt er auf, ſo muß er vermählt werden.“

Von dieſem Augenblicke an, war die Caſſation des Heyraths-Contracts, den Orleans geſtiftet hatte, beſchloſſen. Die eigene Abneigung des jungen Königlichen Bräutigams gegen ſeine Verlobte, trug viel dazu bey, das kühne Unternehmen des Herzogs zu erleichtern. Und auch die Nation, die das regierende Haus auf ſo ſchwachen Füſſen ſah, und der vormals die Geburt eines Dauphins die höchſte Freude und das höchſte Feſt war — die Nation ſelbſt wünſchte bald königliche Erben, und gab dem Streiche des Herzogs von Bourbon den uneingeſchränkteſten Beyfall.

Der Herzog ſäumte nicht, dem Madritter Hofe von dem genommenen Entſchluſſe Nachricht zu geben, und kündigte zugleich an, daß er die Infantin Braut, die gleich nach der Verlobung nach Frankreich gekommen war, um dort ihre weitere Erziehung zu erhalten, nach

Madrid zurückſchicken würde. Man zögerte mit dieſer Zurückſendung nicht, und nahm gleich nach der Abreiſe der bisherigen präſumtiven Königinn auf eine anderweitige Bewerbung und Vermählung Bedacht.

Anfänglich warf der Herzog bey der Wahl einer neuen Braut ſein Auge auf ſeine leibliche Schweſter, Mademoiſelle de Vermandois. Wäre dies Heyrathsproject nicht geſcheitert, ſo wäre er ein Schwager des Königs geworden, und ſeine Macht wäre feſt gegründet geweſen. Aber ſeine Maitreſſe, die Marquiſe de Prie, die bey einer ſolchen Vermählung ſelbſt zuviel zu verliehren glaubte, hintertrieb dieſen Entwurf. *) Vom ruſſiſchen Hofe bot man, auf die erſte Nachricht von der Zurückſendung der

*) Die Marquiſe de Prie war ein ſtolzes, herſchſüchtiges Weib. Sie war anfänglich mit der Wahl der Mademoiſelle de Vermandois ungemein zufrieden. Bevor ſie indeß dieſelbe zur völligen Würklichkeit kommen ließ, hielt ſie es für nöthig, die Ergebenheit und Unterwürfigkeit der projectirten Braut auf die Probe zu ſtellen. Sie ſelbſt konnte ihre eigene Mutter nicht leiden, und verlangte dieſe unnatürlichen Gefühle auch von der Schweſter ihres Liebha-

Infantinn, die Prinzeſſin Eliſabeth, zweyte Tochter Peters des groſſen an, die mit Ludwig dem XV. von gleichem Alter war, und nachher regiert hat. Um dieſem Antrage noch deſto ſicherern Eingang zu verſchaffen, verſprach man dem Herzoge von Bourbon, ihm nach dem Tode Auguſts zum Könige von Polen zu machen. Der Herzog welcher bey Lebzeiten des Zars, mit Rückſicht auf die polniſche Krone, um die angebotene Prinzeſſin geworben hatte, antwortete der Kaiſerinn, „er glaubte ſich ihrer Verwendung noch gewiſſer, wenn er ihr

bers. Ihre Unverſchämtheit gieng bey einer Unterredung, die ſie mit der Vermandois über das Project ihrer Vermählung hatte, ſo weit, daß ſie ihr die Bedingung nahe legte: „als Königinn ihre Mutter durchaus kein Gewicht und kein Anſehen einzuräumen und gegen dieſelbe höchſtens die Nothwendigkeiten des Anſtandes zu beobachten.“ — Die bloße Aeuſſerung einer ſo ungebührlichen Foderung empörte die Demoiſelle Vermandois. Erſtaunen und Verwirrung waren ihre Antwort. Die Marquiſe wunderte ſich über die vermeinte Bizarrerie ſolcher Geſinnung, und da ſie gewohnt war, ihren Liebhaber zu ihren Füſſen zu ſehen, ſo beleidigte es ſie, daß ſeine Schweſter nicht eben ſo unterwürfig gegen

Schwiegerſohn würde, als wann er die Prinzeſſinn Eliſabeth zur Königinn von Frankreich machte.“

Es koſtete würklich Mühe, eine ſchickliche Parthie für den König zu finden, da die meiſten damaligen europäiſchen Prinzeſſinnen von zu ungleichem Alter, entweder zu jung oder zu bejahrt, waren. Endlich fiel die Wahl auf die Prinzeſſin Lesczinska, Tochter des von Carl dem XII. einſt gekrönten Stanislaus. Dieſer unglückliche fürſtliche Abendtheurer deſſen Glück mit dem Glücke Carls XII. ſtieg und fiel, irrte damals als ein geächteter Flüchtling umher. Ein Decret des polniſchen Reichstags, hatte

ſie ſeyn wollte. Von dieſem Augenblick an hintertrieb ſie den Entwurf Bourbons. Es fiel ihr nicht ſchwer den Herzog zu überreden, daß eine Verſchwägerung mit dem Könige weit entfernt, ihn ſicher zu ſtellen, ihn nur in die Abhängigkeit von ſeiner Mutter und Schweßer bringen würde. Mademoiſelle de Vermandois, die dem Beſitze einer Krone ſo nahe war, ſtarb nachdem als Aebtiſſin von Beaumont les Tours, und die Marquiſe fuhr fort zu herrſchen, da man nun eine Prinzeſſin zur Königinn wählte, auf deren Dankbarkeit man rechnen konnte, indem man ſie aus dem tiefſten Elende riß.

einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Er hatte ſich, wie wir ſchon oben erwähnt haben, *) zuerſt nach Schweden geflüchtet, dann ſuchte er wie vormals ſein Beſchützer Carl XII. Sicherheit und Unterſtützung in der Türkey, und da man auch hier, wie vormals bey Carln, der Gaſtfreundſchaft gegen Stanislaus überdrüſſig wurde, ſo retirirte er ſich nach Zweibrücken. So lange Carl der Zwölfte lebte, ſorgte er ohngeachtet ſeiner eignen Unfälle für den Unterhalt ſeines Freundes, an deſſen Unglücke er Schuld war. Aber mit dem Tode Carls war für dieſen auch alle Hülfe und Stütze hin. Er war ohne Vermögen und ohne Sicherheit des Lebens und in dieſer troſtloſen Lage nahm ſich der Herzog Regent ſeiner an, und gab ihm einen heimlichen Zufluchtsort in einem Dorfe bey Landau Als er hier nicht ſicher genug war, quartirte er ihn zu Weißenburg in einer alten Commanderie ein, an der die halbe Mauer verfallen war, die nicht wieder aufgebauet wurde.

So wenig wie Orleans jemals ahnden konnte, daß die Tochter des Flüchtlings, dem

*) S Zweit. Band. pag. 26. ff.

er heimlich Schutz und nothdürftigen Unterhalt gab, einſt den franzöſiſchen Thron beſteigen und ſeiner Familie die Hofnung zur ſpaniſchen und franzöſiſchen Krone vereiteln würde, eben ſo und noch weniger hätte ſich der unglückliche Stanislaus eine ſolche unglaubliche Umwandlung der Dinge auch nur träumen laſſen können.

In dieſer elenden Commanderie zu Weiſſenburg war es, wo Lesczinsky durch einen Brief des Herzogs von Bourbon das unverhofte Glück erfuhr, das ihm begegnete. Er eilte in das Zimmer, wo ſeine Frau und Tochter waren, und rief gleich beym Eintritt voll beſtürzter Freude: „Werft euch mit mir auf die Knie, und danket Gott.“ — „Ach! mein Vater, rief die Tochter aus, Sie ſind wieder zum polniſchen Throne berufen?“ — „Der Himmel iſt noch weit günſtiger, meine Tochter, antwortete der Vater, du biſt Königinn von Frankreich“ Die Beſtürzung der Mutter und Tochter läßt ſich nicht ſchildern. Ihr Elend hatte ſie ſchon lange gelehrt, die Anſprüche ihres ehemaligen Standes zu vergeſſen, und vorher würde ſich die Prinzeſſinn glücklich geſchätzt haben, nur einen von denen zu heyrathen, die nunmehr zu

ihren vornehmſten Bedienten gehören ſollten. Stanislaus begab ſich ohne Verzug darauf nach Strasburg, wo das förmliche Anſuchen durch Ambaſſadeurs mit mehr Würde vorgenommen werden konnte, als in dem verfallenen Schloſſe zu Weiſſenburg. Mit dieſen Ambaſſadeuren, dem Herzoge von Autin und dem Marquis von Beauveau, ſchickte man der künftigen Königinn ſogleich ihre Hofhaltung entgegen. *) Der Herzog von Orleans hatte ſeiner Familie zum Verdruß den Auftrag und die Vollmacht des Königs, die junge Braut ſich in der Straßburger Dom-Kirche durch den Cardinal von Rohan antrauen zu laſſen. Vierzehn Tage nachher hatte die junge Königinn ih-

*) Der Herzog von Autin, ſonſt ein feiner Hofmann, ſagte in ſeiner Anrede an die Prinzeſſin Braut ziemlich ungeſchickt: der Herzog von Bourbon hätte zwar eine ſeiner Schweſtern vorziehen können, es wäre ihm aber hauptſächlich nur um Tugend zu thun geweſen.“ Mademoiſelle de Obermont, eine dieſer Schweſtern, welche zur Oberhofmeiſterinn der Königinn ernannt, und bey dem Complimente gegenwärtig war, erwiederte voll Unwillen und Bitterkeit: d'Antin ſieht alſo mich und meine Schweſtern für H*** an.

ren feyerlichen Einzug in Fontainebleau, wo man die förmliche Hochzeit feyerte.

Dieſe Art, eine förmlich verabredete und ſchon mehrere Jahre unterhaltene künftige Eheverbindung zu brechen und ungültig zu machen wußte den Spaniſchen Hof inſonders die herſch- und ehrſüchtige Königinn, auf das äußerſte erbittern. Um ſich wegen dieſes unvermutheten und bittern Schimpfes auf alle Art Satisfaction zu verſchaffen, brauchte man die Mittel, die zunächſt zur Hand waren. Man konnte Korb mit Korb erwiedern, und ſchickte auch unverzüglich nicht nur die Braut des Infanten Don Carlos, Mademoiſelle von Beaujolois, ſondern auch ihre Schweſter, die Königinn Wittwe Ludwigs des Erſten nach Frankreich zurück.

Mit dieſer Genugthuung und Familienrache begnügte ſich indeß das Madritter Cabinet noch nicht. Es wollte ſich auch politiſch rächen und ſchickte insgeheim den Baron Ripperda nach Wien, um dort zu unterhandeln.

Die Verſchmähung der Prinzeſſinn gab dieſen Unterhandlungen das ſchnellſte Gedeyhen. Man hatte in Cambray jahrelang tractirt, um nur über Kleinigkeiten einig zu werden, und jetzt — was die kühnſte Erwartung nicht für möglich gehalten haben würde — jetzt kam in Zeit von einigen Wochen nicht nur eine völlige Ausgleichung zwiſchen Spanien und Oeſterreich, ſondern auch ein geheimes Schutzbündniß zwiſchen beyden Mächten zu Stande. Der Congreß, der bisher fruchtlos unterhandelt hatte, wurde nun völlig unnütz, und gieng auch ſofort auseinander.

So unerwartet dieſe Uebereinkunft war, ſo groß war auch das Erſtaunen und der Unwille der dabey intereſſirten Mächte, beſonders der beyden Mediatoren, Frankreichs und Englands. Man erfuhr bald daß die unerwartete Convention ſich nicht blos, mit der Ausgleichung der bisherigen Irrungen beſchäftigt habe, ſondern daß mit ihr zugleich auch eine geheime Allianz gegen die vermittelnden Mächte geſchloſſen worden. Dies

mußte allarmiren, zumal da man den Inhalt dieſes Schutzbündniſſes ſo ſehr geheim hielt. Man hat nachher zwar erfahren, daß der Wiener-Tractat ſo gefährlich nicht war, und daß von allen den Dingen, deren man ihn beſchuldigte, ſich nichts darinn befand. *) Allein das Unerwartete dieſer Coalition war, ſchon hinreichend, ſie verdächtig zu machen, und um wie viel mehr mußte man gegen ſie Argwohn ſchöpfen da man aus ihren Motiven und Grundſätzen das tiefſte Geheimniß machte.

*) In dieſem Frieden ſelbſt, bey dem das Friedensproject der durch England und Frankreich zu Stande gebrachten Quadrupel-Allianz zum Grunde lag, wurden alle bisherigen Succeſſions-Streitigkeiten zwiſchen Spanien und Oeſterreich abgemacht. Beyde Mächte garantirten ſich auſſerdem gegenſeitig ihre Staaten. Sie ſetzten ferner feſt, daß beyde Monarchen auf Zeitlebens ihre bisherigen Titulaturen a.) gebrauchen, ihre Erben und Nachfolger aber nur von den Staaten, die ſie würklich beſäßen, den Titel führen ſollten. Und auſſerdem garantirte der Kaiſer die Aufrechthaltung der im Utrechter Frieden feſtgeſtellten Spaniſchen Succeſſions Ordnung; und Spanien verpflichtete ſich zu

Niemanden war, und konnte dieſe unverhoffte Allianz unwillkommener und verdächtiger ſeyn, als dem Könige Georg den Erſten von England. Spanien hatte zwar im Utrechter Frieden (1713) die Hannöverſche Erbfolge in Großbritannien anerkannt; aber eben dieſer Friede hatte unter andern Aufopferungen auch Gibraltar und Minorca gekoſtet. Es war voraus zu ſehen, daß dieſe durch die damaligen Umſtände erzwungene Ceſſion einen beſtändigen Zankapfel zwiſchen England und dem Madridter Hofe abgeben, und von leztern

einer gleichen Handhabung der oeſterreichiſchen pragmatiſchen Sanction.

In der Defenſiv-Allianz verſprach Spanien dem Kaiser auf den Fall eines Angriffs 20000 Mann und 15 Kriegsſchiffe. Der Kaiſer verpflichtete ſich gegentheils im gleichen Falle zu 30,000 Mann. Ueberdem ſollte der Kaiſer durch gütliche Vermittelung Spanien wieder zu Gibraltar und Minorca verhelfen, wogegen den öſterreichiſchen Unterthanen als der begünſtigten Nation, in Spanien alle Handlungsvortheile geſtattet werden ſollten.

a.) Der Madridter Hof wollte nämlich den Titel von Spanien dem Kaiſer nicht zugeſtehen, und machte ihm auch die Ertheilung des Ritterordens vom goldnen Vließ ſtreitig.

ſobald nicht verſchmerzt werden würde. Der Allianztractat mit Oeſterreich enthielt hierüber auch, wie wir kurz vorher geſehen haben, einen beſondern Punkt, der ſich jedoch blos auf gute und freundſchaftliche Vermittelung Oeſterreichs einſchränkte.

Georg der Erſte beſorgte indeß nicht ſo ſehr einen Bruch mit Spanien wegen Minorca und Gibraltar, als vielmehr ein geheimes Einverſtändniß des Madridter Hofes mit ſeinem Thronrivalen dem Prätendenten. Er glaubte, daß in dem geheimen Tractate zum Vortheile dieſes Prätendenten, der auch in England noch eine Menge heimlicher und eifriger Anhänger hatte, und der ihm ſeine Krone fortdaurend unſicher machte, gewiſſe Dinge bedungen worden. Die Erinnerung an den Verſuch, den Alberoni nicht lange vorher zum Beſten des Prätendenten gemacht hatte, mußte dieſe Beſorgniſſe beſtärken. Bey dieſer Vorausſetzung war keine Zeit zu verliehren, und Georg, der den Krieg haßte, mußte ſchleunig ein anderes Mittel ausfinden, alle mögliche Machinationen gegen ſich und ſeine königliche Würde zu vereiteln.

Er war grade in ſeinen Churſtaaten, als er die überraſchende Nachricht von jener unvermutheten Wiener Allianz erhielt. Seine ſeltene Thätigkeit, und jenes außerordentliche Talent, das er in Unterhandlungen beſaß, wußten zu bewerkſtelligen, daß ſchon drey Monate nach dem Abſchluſſe des Wiener Bündniſſes (am 3ten September 1725) zu Herrenhauſen eine Tripel-Allianz zwiſchen Frankreich Preuſſen und England unterzeichnet wurde, die den Wieneriſchen Verbündeten, das Gegengewicht halteu ſollte, und halteu konnte.

Von beyden Theilen wurden jeʒt alle Bemühungen und Kunſtgriffe aufgeboten, ihre Bundsverwandte zu vermehren. Einen bedeutenden Alliirten erhielt Spanien am Rußiſchen Hofe, und auch alle katholiſche Fürſten Deutſchlands ſchlugen ſich, wie man vorausſehen konnte, zu der Wiener Verbindung. Dagegen traten Holland, Dänemark, Heſſen-Caſſel und andre proteſtantiſche deutſche Fürſten zur Hannöverſchen Föderation. Ueberhaupt theilte ſich ganz Europa zwiſchen dieſen beyden mächtigen Verbindungen.

Der Beytritt Schwedens zu einer dieſer Allianzen war iezt von Bedeutung. Man glaubte daß es der Parthey, für die es ſich erklären würde, das Uebergewicht verſchaffen könne. Die Häupter beyder Allianzen gaben ſich daher alle mögliche Mühe, Schwedeu in ihr Intereſſe zu ziehen. In Schweden ſelbſt war man über die Wahl der Parthie, für die man ſich erklären ſollte, in langer unſchlüßiger Verlegenheit.

Rußland hatte damals den Grafen Gollowin als Geſandten in Stockholm. Um die Sache ſeiner Parthey noch lebhafter und mit Glücke zu betreiben, ſchickte es auſſerdem unvorzüglich den Knes Dolgorucki, ſeinen geſchickteſten Negotiateur, in der Eigenſchaft eines auſſerordentlichen Ambaſſadeurs, an den Schwediſchen Hof. Dolgorucki betrieb ſeine Sache bey Hofe mit unverdroßenem Eifer und reichte Vorſtellungen über Vorſtellungen ein. Allein ſeine Bemühungen waren vergebens, zumal da er auſſer dem Beytritt zur Wiener Allianz ſich auch offenbar um Beyſtand für den Herzog von Hollſtein bewarb. Dieſer

ſchrieb ſelbſt zween Briefe an den König und an die Reichsſtände, und ſtellte darinn vor, daß, obwohl verſchiedene Umſtände bisher die Reſtitution des Herzogthums Schleswig verzögert hätten, ſo erwartete er doch jetzt vom Schwediſchen und Rußiſchen Hofe, die Gerechtigkeit ihm hierinn behülflich zu ſeyn. Er zeigte an, daß auch der Kaiſer geneigt ſey, ſich ſeiner Sache anzunehmen, und um ſo mehr glaube er ſich verſichern zu dürfen, daß Schweden hiezu die bereitwilligſte Hand bieten werde. „Wir ſind überzeugt, ſchloß er, daß die Stän„de ſoviel Mitleiden für die gerechte Sache ha„ben werden, die Maasregeln nicht zu hindern, „die darauf abzielen, Mir nach einer ſo langen „und gewalthätigen Unterdrückung zu Meinem „Rechte zu verhelfen, zumal da es der gan„zen Welt bekannt iſt, daß Unſere „Erbſtaaten im Dienſte der Krone „Schweden zum Opfer geworden. Wir „wollen nicht ausführlich darthun, wie ſehr „es das Intereſſe Schwedens erfordere, dahin „zu ſehen, daß Dännemark durch die Einkünf„te von Schleswig nicht in den Stand geſetzt

„werde, die Ruhe im Norden von Neuem zu „ſtöhren. Wir wollen Uns dem Urtheile des „Königs und der Stände unterwerfen, erſu„chen aber dabey, zu erwägen, wie hart es uns „fallen würde, wenn Wir nach ſo langer Ge„duld und Verläugnung, nach ſo oft wiederhol„ten Verſicherungen und gemachten Hofnungen „Uns endlich doch Unſers Succeſſions-Rechts „beraubt ſehen ſollten, und zwar zu einer Zeit, „da es das Intereſſe Schwedens ſowohl als das „Unſrige erfordert, daß Uns dieſe Gerechtigkeit „erwieſen werde.“

So dringend und in mehrerer Hinſicht auch wirklich ſubmiß dieſe ſchriftliche Vorſtellung des Herzogs war, ſo antwortete der König doch nicht darauf. Er begnügte ſich damit, dem Knes Dolgorucki und dem Hollſteinſchen Miniſter Reichel die mündliche Erklärung zu geben, daß man ſich hierinn durchaus nicht miſchen könne, und daß Schweden bey dieſer Sache bloß ſeine guten Dienſte, aber auch weiter nichts anzuwenden ſchuldig wäre.

Würklich konnte Friedrich der Erſte in dieſer Sache auch durchaus nicht anders,

als ſo handeln: hatte man in Schweden von irgend einer Seite etwas zu fürchten, ſo war es von Dänemark. Dem Copenhagener Hofe war es nicht unbekannt geblieben, daß bey dem Beytritte Rußlands zur Wiener-Allianz für den Herzog von Hollſtein die Reſtitution von Schleswig bedungen worden. Er nahm daher ſeine nöthigen Maasregeln, und rüſtete ſich zu Lande und zu Waſſer auf das lebhafteſte. Zugleich ließ er durch ſeinen Miniſter zu Stockholm die Urſachen dieſer Rüſtungen bekannt machen, und drang auf eine Erklärung Schwedens, ob, und in wie weit, es an den Abſichten des Ruſſiſchen Hofes zu Gunſten des Herzogs von Hollſtein Theil nehmen würde. Man antwortete, daß Schweden feſt entſchloſſen ſey, mit Dänemark in gutem Vernehmen zu bleiben, und die zwiſchen beyden Mächten beſtehenden Tractaten heilig zu beobachten.

Während dieſer Verhandlungen mit Dänemark, und während der vergeblichen Bemühungen des Ruſſiſchen und Hollſteiniſchen Miniſters, erſchien ganz unvermuthet eine Engliſche Flotte in den Schwediſchen Scheeren. Ihr

Commandeur, der Admiral Wager, erklärte gleich, die Abſicht ſeiner Ankunft ſey keine andre, als die Schwediſchen Küſten zu decken. Georg hatte zugleich an die Ruſſiſche Kaiſerin in hartem Tone geſchrieben, und ſie offenbar heimlicher Anlegungen zum Vortheile des Prätendenten, und zur Stöhrung der Reiche im Norden beſchuldigt. Schwerlich war an die Plane, die man ihr auf dieſe Art zur Laſt legte, gedacht worden, wie Chatarina in ihrer Antwort auch ausführlich erklärte. Sie ließ indeß eine Flotte von 50 Schiffen auslaufen; wahrſcheinlich nur in der Abſicht, um dem Engliſchen Hofe zu erkennen zu geben, daß ſeine ausgeſchickte Escadre wenigſtens nicht im Stande wäre, ihre Abſichten zu vernichten.

Waren dieſe kriegeriſchen Maasregeln Rußlands und Englands auch gleich ohne Erfolg, ſo unterließ die Lebhaftigkeit der gegenſeitigen Erklärungen beyder Höfe, zumal die des Engliſchen, doch nicht, Beſorgniſſe zu erregen. Man ſah einen Krieg zwiſchen beyden Mächten als unvermeidlich an. Und dieſe beunruhigende Perſpective brauchte Dolgo-

rucki jetzt vorzüglich, um Schweden von dem Beytritte zur Hannöverſchen Allianz abzuhalten. Allein der König blieb ſeinem jetzt ſchon unabänderlich beſtimmten Syſteme getreu. Man nahm jetzt auf die fortdaurenden Einreichungen und Denkſchriften des Ruſſiſchen Ambaſſadeurs weiter keine Rückſicht, und ließ verſchiedene unbeantwortet.

Noch weniger glücklich, als Dolgorucki war der öſterreichiſche Miniſter Graf Freytag in ſeinen Negotiationen für die Wiener Allianz. Würklich hätte der Wiener Hof zu dieſem ihm ſo angelegenen Geſchäfte auch keinen ungeſchicktern Unterhändler wählen können, wie grade dieſen Mann. Ihm fehlte alle Miniſter-Schlauheit und jene kalte Ueberwindung und Vorſicht, die eine der nothwendigſten und unentbehrlichſten Eigenſchaften eines guten Geſchäftsmannes ſind. Statt mit behutſamer Delicateſſe die Sache ſeines Hofes zu betreiben, überwarf er ſich mit der königlichen Familie, mit dem ganzen Reichsrathe, mit verſchiedenen andern vornehmen Perſonen des Hofes und ſelbſt auch mit einigen auswärtigen

Miniſtern. Vor dieſen Letztern verlangte er unbedingt den Vortritt, den Reichsräthen verſagte er den ihnen zu kommenden Titel Excellenz,*) der Königin begegnete er bey Hofe mit grober Indecenz, und mit dem Schwediſchen General-Major Baron Schwerin hatte er eine Ehrenſache, bey der er durch ſein Ungeſtüm ſeinen Stolz und ſeine Friedloſigkeit ſeinen moraliſchen Character eben ſo ſehr, als ſeinen öffentlichen compromittirte. Man hatte, um einen

*) Dies Prädicat, und das ausſchließende Recht dazu wurde den Senatoren durch eine eigne Verordnung Carls des eilften ertheilet. Vorher hatten ſie keinen beſtimmten Ehrentitel, und man nannte ſie mehrentheils Eure Herrlichkeit; ein Titel, der bey der urſprünglichen Unbeſtimmtheit und Bedeutungsloſigkeit der Excellenz vielleicht paſſender und expreſſiver war, wie dieſe letztere Ehrenbenennung, zumal wennman auf die hergebrachte Diplomatiſche Würde der Schwediſchen Reichsräthe Rückſicht nimmt. Der Kanzler Carl Oxenſtierna nahm einſt als Director des Evangeliſchen Bundes ſeinen Sitz über Churfürſten, und regierende teutſche Fürſten ließen es ſich gefallen, unter den Befehlen eines Johann Bauers, Torſtenſohns und Wrangel zu ſtehen. Bauer verlangte dieſen Vorzug nicht ſo ſehr, weil die Vorſchrift Guſtav Adolphs ihm unterſagte, ſich dem Befehle eines

Zweykampf, mit dem Freytag öffentlich drohte, zu verhindern, nach den Landes und Polizey-Geſetzen beyden Wache vors Haus gegeben. Der Miniſter erklärte dies für Beleidigung des Geſandſchaftsrechts und ſeiner Perſon, in Aus-

Reichsfürſten zu ſubordiniren, ſondern hauptſächlich wegen ſeiner Reichs-Raths-Würde. Von dieſen Zeiten her glaubten die Schwediſchen Senatoren die Befugniß zu haben, mit den regierenden Fürſten in Teutſchland gleichen Rang einzunehmen, und den Grandes in Spanien, wie auch den Herzogen in England und Frankreich vorzugehen. Nach dieſer Prätenſion — die, wie man leicht erachten kann, zu öftern Ceremonial-Streitigkeiten Anlaß gab, --- hatte der Reichsrath Baron Carl Sparre, der Guſtav den dritten 1783 auf ſeiner Reiſe begleitete, würklich an den italieniſchen Höfen die Ehre, wie ein regierender teutſcher Fürſt behandelt zu werden. Als der Fürſt von Heſſenſtein im Jahr 1776 zum Reichsrathe berufen wurde, mußte ſein Fürſten-Titel ebenfalls dem Reichsraths-Titel nachſtehen und wie er 1785 zum Schwediſchen Fürſten erhoben wurde, behielt er doch den Platz im Senate, den er vorhin hatte. Uebrigens iſt es in Schweden nicht erlaubt, wenigſtens nicht gebräuchlich, daß ſelbſt ein Bruder, noch weniger ein andrer Verwandter, einen Reichs-Rath in Unterredungen oder Schriften Bruder oder Vetter nennen darf; ein Beweis, welchen hohen Werth man auf die Senatur zu legen bemüht iſt.

drücken, die man mit ſeiner Hitze entſchuldigen muß, da ſie mit den Geſandſchaftspflichten nicht übereinſtimmten. Der König nahm ſeine ungeſtüme Beſchwerde mit kalter Gelaſſenheit auf, und verſprach ihm Satisfaction. Die

Der Titel Excellenz — wir wollen es bey dieſer Gelegenheit beyläufig anführen — war in Teutſchland von Alters her gebräuchlich und von wenigem Gewichte. Man gab ihn Profeſſoren und graduirten Perſonen auf Univerſitäten, wo noch jetzt das viri excellentes täglich gehöret wird. Von den hohen Schulen und von der Katheder gieng dieſer Titel in die groſſe Welt über, als die teutſchen Höfe ihre Kanzlerſtellen und andre wichtige Aemter mit Doctoren der Rechte beſetzten. Mit der Zeit eigneten ſich nachdem die höchſten Beamten dieſen Titel ausſchließungsweiſe zu. Indeß iſt in einigen Reichsſtädten die alte Sitte noch beybehalten, den graduirten weltlichen Perſonen die Excellenz zu geben. In dieſen kleinen Republiken finden ſich immer einige Magiſtratsperſonen die Doctoren der Rechte ſind, und da dieſe an ihrem Orte in großem Anſehen ſtehen, ſo iſt der Gebrauch entſtanden, allen dieſen Ehrentitel zu geben, die den Doctor-Hut tragen. Als der Doktor Schulz aus Halle einſt nach Nürnberg kam, trat die ganze Wache im Thor ins Gewehr. Schulz wurde darüber betreten, und verbat ſich eine Ehre, die ihm als bloſſem Doktor nicht zukäme. „Grade weil Eure Excellenz Doctor ſind, erwiederte der Officier, iſt dieſe Attention unſre Schul-

Sache wurde von der gehörigen Inſtanz unterſucht und dem Grafen Freytag die Genugthuung decretirt, von dem General-Major eine Ehrenerklärung zu erhalten. Hiemit aber war der Miniſter noch nicht zufrieden. Er kam von neuem mit einem Satisfactionsgeſuche ein, und der König ließ ſich herab, ihm ſelbſt eine mündliche Ehrenerklärung zu geben, und die Verſicherung hinzuzufügen, daß er darauf bedacht ſeyn würde, ihm mehrere Gerechtigkeit zu verſchaffen. Aber auch hieran begnügte ſich Freytag noch nicht, ſondern fuhr fort, beleidigende Drohungen gegen Schwerin auszuſtoßen und öffentlich zu ſagen, daß er ihn wolle zum Fenſter hinauswerfen laſſen, wenn er ſich un-

digkeit." *Büſching* wollte in Danzig eines Morgens früh den dortigen Profeſſor *Kühn* beſuchen, und erhielt die Antwort: „*Sr. Excellenz wären noch nicht aufgeſtanden.*" In Frankreich war dieſer Titel urſprünglich bedeutender. Im Mittelalter führten ihn dort die Könige, bis Ludwig XI. mit der Souverainität auch die *Majeſtät* annahm. Die Excellenz blieb darauf ein Eigenthum der dortigen Prinzen, bis nach und nach die Titulaturen, *Hoheit*, *Durchlaucht* u. ſ. w. in Aufnahme und Umlauf kamen.

terſtände, ſein Haus zu betreten. Dies war eine freche Beleidigung des Königs in der Perſon ſeines General-Majors. Der König ließ es indeß dabey bewenden, ihn an das zu erinnern, was er geredet, und vor wem (es war gegen die Königinn) er es geſprochen habe. Freytag wurde durch dieſe gelinde Erinnerung ſo aufgebracht, daß er ſich jetzt an ſeinen Hof wandte, und ſeine Beſchwerden dort vortrug. Man verbot ihm nun zu Stockholm den Hof und befahl auch dem Baron Schwerin, ſich zu entfernen. Der König ſchickte darauf eine Klage über das unehrerbietige Betragen des Geſandten nach Wien mit einer Rechtfertigung ſeines eignen Verhaltens, und mit der Zuſicherung, dem Miniſter alle Satisfaction zu verſchaffen, die mit ſeiner eignen Ehre beſtehen könnte. Ehe Antwort einlief, gieng Freytag, ohne ſich beym Könige zu beurlauben, nach Copenhagen. Dort blieb er ein ganzes Jahr, bis er von ſeinem Herrn Befehl erhielt nach Stockholm zurückzukehren, und den König wegen ſeines unanſtändigen Betragens zu befriedigen. Ein ſolcher Befehl mußte einen ſo

trotzigen und ſtolzen Kopf unſäglich kränken. Aber er mußte gehorchen. Man ſah in Wien ein, daß ſeine zügelloſe Heftigkeit ihn zu falſchen Schritten verleitet habe und daß durchaus an keine Rechtfertigung für ihn zu denken ſey. Der König, der bisher ein Uebermaaß von Geduld gegen den ungeſtümen Miniſter bewieſen hatte, trieb nach dieſer Satisfaktion ſeine Güte ſelbſt ſo weit, daß er ſich für für ſeinen Beleidiger verwendete. Er bat den Kaiſer, ihm wegen ſeines Vergehens ſeine Bedienung nicht zu nehmen.

Dieſe nichtswürdigen Zänkereyen, — die wir auch deßwegen anführen, um in ihren Vorgängen zu zeigen, wie ſehr Schweden ſeit Carl dem XII (der eher einen Krieg mit dem Kaiſer angefangen, als einen Schritt gethan haben würde, der der Würde ſeiner Krone nachtheilig geweſen) herunter gekommen —— konnten den Bemühungen des Wiener Hofes nicht ſehr förderlich ſeyn. Freytags Bemühungen waren, wie die des Grafen Dolgorucki, vergebens.

Mit beſſerm Glücke arbeiteten der franzöſiſche Geſandte Marquis de Brancas, und der Engliſche Miniſter, Herr Points, gemeinſchaftlich für die Hannöverſche Allianz. Bey dem ſichtbaren Gedeihen ihrer Unterhandlungen, und bey dem offenbaren Vorzuge, den ihre Anträge bey Hofe, bey mehrern Reichsräthen und auch bey dem gröſſern Theile der Nation fanden, blieben ihre Gegner, der ruſſiſche und öſterreichiſche Miniſter, nicht ruhig. Es entſtand ein lebhafter Schriftwechſel der Miniſter, in dem man die reſpectiven Höfe nicht ſchonte. Points gab den 4ten Junii 1726 ein weitläuftiges Memorial ein, in welchem er dem Petersburger und Wiener Hofe die verderblichſten Abſichten zur Laſt legte. Freytag ſäumte nicht, auf dieſe Beſchuldigungen zu repliciren. Er bezüchtigte in ſtarken Ausdrücken den Engliſchen Hof verderblicher Plane, und retorquirte die Beſchuldigungen, die man ſeinem Herrn aus dem Petersburger Cabinette zuſchob. Er ſagte öffentlich: die Abſicht der Hannöverſchen Allianz ſey keine andre, als die Verfaſſung des

Teutſchen Reichs umzuſtoßen, und der König von Großbritannien gienge damit um, den Schwediſchen Thron, ſobald er erledigt ſeyn würde, einem ſeiner Enkel zu verſchaffen. Hieran wurde ſchwerlich in London gedacht. Aber wahrſcheinlicher war es, daß man in Petersburg ſeine Abſichten darauf richtete, dem zukünftigen Prinzen des Herzogs von Hollſtein nebſt der Ruſſiſchen auch die Schwediſche Krone zu verſchaffen. Auch das ſchriftſtelleriſche Publikum nahm an dieſer Miniſterial-Fehde Theil. Es erſchienen eine Menge Broſchüren, die pro et contra Parthey nahmen, und deren Verfaſſer ſich auf das hitzigſte und, wie gewöhnlich, nicht auf die urbanſte Art bekriegten.

Schweden wünſchte mit Rußland gutes Vernehmen und Ruhe, und in dieſer Abſicht war erſt zwey Jahre vorher eine neue Allianz auf zwölf Jahre zwiſchen beyden Mächten geſchloſſen worden.*) Man hätte alſo kei-

*) Am 22ſten Februar 1722. Beyde Mächte verſprachen ſich gegenſeitige Hülfe, ſobald die eine oder die andre von irgend einer Macht angegriffen werden würde. Schweden verpflichtete ſich in ſolchem Falle gegen Rußland zu 8000 Mann In-

nen Anſtand genommen, der Wiener Allianz beyzutreten, wenn der Punkt der Reſtitution von Schleswig nicht davon abgerathen hätte. Aus dieſem Grunde neigte ſich der König gleich zur Hannöverſchen Verbindung, und mehrere Reichsräthe waren ſeiner Meynung. Verſchiedene riethen indeß mit Hartnäckigkeit zum Gegentheil. Bey dieſer Uneinigkeit des Reichsraths, und weil die Sache von Wichtigkeit war, beſchloß man, die Prüfung und Entſcheidung dieſer Angelegenheit den Ständen zu überlaſſen.

Die Verſammlung derſelben wurde im September eröfnet. Es war für die Hannöverſche Allianz ein günſtiges Zeichen, daß der Graf Arwed Horn auf dieſem Reichstage zum 2ten Male zum Landmarſchall gewählt wurde. Er war ein muthiger und gewandter Anführer der jetzt herrſchenden Mützenparthey. Mit dem Könige

fanterie und zu 2000 Mann Cavallerie Hülfstruppen, und auſſerdem zu 6 Linienſchiffen und 2 Fregatten. Rußland verſprach dagegen an Schweden in gleichem Falle 12000 Mann Infanterie 4000 Mann Cavallerie und 9 Linienſchiffe nebſt 3 Fregatten.

verwarf er die Wiener Tractaten, und da noch viele andre Senatoren ſeine Meynung ſoutenirten, ſo hatte er im Reichsrathe ſchon die Pluralität gehabt. Seine Antagoniſten, und die eifrigſten Vertheidiger der Ruſſiſch-Oeſterreichiſchen Föderation waren die Grafen Wellingk Teßin, Cronhielm, Gyllenborg und der Baron Cederhielm.

Wir haben oben geſehen, wie raſtlos und wetteifernd und mit welchem Erfolge die bey dieſer Sache intereſſirten auswärtigen Miniſter vor und während dieſem Reichstage zu Werke giengen. Die Lebhaftigkeit und Hitze, mit der dieſe die Vortheile ihrer Höfe wahrzunehmen ſuchten, ſchien auch in die Freunde ihres Syſtems im Senate und im geheimen Ausſchuſſe, der ſich ganz mit der Allianz-Angelegenheit beſchäftigte, übergegangen zu ſeyn. Man declamirte mit Ungeſtüm gegen die Senatoren und Reichstagsmänner die für die Engliſch-Franzöſiſche Verbindung ſprachen. Man nannte ihr Syſtem einen offenbaren Entwurf zum völligen Ruin des Vaterlandes. Dagegen, glaubte man, wäre

dieſe Allianz-Angelegenheit ein Zeitpunkt, den die ſchwediſche Nation ſich nicht günſtiger wünſchen könne, um ohne viele Umſtände wieder zu ihrem alten Flore und zu der ehemaligen Macht zu kommen. Denn, wenn man dem Wiener Tractate beytrete, ſo würde die Kaiſerinn Catharina alle Provinzen, die Schweden durch den Neuſtädter Frieden verlohren, gegen eine gewiſſe Anzahl von Hülfstruppen wieder zurückgeben.

Offenbar war dieſe Hoffnung, auf welche die Gegenparthey ihren Widerſpruch ſtützte, ein leeres Hirngeſpinſt. In Rußland hatte man nie an eine ſo wohlfeile Zurückgabe gedacht.

Dieſe Oppoſition und ihre Vorſpiegelungen verurſachten indeß auf dem Reichstage heftige Gährungen, und viele unruhige Debatten. Der Ausſchlag der Sache fieng beynahe ſchon an ungewiß und ſchwankend zu werden, als die Scene ſich auf eine überraſchende Art veränderte.

Der Reichsrath Graf Mauritz Wellingk, der heftigſte Vertheidiger des Wiener

Bündniſſes wurde auf Angeben des Königs und eine darauf erfolgte Reſolution des geheimen Ausſchuſſes arretirt. Man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, und machte ihm den Criminal-Proceß. Er wurde beſchuldigt, daß er mit dem Herzoge von Hollſtein eine verrätheriſche Correſpondenz geführt, und daß er heimliche Anſchläge betrieben, dieſen Prinzen und ſeine Deſcendenten, zur Schwediſchen Krone zu verhelfen. Man fand würklich unter ſeinen Briefſchaften einige Papiere, die die Angelegenheiten des Herzogs betrafen. Allein man konte aus dieſen das Verbrechen, das man ihm Schuld gab, nicht erweiſen. Um ihn indeß auf alle Art ſtrafbar zu machen, nahm man ſein ehemaliges Gouvernement über Bremen und Verden zu Hülfe. Man klagte ihn an, daß er die Einkünfte dieſer beyden Herzogthümer ſchändlich veruntreuet. Auch dieß war nicht zu erweiſen. Nun wurde es ihm zum Verbrechen angerechnet, der vertrauteſte Freund des unglücklichen Görz geweſen zu ſeyn. Als ſolcher ſollte er an den vermeinten unſeeligen und verderblichen Entwürfen Görzens Theil ge-

nommen, und das Vaterland in Unglück geſtürzt haben; mithin verdiene er gleiche Strafe. Endlich ſey er die Urſache alles des Unglücks, das unter Steenbocks Anführung über die Schwediſchen Truppen gekommen.

Dieß leztere war vielleicht der einzige Punkt, über den man ihn mit Recht zur Verantwortung ziehen konnte. Graf Steenbock ſchreiet in einem von ihm ſelbſt aufgeſetzten Berichte*) Rache über Wellingk. Er ſtand als jüngerer Königlicher Rath gewiſſermaaßen unter deſſen Befehl, und mußte ſeinen Rathſchlägen Gehör geben. Es iſt jezt erwieſen, daß er nicht alle die Unterſtützung erhielt, die erforderlich war, wenn er aus der Schlacht bey Gadebuſch allen möglichen Vortheil ziehen ſollte. Die ſchreckliche Fatalität bey Tönningen war alſo würklich eine Folge von Wellingks Unvorſichtigkeit und Vermeſſenheit.

Wir haben ſchon oben**) den Grafen Wellingk als einen Mann kennen lernen, der

*) S. Sam. Lönboms Anecdoter an namkundige och märkwärdige Swänſke Män. Stockh. 1770—1775. B. II. St. 3.

**) B. 2. S. 136. ff.

eben nicht den gerechteſten Anſpruch auf unſer Mitleiden hat. Dieß hält uns indeß nicht ab, zu bekennen, daß bey dieſem Proceſſe ihm offenbar Unrecht geſchah. Selbſt Schwediſche Geſchichtſchreiber verheelen dieß nicht, und geſtehen es ziemlich laut, daß er eigentlich ein Opfer ſeiner Oppoſition gegen die Hannöverſche Allianz wurde. War er wegen ſeiner Aufführung in Stade wegen ſeiner Verſehen bey dem Steenbockſchen Unglücke, und wegen ſeiner Verbindungen mit Görz verantwortlich, warum verfolgte man ihn denn nicht gleich? Seit Görzens Hinrichtung waren jetzt ſchon acht Jahre verfloſſen, und in dieſem ganzen Zeitraume hatte man geſchwiegen, und Wellingk nicht zur Rechtfertigung gezogen!

Aber er ſollte nun einmahl ein Opfer werden, wie es ſein Freund Görz geworden war. Man ſprach ihm, wie dieſem, Leben, Ehre und Güter ab. Die Sentenz ſtand zur Execution, als ſeine Tochter, Gemahlin des General-Lieutenants Grafen Banner, ſich für ihren grauen unglücklichen Vater verwendete. Ihre Bitten fanden in ſo weit Gehör, daß die

Todesſtrafe in eine lebenswierige Gefangenſchaft auf dem Schloſſe zu Jönkjöping verwandelt, und aus dem Urtheile die Infamie weggeſtrichen wurde. Aber ſeine Güter wurden confiscirt. Der unglückliche Graf war auf dem Wege nach ſeinem Gefängnißorte, als er von einem Fieber befallen wurde, und in einem Gaſthofe zu Mjölby ſtarb. Er und Görz hatten in ihren Schickſalen am Ende auffallend viel Aehnliches. Wellingks Leben wurde durch ſeine Tochter gerettet, und Görz hatte lange nach ſeinem Tode die Rettung ſeiner Ehre und Unſchuld ebenfals ſeiner Tochter zu verdanken!

Nicht blos Wellingk, ſondern noch einige andre Lobredner und Vertheidiger des Wienerſchen Bündniſſes mußten ihre Oppoſition theuer büßen. Die meiſte Gefahr lief nächſt ihm der Reichsrath Baron Cederhielm. Er war gleich nach dem Tode Peters des Großen (1725) nach St. Petersburg geſchickt worden, um der Kaiſerin Catharina Alexiewna zu ihrem Regierungsantritte Glück zu wünſchen. Man gab ihm dabey den geheimen Auftrag, dieſe Veränderung zum Vortheile Schwedens

zu nutzen, und dahin zu arbeiten, die damaligen Gährungen und Unruhen in Rußland möglichſt zu unterhalten. Jetzt beſchuldigte man ihn, dieſem Auftrage mehr entgegen als nachgelebt, und ſtatt das Feuer in Rußland noch mehr anzufachen, die Rolle eines Mediateurs geſpielt zu haben. Man gab ihm an die Hand, ſeinen Abſchied zu fodern. Dieß geſchah, und man bewilligte ihm ſeine Dimiſſion, doch mit Beybehaltung ſeines Charakters. Er ſtarb indeß auch kurz nachher. Auch der Graf Teßin mußte ſeinen Abſchied als Reichsrath nehmen, behielt jedoch ſeine Stelle als Obermarſchall und ſeinen vorigen Character. Auch er folgte noch in demſelben Herbſte ſeinen Freunden ins Grab. Gyllenborg kam bey dieſer harten Verfolgung der Oppoſition mit einer ſtarken Verwarnung wegen ſeines unzeitigen Eifers gegen die Hannöverſche Allianz davon.

Hier ſah man alſo die erſten traurigen Früchte, welche der Partheygeiſt und der gewaltthätige Eifer, der ihn beherrſchte, hervorbrachte. Die Erbitterung der Gemüther mußte bey einer ſolchen Verfahrungsart der herr-

ſchenden und mächtigſten Parthey auf das höchſte ſteigen, und unauslöſchlich werden. Dieſe erſte Staatsverfolgung, die wenigſtens noch ohne Blutvergießen ablief, war das Signal zu ähnlichen noch ſchrecklichern Auftritten, die wir im Verfolg dieſer Geſchichte weiter unten werden kennen lernen.

Wellingks Arreſt gab dem Betriebe der Allianzangelegenheit bald einen ſchnellern Gang. Die Stimmen, die ſich vorhin laut gegen den Hannöverſchen Tractat hatten hören laſſen, wurden leiſer, und verſtummten nach und nach ganz.

Am 14ten März 1727 ward dieſe ſo lange und mit ſo vielen Unruhen debattirte Sache endlich beygelegt. Der geheime Ausſchuß gab ſein Gutachten zum Vortheil des Engliſch-Franzöſiſchen Bündniſſes ab, und der König trat demſelben ungeſäumt bey. Man publicirte zugleich von Seiten der Stände eine Staatsſchrift, in der die Bewegungsgründe von dieſer Entſchlieſſung enthalten waren. „Es hieß darin, daß nachdem man alle Vorgänge, Documente, und Briefſchaften, die die auswär-

tigen Angelegenheiten betrafen, beym Reichsrath und den Collegiis genau unterſucht, die geheime Correſpondenz der Miniſter, die Conferenzen mit den auswärtigen Geſandten und ihre eingereichten Memoriale genau geprüft und erwogen, die Reichsſtände keine Urſache gefunden, den Hannöverischen Tractat aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, als daß er auf eine Vertheidigung und Aufrechthaltung der Ruhe abziele, welcher Zweck denjenigen Mächten misfällig ſey, denen an der Stöhrung dieſer Ruhe gelegen ſey. Hieraus folge, daß Schwedens Beytritt zu dieſem Tractate nicht als ein Bruch einer anderweitig geſchloſſenen Allianz angeſehen werden könne. Indem nämlich alle übrigen Mächte mit einander in Frieden lebten, ſo könne eine genauere Verbindung zwiſchen Schweden und Großbritannien dem Rußiſchen Hofe gar nicht verdächtig ſcheinen. In Betreff der Schleswigſchen Angelegenheit glaubten der König und die Stände, daß der Beytritt zum Hannöverſchen Tractat als das kräftigſte Mittel werde angeſehen werden, alle Irrungen und Zweifel zu heben, die der Her-

zog von Hollſtein gegen den Schwediſchen Hof hege, da eben dieſer Beytritt zur Erfüllung des mit Rußland geſchloſſenen Tractats dienlich wäre, ohne den mit Dänemark geſchloſſenen und von verſchiedenen Mächten beſtätigten Verbindungen Gewalt zu thun, u. ſ. w.“

Auſſer dem Vortheile, ſeine Ruhe auf der gefährlichſten Seite geſichert zu ſehen, hatte Schweden von dem Vorzuge dieſer Allianz noch den Gewinn, daß England und Frankreich dem ſchwediſchen Hofe auf drey Jahre jährlich 50000 Pfund Sterling Subſidien Gelder verſprachen und auszahlten, wogegen man die Verpflichtung über ſich nahm, beyden Mächten, nöthigen Falls eine gewiſſe Anzahl Truppen zum Dienſte zu überlaßen.

So kriegeriſch auch damahls die Ausſichten waren, ſo kam Schweden doch nicht in die Nothwendigkeit, dieſe Subſidial-Verpflichtung erfüllen zu müſſen. Zwiſchen Spanien und England kam es zwar zum Bruche, aber man kam in Paris überein, die Irrungen auf einen Congreße in Soiſſons beyzulegen. Dieſer Congreß nahm am 14 Juny 1728 ſeinen Anfang. Es fanden ſich Miniſter von Spanien, Frank-

reich, England, Schweden, Dänemark, Oeſter-reich, Rußland, Holland u. ſ. w. dabey ein, und nie hat man mitten im Frieden vielleicht eine glänzendere und gröſſere Verſammlung von Miniſtern geſehen, wie hier. Man richte-te indeß in Soiſſons nichts aus. Doch hatte dieſer Congreß den Erfolg, daß Frankreich, Spanien und England im folgenden Jahre zu Sevilla, und unmittelbar darauf auch Oeſter-reich, Spanien, England und Holland Trac-taten ſchloſſen, wodurch die Ruhe von Europa vorläufig geſichert wurde. Durch dieſe Ver-bindungen fielen die Wiener und Hannöverſche Allianz, die ſo mannichfaltige Bemühungen, Anſtrengungen und Intriguen gekoſtet hatten, völlig wieder über den Haufen, und die Con-junkturen von Europa erhielten jetzt auf ein-mal eine ganz andre Geſtalt.

Schweden hatte jetzt von auſſen eine Ru-he, die man ſich nicht günſtiger wünſchen konnte, um dem erſchöpften Lande wieder Kräfte zu ge-ben. Man war auch darüber aus, dieſe Um-ſtände zu benutzen. Man ſchloß, wo nur Ge-legenheit dazu da war, Handlungsverbindungen

und machte ſelbſt auch die erſten Verſuche im Handel nach Oſtindien. Zugleich richtete man ſein Augenmerk auf Manufacturen und Fabriken, ohne deren Flor der Handel durchaus paſſiv bleiben muß. Graf Gyllenborg und ſeine Anhänger — die Antagoniſten der herrſchenden Horuſchen Parthey — erwarben ſich in dieſem Stücke beſondre Verdienſte. Auch der Ackerbau, die erſte und vornehmſte Hülfsquelle jedes Staats, zu deren ſorgfältigſten Benutzung die natürliche Beſchaffenheit Schwedens vorzüglich auffoderte, wurde nicht verabſäumt. Man gieng damit um, ſich durch die Verbeſſerung der bisherigen Agricultur ſo viel möglich von den Ausländern unabhängig zu machen, und die groſſen Summen der ehemaligen Getreide-Einfuhr im Lande zu behalten. Man wollte ſelbſt keinen Toback mehr von den Fremden kaufen, und führte den Anbau dieſer Pflanze mit ziemlichem Fortgange in Schweden ſelbſt ein.

Dieſe löblichen Bemühungen waren auch nicht ohne Erfolg. Aber man berechnete ihre Vortheile zu groß, und wurde ungeduldig,

wenn dieſe Vortheile ſich nicht ſogleich ergaben. Daher um dieſe Zeit ſo mancherley Einrichtungen und Entwürfe, die kaum feſten Fuß gefaßt hatten, wenn ſie von neuen Projecten und vermeinten Verbeſſerungen verdrängt wurden.

Auſſerdem, daß man in aller Art auf die Verbeſſerung der Oekonomie des Landes Bedacht nahm, wandte man jetzt auch ſeine Aufmerkſamkeit auf die Sorge für die Geſetze. Dieſe Arbeit war um ſo verdienſtlicher, je unvollkommner die geſetzliche Verfaſſung und die Beſchaffenheit der Gerichtsſtühle bis dahin in Schweden war. Man hatte nämlich überhaupt damals noch kein anderes Geſetzbuch, als das, welches König Chriſtopher 1442 ſanctionirt hatte. Die Mangelhaftigkeit deſſelben läßt ſich aus dem Geiſte der Zeit, in der es entworfen wurde, von ſelbſt beurtheilen. Man hatte dieſelbe auch längſt gefühlt, und unter Erich dem Vierten und Carl dem Neunten war es mehrere Male im Plane, ſeiner Unvollſtändigkeit und ſeinen Fehlern abzuhelfen. Aber es blieb im-

mer beym Entwurfe, und der neue Geſetz-Codex, an dem Carl würklich arbeiten ließ, kam nie zum Vorſchein. Dagegen hatte dieſer Monarch doch aber das Verdienſt, daß er die vorhandnen und bisher gebrauchten Geſetze öffentlich durch den Druck bekannt machen ließ, indem man bis dahin nur handſchriftliche Copien davon gehabt hatte. Guſtav Adolph hob durch ſein Stadtgeſetz 1618 ein und die andre Unpäßlichkeit dieſes Geſetzbuchs, aber ſeine unruhigen Zeiten ließen es dieſem großem Manne nicht zu, durch eine neue Geſetzgründung ſein Land zu beglücken. Carl der Eilfte legte nachdem thätig die Hand an dies Werk, und verordnete zu dem Behufe eine eigne Commiſſion. Unter Carl dem XII fuhr man mit dieſer wohlthätigen Arbeit fort, die aber oft unterbrochen wurde, und bey der die dazu verordneten Männer nicht immer mit gleichem Eifer und gleichen Talenten fortſchritten. Es wurde endlich unter Leitung des Grafen Guſtav Cronhielm*) fertig, und auf den Reichstagen 1731

*) Die vornehmſten Mitarbeiter daran waren Cederbielke Nordenſtråle, Cederhielm, Roſenſtolpe, und Wulfwenſtierna.

und 1734 den Ständen zur Reviſion vorgelegt. Man änderte, erweiterte und berichtigte verſchiedenes darin, und zu Anfange des Jahrs 1736 wurde es unter dem Titel: König Friedrichs Geſetzbuch publicirt, und zur allgemeinen Norm und Richtſchnur angewieſen. Da ſchon im folgenden Jahre neue Erklärungen und Erweiterungen dieſes Codex nöthig waren, und auch bekannt gemacht wurden, ſo läßt ſich allerdings auf Unvollkommenheit deſſelben ſchließen. Aber in welchem Fache ſind Irrthümer, Mangel und Unvollſtändigkeiten wohl weniger zu vermeiden, als in der Nomothetik? Es bleibt immerhin ein bleibender Ruhm der Regierung Friedrichs I, daß unter ihm Schweden feſte Geſetze bekam.

Zur Vergrösſerung des äußern Glanzes des Hofes, auf den der König ungemein hielt, und durch den er ſich für ſeine politiſche Ohnmacht in Schweden ſchadlos zu halten ſchien, trug in dieſer Zeit der Tod des Landgrafen Carl von Heſſen (1730), Vater des Königs, nicht wenig bey. Der König erbte alle Caſſelſchen Lande, und machte 1731 eine Reiſe in

ſeine teutſche Erbſtaaten. Die Stände bewilligten ihm zu dieſer Reiſe 400000 Thaler Kupfermünze, und während ſeiner kurzen Abweſenheit führte die Koniginn mit Beyrath des Reichsſenats die Regierung.

Die Ruhe, die ganz Europa einige Jahre hindurch genoſſen hatte, wurde durch den Tod Auguſts II von Polen (1733) plötzlich unterbrochen. Stanislaus Lesczinsky hatte alles ſeines Ungemachs ungeachtet ſeine Anſprüche auf die Polniſche Krone noch nicht vergeſſen, und mit Ungeduld auf dieſe Thronvacanz gewartet. Seine jetzige nahe Verbindung mit Frankreich begünſtigte ſeinen Ehrgeitz und ſeine Prätenſionen. Auch in Polen hatte er noch eine Menge Anhänger, deren vornehmſter Anführer der Primas Potocki war. Dieſer hatte auf dem gleich nach Abſterben Auguſts II veranſtalteten Convocations-Tage die meiſten Polniſchen Magnaten in das Intereſſe des bisherigen Ex-Königs zu ziehen gewußt. Man hatte ſich ſelbſt eidlich verpflichtet, durchaus keinen andern als König anzuerkennen, als dieſen. Wenigſtens wollte man keinen Ausländer wie-

der auf dem Throne haben, und auf jeden Fall einen Piaſten wählen.

Solche Ausſichten und Conjuncturen konnten allein im Stande ſeyn, den Lesczinsky zu bewegen, noch einmahl die Ehre einer Krone zu ſuchen, deren kurzer Beſitz ihm die Ruhe und das Glück ſeines Lebens gekoſtet hatte. Mit den muthigſten und ſicherſten Hofnungen wagte er ſich noch einmal in den Sturm, um dies präſumtive Kleinod zu erringen. Aber ohngeachtet der hohen Verſicherungen Frankreichs, ohngeachtet des Enthuſiasmus Potocki's hatte der Schwiegervater Ludwigs des funfzehnten diesmal nicht mehr Glück, wie weyland der Woywode von Poſen.

Während Potocki und ſeine Parthey ihn zum Könige ausriefen, traten Oeſterreich und Rußland für Auguſt den dritten auf, und erklärten Stanislaus für einen unfähigen Throncompetenten. Beyde Höfe führten den Beweis ſeiner Unwürdigkeit zur polniſchen Krone unter andern auch daraus, daß er auf dem groſſen Pacifications-Reichstage 1717 für vogelfrey erklärt, und von aller Amneſtie ausge-

ſchloſſen worden. Frankreich nahm dies Betragen und dieſen Wiederſtand des Wiener und Petersburger Hofes mit dem empfindlichſten Misvergnügen auf. Es griff ohne Verzug Oeſterreich mit Krieg an, und würde auch Rußland ſeinen Unwillen haben empfinden laßen, wenn die Entfernung es nicht verhindert hätte. Dieſe leztere Macht ließ inzwiſchen eine ſtarke Anzahl Truppen in Polen einrücken, deren Gegenwart bewerkſtelligte, daß ſchon im Januar des folgenden Jahrs Auguſt III zu Cracau gekrönt wurde.

Gleich bey Annäherung der Rußiſchen Armee hatte ſich Stanislaus nach Danzig geflüchtet. Sein Prälat folgte ihm dahin nach. Die Ruſſen belagerten, in Vereinigung mit den Churſächſiſchen Truppen, dieſe Stadt. Man wollte anfänglich durchaus von keiner Capitulation hören; aber die Ankunft einer ſtarken ruſſiſchen Flotte zwang dazu. Stanislaus floh in der Nacht vor der Uebergabe nach Marienwerder, und von da nach Königsberg. Potocki und andre Häupter der Lesczinskiſchen Parthey wurden gefangen, und unterwarfen ſich freywillig.

Alles, was Stanislaus bey dieſem gefahrvollen und nun für immer mislungenen Unternehmen gewann, war, daß in dem Frieden zwiſchen Oeſterreich und Frankreich (1735) ihm der Titel eines Königs von Polen und Großherzogs von Litthauen ausbedungen, und der Beſitz der Herzogthümer Lotthringen und Bar nebſt der freyen Diſpoſition über ſeine Güter eingeräumt wurde.

Der franzöſiſche Miniſter zu Stockholm, Graf Caſteja, gab ſich in Folge ſeiner Aufträge vom Hofe alle erſinnliche Mühe, Schweden in dieſen Krieg mit zu verwickeln. Er bot anſehnliche Subſidien, wenn man dem Schwiegervater des Königs Hülfstruppen geben wollte. Man übertrieb aber ſeine Foderungen ſo ſehr, daß Caſteja nicht weiter daran denken konnte, von dieſer Seite Hülfe zu ſchaffen. Da er alſo bey Hofe nichts ausrichten konnte, wandte er ſich an das Militair ſelbſt. Er verſprach mehreren Officieren große Vortheile und die Aufnahme in den franzöſiſchen Dienſt, wenn ſie zur Armee des Königs Stanislaus giengen. Verſchiedne unter ihnen lieſſen ſich bereden, ei-

nige warben ſelbſt Freycorps, und die Regierung ließ in dieſem Stücke ihnen freyen Willen. Würklich verſammelte ſich auch ein anſehnliches Corps Schweden, Officiere und Soldaten zum Dienſte des polniſchen Thronbewerbers. Man hatte ihnen große Hofnungen gemacht. Allein ihre Erwartungen giengen bey den Widerwärtigkeiten Stanislaus zu Grunde. Nach ſeiner Flucht kamen ſie in Königsberg ins Gedränge. Man zahlte ihnen in langer Zeit keinen Sold. Sie waren alſo genöthigt, auf Credit zu leben. Die Gläubiger wurden aber endlich ungeduldig. Sie droheten, die ſchwediſchen Officiere wie gewöhnliche Schuldner zu behandeln. In dieſer Verlegenheit ſchickten ſie eine Deputation nach Stockholm, und die Großmuth des Königs und der Stände bewilligte ihnen eine reichliche Unterſtützung, deren Betrag die Foderungen der Gläubiger noch überſtieg. Und ſonderbar! Frankreich nahm dieſe Unterſtützung und Aushülfe als einen Schimpf und als Beleidigung auf. Caſteja, der nach der Zurückkunft der Officiere vielleicht manches Skomma darüber hören mogte, reich-

te darüber ein ſo ungemäßigtes und beleidigendes Memorial ein, daß der König eine Abſchrift davon nach Paris ſchickte, und auf den Rappel dieſes inconſequenten Miniſters drang. Man correſpondirte faſt anderthalb Jahre über dieſe Sache, und der ſchwediſche Hof erhielt mit Mühe die Genugthuung, auf die er drang, die Entfernung dieſes Miniſters von Stockholm.

Der Ausgang dieſes Krieges hatte für Schweden große und merkwürdige Erfolge. Frankreich hatte bisher ſchon mit Unwillen und Neid das ſchnelle Emporkommen Rußlands angeſehen, und die wachſende Macht dieſes Reichs war ihm ein Dorn im Auge. Es mußte darauf denken, dem Petersburger Hofe Schranken zu ſetzen, und ſolche Conjuncturen zu treffen, durch die es in Stand geſetzt wurde, Rußland, ſo oft es wollte, zu beunruhigen. Wäre der Plan mit der Polniſchen Königswahl gelungen, ſo hatte man dazu das ſicherſte Mittel. Aber dieſer Entwurf war, wie man von der Wachſamkeit und dem nothwendigen Widerſtande Oeſterreichs und Rußlands vorher

erwarten konnte, durchaus und auf eine ſchimpf- liche Art geſcheitert.

Man mußte ſich alſo nach andern Mit- teln umſehen, Rußland im Zaum zu halten, und von der franzöſiſchen Politik in einiger Art abhängig zu machen. Man wählte dazu Schweden, und hätte ſowohl für das Glück dieſes Landes ſelbſt, als auch für die Erreichung ſeiner Zwecke nicht unberathener wählen kön- nen. Unter Guſtav Waſa und unter Gu- ſtav Adolph hatte Frankreich freylich große und wichtige Dienſte von ſeiner Verbindung mit Schweden gehabt; aber damahls begün- ſtigten die Staatsverhältniſſe von Europa die- ſe Verbindung. Dieſe Conjuncturen hatten jetzt lange aufgehört, und machten daher auch ganz andre Syſteme nothwendig. Schon un- ter der Königinn Chriſtina ſah man ein, daß eine Allianz mit Frankreich den Schweden we- nige Vortheile, aber deſto mehr Unruhen ver- ſchaffen würde, und der Kanzler Oxenſtierna machte dieſer Fürſtin, die bekanntlich ſonſt vie- le Vorliebe für Frankreich hatte, gegen eine ſolche Verbindung die nachdrücklichſten Vorſtel-

lungen. Noch eifriger wie Oxenſtierna war Carl der Elfte gegen alle Bündniſſe mit Frankreich. In einem Briefe, den er in einer gefährlichen Krankheit an den Reichsrath ſchrieb, drückte er ſich darüber ſo aus: „Da ich wohl weiß, daß unter den Senatoren, die ich meinem Sohne zu Vormündern beſtimmt habe, und auch unter den übrigen Reichsrathsgliedern mehrere ſich befinden, die Frankreich ganz ergeben ſind, ſo muß ich ſie nachdrücklich ermahnen, daß ſie bey den von mir geſchloſſenen Bündniſſen feſt beharren, weil ich ſie als die ſicherſten und vortheilhafteſten für Schweden anſehe. Frankreich hat mich einmal betrogen, und ich möchte daher niemahls wieder Zuflucht bey ihm ſuchen.“

Wie gut würde es für Schweden geweſen ſeyn, wenn man dieſe Warnung befolget hätte. Aber ſchon einige vierzig Jahre nachher warf man dieſe Grundſätze Carls ganz über den Haufen, und mußte ſchwer dafür büßen.

Wenn die Mützen-Parthey unter Leitung des Grafen Horn auf dem Reichstage 1726 bey Gelegenheit der hannöverſchen Allianz für

Frankreich war, ſo gab eine weiſe Politik dieß Syſtem ein. Man ergriff überdem in der Alternative, welche die Wahl ſchwierig machte, dieſe Parthey mehr um der Engländer willen, als um dem franzöſiſchen Hofe gefällig zu ſeyn. Großbritannien iſt ein ziemlich natürlicher, Frankreich aber durchaus ein unnatürlicher Bundsverwandter Schwedens. Bey dem Aufhören der Herrenhauſiſchen Allianz hörte nunmehr auch das Motiv auf, welches ihr in den Augen der Hornſchen Parthey den Vorzug vor der Wiener gab; und man ſah auch auf einmal dieſe Parthey jetzt vom franzöſiſchen Intereſſe gänzlich ab, und dagegen auf die Seite Rußlands treten.

So wie die Mützen jetzt ruſſiſch geſinnt wurden, ſo giengen ihre Gegner, an deren Spitze die Grafen Gyllenborg und Teßin ſtanden, plötzlich zur franzöſiſchen Parthey über. Während jene es für den ſicherſten Vortheil des Landes hielten, eine genaue Correſpondenz mit Rußland zu unterhalten, und jede weitere Verbindung mit Frankreich zu vermeiden, hielten die Hüte es für beſſer, mit Rußland zu brechen,

um einige an daſſelbe abgetretene Provinzen wieder zu erhalten und ſich auf das engſte mit Frankreich zu alliiren. Die Vorſpieglung, den ehemaligen Verluſt wieder an ſich bringen zu können, würkte bey der Nation, und die Gyllenborgiſche Parthey oder die Hüte, hatten bald ſtarken Anhang unter dem Volke. Und was dieſe Hofnung, die man aus den damaligen Verhältniſſen Rußlands auf eine täuſchende Art zu berechnen wußte, nicht vermogte, bewürkte das franzöſiſche Geld, das jetzt nicht geſchont, ſondern wo es nöthig war, in aller Art von Beſtechungen in Menge gebraucht wurde.

Unter dieſen Umſtänden, und bey dieſem Contraſte der Syſteme beyder Partheyen nahete 1738 jener famöſe Reichstag heran, deſſen Unruhe und Erfolge einen ſchimpflichen Zeitpunkt in der neuern Schwediſchen Geſchichte ausmachen. Die Parthey der Hüte hatte ſich jetzt offenbar ſchon das Uebergewicht verſchaft, und man bemerkte an den Mützen, je näher dieſer Zeitpunkt heran kam, die deutlichſten Zeichen von Beſorgniſſe, die nachdem auch

zum größten Nachtheile Schwedens nur allzu wahr wurden.

Dem damaligen Ruſſiſchen Miniſter Beſtuchef waren die Bemühungen und die ſchlauen Kunſtgriffe nicht entgangen, die der franzöſiſche Geſandte Caſteja gleich nach dem Jahre 1733 in angeſtrengter Maaße gebraucht hatte, der Sache ſeines Hofes Anhänger zu verſchaffen. Es war ihm nicht unbekant, daß dieſe Bemühungen nicht ohne Erfolg geweſen waren; und da der franzöſiſche Miniſter jetzt (1735) an einem neuen Subſidien-Tractat mit Schweden zu arbeiten anfieng, ſo war doppelte Aufmerkſamkeit nöthig, den Abſichten des Verſailler Cabinets entgegen zu arbeiten.

Der Termin des Vertrags, den Rußland 1724 mit Schweden geſchloſſen hatte, näherte ſich ſeinem Abfluſſe. Beſtuchef trug auf eine Erneuerung deſſelben unter den bisherigen Bedingungen an. Noch hatte die Mützen-Parthey, die jetzt für Rußland ſprach, eine kleine Pluralität. Seine Bemühungen fanden daher, ohngeachtet der Gegenarbeiten des franzöſiſchen Geſandten, ziemlich leichten Eingang. Aber

Schweden konnte und wollte von der Eiferſucht Rußlands und Frankreichs profitiren. Man erklärte alſo gleich, daß der zu erneuernde Tractat nur unter der Bedingung könne abgeſchloſſen werden, daß Schweden 1) keinen Theil an dem Kriege der Ruſſen in Polen nähme; daß Rußland 2) eine alte Foderung von fünftehalb Tonnen Goldes, die Holland wegen des verpfändeten rigaiſchen Zolls an Schweden machte, übernähme und 3) eine Zollfreye Ausfuhr von noch einmal ſo vielem Getreide, als bisher, aus Liefland geſtatte.

Rußland mußte ſich dieſe Conditionen wohl gefallen laſſen, wenn es anders dem franzöſiſchen Hofe nicht freyes Spiel in ſeinen Intriguen laſſen wollte. Man hätte noch mehr bewilligt, wenn von Schwediſcher Seite mehr verlangt worden wäre. Beſtuchef bat ſich einige Tage Friſt aus, um über dieſe Vorſchläge den Willen ſeines Hofes einzuholen. Sein Bericht war kaum zu St. Petersburg angekommen, als noch am ſelbigen Tage ein Courier mit der Genehmigung dieſer Foderungen abgeſchickt wurde. Acht Tage nach jener ſchwe-

diſchen Propoſition wurde der Tractat ſchon unterzeichnet.

Die Nachricht hievon erregte im Verſailler Cabinette eben ſoviel Verwunderung als Unwillen. Drey Wochen vorher hatte Caſteja bereits einen Subſidien-Tractat zu Stockholm unterzeichnet, deſſen Ratification die ſchwediſche Regierung täglich erwartete. Aber man eilte in Verſailles mit dieſem Werke nicht. Man wollte erſt den Ausgang der ruſſiſchen Unterhandlungen abwarten, um darnach ſeine Maasnehmungen zu beſtimmen.

Die neue Verbindnng mit dem Petersburger Hofe vereitelte die erſte Abſicht, die Frankreich bey dieſem Subſidien-Tractate hatte. Dieſer wurde vor's erſte, und bis man ſich einen nähern Nutzen davon würde verſprechen können, untauglich. Man verſagte daher der Uebereinkunft, die ſchon unterzeichnet war, die Ratification.

Dieſer Vorgang erregte bey der Nation großes Aufſehen. Die Hofnung, von der Allianz mit Frankreich große Summen und Vortheile zu beziehen, war nun auf einmahl

vereitelt. Der Tractat mit Rußland konnte ihm das Gleichgewicht nicht halten. Er befreyete die Nation zwar von einem anſehnlichen Schuldpoſten, und gab die Hofnung zu einem wohlfeilern Preiſe des Getreides. Aber er brachte doch keine Baarſchaften ein, und gegen dieſe vergaß man alle andere, auch noch ſo weſentliche, Emolumente. Die Hüte unterließen nicht, die Zertrümmerung der fränzöſiſchen Subſidial-Verbindung durch die Erneuerung der rußiſchen Allianz als einen der unbeſonnenſten und verderblichſten Streiche zu ſchildern, den die Mützen-Parthey dem Lande hätte ſpielen können. Die Nation dachte inconſequent genug, ihre Eingebungen und Vorſtellungen gegründet zu finden, und die natürliche Folge hievon war Unzufriedenheit, Misvergnügen und Haß gegen die bisher herrſchende Hornſche Parthey. Alles wurde vorbereitet, ſie jetzt zu ſtürtzen, und ihr Fall war unvermeidlich. Dieß ſah jeder vorher; aber kein Unbefengener hätte ſich die ſpitzfündige und zugleich gewaltſame Art den-

ken können, wie man dieſen Sturz einzulei-ten, und zu bewerkſtelligen wußte.

Die Regierung arbeitete daran, auf dieſem Reichstage dem Grafen Horn abermals zur Würde eines Landmarſchalls zu bringen. Horn ſah indeß ein, daß ſeine Wahl den ſtärkſten Widerſpruch finden, und nur dazu dienen würde, ſeine Gegner noch mehr zu erbittern. Er lehnte dieſe Ehre alſo von ſelbſt ab, und ſeine Parthey warf jetzt ihr Augenmerk auf den Baron Palmfeld, der ſich bey ihren Bemühungen paßiv verhielt. Dieſe waren auch durchaus vergebens, da die Hüte überall das Uebergewicht hatten.

Ihre Wahl fiel auf den Grafen Teßin, und hätte für die Häupter der Mützen nicht ſchlimmer ausfallen können. Der Gewählte war ein Sohn des Grafen Teßin, den wir oben zugleich mit Wellingk verfolgt und geſtürzt ſahen. Schon damals ſprach der junge Teßin laut, daß ſeinem Vater Unrecht geſchehe, und er vertheidigte ihn mit Lebhaftigkeit und Geſchick vor den Ständen. Der Haß gegen die Mützen war ſeit der Zeit bey

ihm unvertilgbar, und eine Gelegenheit, ſich an den Feinden ſeines Vaters zu rächen, mußte ihm als der höchſte Wunſch willkommen ſeyn. Er war ein ſchlauer Kopf, unerſchöpflich an politiſchen Kunſtgriffen, und das Sprachrohr der Hüte. Der Hof hatte ihn bey einigen Geſandſchaften mit Vortheil gebraucht, und man hatte Gelegenheit gehabt, ſeine Talente kennen und ſchätzen, aber zugleich auch fürchten zu lernen.

So wie der König das Project dieſer Wahl erfuhr, ſchien er betroffen, und enthielt ſich nicht, ſein Misvergnügen darüber zu erkennen zu geben. Die Art, wie dieß geſchah, war für Teßin ziemlich beleidigend, und mußte auch ſeine Freunde aufbringen. Der König befahl nämlich dem Grafen Bielke, „jedem, der ihm begegnete, öffentlich zu ſagen, daß Er (der König) es keinem andern misgönnte, Landmarſchall zu werden.“ Eben dieſen Auftrag erhielten außer Bielke noch mehrere Perſonen.

Dieſe Unzufriedenheit des Königs über die Wahl Teßins wurde bald bekannt, und die Anhänger des Hofes verſäumten nicht, die ſpötti-

ſche Aeußerung, deren Verbreitung ihnen aufgetragen war, auszuſtreuen. Auf dem Ritterhausmarkte, wo einige hundert Edelleute verſammelt waren, entſtand darüber ein unruhiger Lärm. Man murrte in ſtarken Ausdrücken darüber, daß die Königlichen Perſonen ſich um ihre Wahl bekümmerten, und ſich darin miſchen wollten. Der General Graf Löwenhaupt gieng darauf in einer ſtarken Begleitung von Edelleuten auf das Schloß, und hielt an den König wegen der Landmarſchalls-Wahl eine dreiſte Rede. Der König erwiederte auf dieſen unvermutheten Schritt. „Er ſehe, daß ſie bereits von dem Zuſammenhange unterrichtet wären, aber auffallend ſcheine es ihm, daß ſich Generale um die Wahl des Landmarſchalls bekümmerten. Uebrigens wäre er mit der Wahl des Grafen Teßin eben ſo zufrieden, wie er mit jeder andern ſeyn würde.“

Dieſe Antwort erklärte die Geſinnungen des Königs über Teßin und deſſen Wahl von neuem deutlich genug. Sie erbitterte die Oppoſition indeß noch mehr. Man wollte zeigen, daß man ſich nichts vorſchreiben ließe, und brachte ohngeachtet aller Gegenbemühungen in

Zeit von zwey Tagen für Teßin die Pluralität zu Stande, und übergab ihm den Landmarschalls-Stab. Die Wahl der Sprecher bey den übrigen Ständen fiel ebenfalls auf lauter eifrige Hüte, und erklärte Gegner des bisherigen Miniſteriums.

Teßin fieng den Krieg gegen daſſelbe damit an, daß er in ſeiner erſten Rede am verſammelten Reichstag die bisherigen Regierungsgeſchäfte, beſonders die Erneuerung der Ruſſiſchen Allianz und die dadurch verurſachte Stöhrung des franzöſiſchen Bündniſſes, ſtrenge kritiſirte, und die Nation aufforderte, den Reichsrath dafür verantwortlich zu machen. Um dieß Letztere einzuleiten, ſtützte er ſich auf den Grundſatz, daß der Senat blos Gevollmächtigter der Stände wäre. Niemand konnte gegen die Richtigkeit dieſer Behauptung etwas einwenden. Aber man zog Folgerungen daraus, die durchaus gefährlich werden mußten. Ein Gevollmächtigter ſagte man, kann, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, ſeinen Dienſt blos deshalb verliehren, weil das Vertrauen ſeines Committenten aufhört, und dieſer ihn nicht länger

brauchen will. Bey der Gültigkeit einer ſolchen Regel waren die höchſten Staatsbedienten ſchlechter berathen, wie ein gemeiner Beamter. Dieſer kann doch wenigſtens ohne Anklage und Unterſuchung nicht dimittirt werden, ob er gleich ebenfalls nur Gevollmächtigter des Königs oder des Reichs iſt. Allerdings konnte das Verfahren des Senats unterſucht werden, und dies mußte auf den Reichstagen geſchehen. Hier wurde eine ſolche Unterſuchung an den geheimen Ausſchuß gewieſen. Aber dieſer wurde von der Pluralität erwählt, und hieng alſo von der herrſchenden Parthey ab. Die Unterſuchung und das Urtheil über alle Dinge, die von dieſem Ausſchuſſe vorgenommen wurden, mußte alſo durchaus eine Parthey-Sache werden. An unbefangene Gerechtigkeit, an kühne Unterſuchung und geſetzmäßige Sentenz war aber unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken. Chicane und falſche Auslegung, Suppoſition und unerwieſene Deuteleyen mußten die Stelle der Beweiſe vertreten. Bey einem ſolchen Tribunal mußten, mit einem Worte, alle die Juſtiz-Gräuel Statt finden, die unvermeidlich ſind, wenn der Richter zu

gleich Parthey iſt; und wehe dem, der ſich vor einem ſo unnatürlichen und alle Gerechtigkeit aufhebenden Richterſtuhle verantworten ſoll!

Man fieng die Procedur gegen den verhaßten Senat damit an, daß man ihn, ſechs Wochen nach der Eröfnung des Reichstags, vor den geheimen Ausſchuß rief, und die unerwartete Frage vorlegte: „Ob die dermaligen Conjuncturen nicht riethen, mit Rußland zu brechen, und ſich die verlohrnen Provinzen wieder zu verſchaffen zu ſuchen!“

Alle antworteten einſtimmig: „Nein“ bis auf den Grafen Gyllenborg und de la Gardie, von denen man die Bejahung im voraus erwarten konnte. Horn und ſeine Freunde unterſtützten ihre Negative mit Gründen. Sie erklärten gleich mündlich, daß Schweden nicht im Stande, und zu ohnmächtig ſey, ſich in einem Kriege gegen Rußland zu behaupten. Man müſſe daher, weit entfernt Eroberungs-Entwürfe gegen dieß Reich ausführen zu wollen, nur darauf denken, mit ihm in gutem Vernehmen und Einverſtändniſſe zu bleiben. Sie erbaten ſich, ihre Meynungen und Bedenken darüber ſchriftlich aufzuſetzen, und ihr Syſtem aus-

führlicher rechtfertigen zu dürfen. Aber man ſchlug ihnen dieß Verlangen ab, weil der Vortheil der Hüte es mit ſich brachte, jede Aufklärung der Nation über dieſen Punkt zu unterdrücken, und die vorgefaßte Meynung auf alle Art zu unterhalten. Alles, was die in Anſpruch genommenen Reichsräthe in dieſem Stücke auf eine formelle Weiſe zu ihrer perſönlichen Vertheidigung und zum Soutien ihrer Politik verſuchten, wurde vereitelt und mit Gewalt hintertrieben.

Ihre Standhaftigkeit bey Vertheidigung der rußiſchen Allianz erbitterte indeß ihre Gegner noch mehr. Man erweiterte jetzt den Umfang ihrer Staatsverſehen und ihrer politiſchen Verantwortlichkeit. Auch in den einheimiſchen Angelegenheiten ſollten ſie ſich große Vernachläßigungen und Ungebührlichkeiten haben zu Schulden kommen laſſen. Man wußte durch jeden Kunſtgriff der Spitzfündigkeit und Chicane die Summe ihrer Vergehungen und Irrthümer ſo zu vergrößern, daß zur Ableſung derſelben, wie die Reichsräthe im Januar 1739 zum zweyten Male vor den geheimen Auſchuß

gerufen wurden, beynahe zwey Stunden nöthig waren. Die Angeklagten ſuchten ihre Unſchuld auf alle Art zu rechtfertigen, aber man gab ihnen kein Gehör. Sie beriefen ſich auf ihre gewiſſenhafteſte Ueberzeugung, bey allem ihren Betragen genau die Vorſchriften der Conſtitution und den lauteſten Patriotismus befolgt zu haben. Sie erklärten dreiſt, daß ſie Verräther des Vaterlands und ſtrafwürdige Verbrecher hätten werden müſſen, wenn ſie wider ihr Beſſerdünken das Land in einen Krieg mit Rußland verwickelt hätten. Hätten ſie hierin geirret, ſo ſey es noch immer Zeit genug, ihr wohlgemeintes Verſehen zu redreſſiren. Uebrigens hätten ſie dem Vaterlande unter drey Königen gedient, ohne in Ungnade zu fallen, und ihre vormalige Aufführung möge ihre jetzige vertheidigen, u. ſ. w.

Was ſie zu ihrer Rechtfertigung und zur Ablehnung ihrer Sträflichkeit auch anführen mochten, war vergebens. Graf Horn hatte das Ungewitter, das über ihn und ſeine Freunde ſich zuſammen zog, ſchon lange aus der Ferne bemerkt. Er hatte alſo die Klugheit, ſich

bey Zeiten in Sicherheit zu ſetzen, um ſeinen Feinden nicht einen vollkommnen Triumph zu verſchaffen. Einige Wochen vor dieſer Anklage verlangte er ſelbſt ſeinen Abſchied. Weil er beſonders bey Hofe, und auch unter dem Volke noch eine Menge Freunde hatte, ſo war das Geſuch um ſeine Entlaſſung ſeinen Gegnern ſehr willkommen, um nachdem freyeres Spiel zu haben. Horn behielt bey ſeinem Abſchiede Gehalt und Charater, verließ ſogleich die Hauptſtadt, die jetzt ein Tummelplatz der Cabalen und Intriguen der kämpfenden Partheyen war, und begab ſich auf ſein Landgut Eckebyholm. Hier lebte der würdige Staatsmann noch einige Jahre in philoſophiſcher Ruhe, und hatte die Satisfaktion, ſein Syſtem in den traurigen Erfolgen, welche die politiſche Gallomanie ſeiner Gegner unmittelbar nach ſeinem Abgange über ſein Vaterland brachte, gerechtfertigt und ſeinen Sturtz ſchwer gerächt zu ſehen.

Wir können dieſen höchſtmerkwürdigen Mann, der in der ſchwediſchen Geſchichte Epoche macht, nicht von der Bühne treten laſſen, ohne einige Particularien von ihm anzuführen.

Aus einer der älteſten und angeſehnſten Familien in Schweden entſproſſen, vereinigte er mit dem Vortheilen ſeiner Geburt die ſeltenſten perſönlichen Vorzüge. Bey den gründlichſten Kenntniſſen hatte er die höchſte Feinheit eines Hoffmanns, und mit dieſem Requiſit der groſſen Welt verband er Eigenſchaften, die — wenn man anders den Urtheilen und Bekenntniſſen geweſener Höflinge trauen darf! — unter dem Einfluſſe der Hofluft nicht allemahl gedeihen. Er war rechtſchaffen und aufrichtig, und unintereſſirt. Das Wohl des Vaterlandes überwog bey ihm jede andre Rückſicht, und die Kunſtgriffe, die in ſeinen letzten Lebensjahren ſo viele ſeiner Mitbürger treulos gegen ihr Vaterland machten, waren bey ihm nicht anwendbar. Sein einziger Fehler war, daß er dieſen Patriotismus oft zu weit trieb, und an einzelnen Perſonen darüber ungerecht wurde. So war die Aufopferung Wellingks hauptſächlich ſein Werk, nachdem er, wie wir oben geſehen haben, zu der ſchrecklichen Hinrichtung Görzens beſonders thätig mit gewürkt hatte. Dieſe Verfolgungen bleiben immer ein Schandfleck in

ſeinem Leben; aber man muß ſie damit entſchuldigen, daß Horn durch die fatalen Lagen, worinn das Vaterland war, und durch die Lebhaftigkeit ſeines Eifers, dieſem Vaterlande wieder zu helfen, zu Ungerechtigkeiten verleitet wurde, an denen bey ihm würklicher Irrthum, aber nicht überlegte und abſichtliche Bosheit Theil hatte. Der Zeitpunkt, in dem Horns politiſche Laufbahn eintrat, war dazu gemacht, einem Mann von ſeinen Talenten Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Er war im Jahr 1704 ſchwediſcher Ambaſſadeur in Warſchau, und hatte an den großen Begebenheiten, welche den Aufenthalt Carls des Zwölften in Polen unvergeßlich machen, ſtarken Antheil. Damals betrieb er die Wahl des Grafen Lesczinsky lebhaft; aber ſein Intereſſe für dieſen unglücklichen König hörte auf, ſobald das Beſte des Vaterlandes ihm ein andres rieth. Daher die gleichgültige Unthätigkeit Schwedens, als Stanislaus nach dem Tode Auguſts II. von neuem ſeine Anſprüche geltend machen wollte. Horn hintertrieb jetzt alle Bemühungen des franzöſiſchen Hofes zum Beſten eines Fürſten,

deſſen Freund er war, und deſſen Wahl und Krönung er mit gefeyert hatte; er hintertrieb ſie — aus Liebe für ſein Vaterland, das den Stolz, fremde Kronen zu vergeben, ſchon einmal ſchwer gebüßt hatte, und diesmal von ſeinem Partheynehmen ſicher auch keine Vortheile geerndtet haben würde.

Carl der Zwölfte lernte Horns Talente bey dieſer Gelegenheit in Warſchau näher kennen. Die Folge davon war, daß Horn nach Stockholm zurückgeſchickt, und ſchon im folgenden Jahre 1705 in den Reichsrath aufgenommen wurde; eine Ehre und eine Auszeichnung, die für ſein damaliges Alter ungewöhnlich war.

Ohngeachtet er ein eifriger Anhänger des Königs war, ſo entgiengen ihm die unausbleiblichen Folgen der tollkühnen Unternehmungen Carls des Zwölften doch nicht. Wo und wann er konnte, ſprach er daher für den Frieden. Allein dieſe Sprache durfte nicht laut geführt werden, und Horn hatte Klugheit und Ueberwindung genug, ſich immer ſtillſchweigend in den Willen des Königs und ſeiner nächſten Rathgeber zu fügen. Der Verdruß, den er

damals unterdrücken mußte, wenn er ſich nicht ſelbſt unglücklich machen wollte, würkte indeß zwiefach, wie Carl todt war.

Die Wahl Ulriken Eleonorens zur Nachfolgerinn auf dem Throne war hauptſächlich ſein Werk, und an der neuen Conſtitution, zu welcher übrigens der Graf Ribbing vorzüglich ſeinen Namen hergab, hatte er nicht minder den größten Antheil. Horn war es auch, der der Königinn die neue Conſtitution vorlegte, und ihr nachdem bey ihrer Krönung den Eid wegen Haltung und Beobachtung dieſer Regierungsform vorlas und abnahm. Er war es ebenfalls, der Friedrich den Erſten zur Krone verhalf.

Dieſe Dienſte konnten dem Königlichen Hauſe nicht gleichgültig ſeyn. Horn vermogte daher alles bey Hofe. Er war der Liebling und man darf ſagen der genauſte Freund des Königs und der Königinn. Ein paarmal fielen freylich zwiſchen ihm und der Königinn, einmal auch mit dem Könige, Auftritte und Expektorationen vor, die das gute Vernehmen auf eine Zeitlang ſtöhrten. Allein man fühlte

von beyden Seiten die gegenſeitige Unentbehr=lichkeit, und Horn hatte, einen kurzen Zeitpunkt ausgenomen, wo der König den Grafen Gyl=lenborg und ſein Syſtem favoriſirte, bis zu ſeinem Abgange die Gnade ſeines Fürſten.

Dreymal hatte Horn die Ehre, zum Reichstags=Marſchall erwählt zu werden. Die Stände waren jedesmal mit ſeinem Betragen über alle Maaßen zufrieden. Dieſe Zufrieden=heit gieng bey dem Reichstage 1720 ſo weit, daß ſie vier goldne Medaillen, jede 50 Duca=ten ſchwer, mit ſeinem, ſeiner Gemahlinn und ſeiner beyden Kinder Bildniſſen prägen ließen, deren Inſchriften bis zur Schmeicheley giengen. Von dieſem Zeitpunkte an dirigirte er alle ein=ländiſche und auswärtige Geſchäfte. Alle frem=den Miniſter addreſſirten ſich an ihn, und ſeine Meynung entſchied immer im Senate. Der Hof mißte ihn ungern, und es würde auch unbegreif=lich geweſen ſeyn, daß die Nation die Dienſte ei=nes ſolchen Mannes hätte fahren laßen können, wenn die Art wie man ihn zu ſtürtzen wußte, und die wir vorher haben kennen lernen, hier=über nicht hinreichenden Aufſchluß gäbe. Er

ſtarb mit Hinterlaßung eines Sohnes und einer Tochter auf dem Landgute Eckebyholm am 19ten April 1742 in einem Alter von 78 Jahren und 11 Tagen.

Nach dem Abgange Horns, war das Schickſal der Senatoren, die dem Ruſſiſchen Syſtem ergeben waren, bey dem geheimen Ausſchuſſe bald entſchieden. Er gab das Gutachten ab, daß ſie durch ihre verkehrte Aufführung das Vertrauen der Nation verwürkt hätten, und nicht länger fähig wären, ihre bisherigen Stellen zu bekleiden. Doch könne ihnen, in Rückſicht auf ihre vormaligen und laugen Dienſte, die Beybehaltung ihres Characters und ein Jahrgehalt von 4000 Thaler Silbermünze bewilligt werden.

Die angeſchuldigten Reichsräthe kamen gegen dieſe Sentenz mit nachdrücklichen und ausführlichen Beſchwerden ein. Dieſer Verſuch, ihre Unſchuld zu retten, war aber auch völlig wieder vergeblich. Man ſchickte ihre Einreichungen zurück, und rechnete ihnen einige harte Ausdrücke, die als Beleidigung und Angriff des geheimen Ausſchuſſes ausgelegt

wurden, ſo hoch an, daß ſie genöthigt wurden, eine neue gemilderte Erklärung abzugeben.

Inzwiſchen war das Gutachten des Ausſchuſſes mit einem unvollkommenen Auszuge des Protocolls den Plenis oder den vollen Verſammlungen der Stände vorgelegt worden. Es war natürlich, daß der Fall ſo vieler angeſehener und bedeutender Männer eine außerordentliche Senſation erregen mußte. Bey allen Ständen kam es daher jetzt zu ſehr lärmenden und tumultuariſchen Debatten.

Ein Theil der Ritterſchaft und des Adels verwarf die Annahme des Gutachtens, und beſtand darauf, daß man niemanden verurtheilen könne, wenn man nicht vorher ſein Verbrechen genau wiſſe. Ihre Gegner erwiederten hierauf, „Staatsgeheimniſſe könnten nicht entdeckt werden, und die Stände müßten ſich in dieſem Stücke auf die Gewiſſenhaftigkeit und die genaue Unterſuchung des geheimen Ausſchuſſes, den ſie mit ihrem Vertrauen beehrt hätten, verlaſſen, und ſich an dieſer Ueberzeugung begnügen“. Die Vertheidiger der in Anſpruch genommenen Senatoren erklärten darauf, daß

man in Criminalſachen nach der Vorſchrift des Geſetzes wenigſtens die Gegenſtimmen ſammeln, und die Pluralität unterſuchen müſſe. Auch dieſes Verlangen wurde unter dem Vorwande, daß dergleichen bey Staatsgeheimniſſen nicht angehe, abgewieſen. Es blieb alſo bloß bey Dispüten und ſtürmenden Debatten, während welcher an kein Votiren gedacht werden konnte. Die Unruhe gieng auf dem Ritterhanſe zuletzt ſo weit, daß nicht viel daran fehlte, die ganze Verſammlung in einer blutigen Rauferey zu ſehen.

Der Bürgerſtand hatte nämlich ſchon zwey Tage voller Lärmen und Unruhe über die Abſetzung der Senatoren debattirt. Es war hier keine Hofnung mehr, daß man über dieſe Sache einig werden würde. Unter dieſen Unruhen gieng ein Mitglied dieſes Standes zum Ritterhauſe und ſtellte die Nothwendigkeit vor, daß eine ſtarke Deputation des Adels beym Bürgerſtande erſcheine und durch ſein Zureden die Gemüther beſänftige und einander näher bringe. Die Gegner der Reichsräthe nahmen dieſen Vorſchlag mit

Freuden an. Mehrere von ihnen drängten ſich gleich vorne in die Schranken, und erbo= ten ſich zu dieſer Deputation. Graf Lewen= haupt war an ihrer Spitze. Die Freunde der Senatoren erklärten nun aber, daß über dieſe Deputation votirt werden ſollte. Geſchähe dies nicht, ſo hielten ſie die Deputation für illegal und würden eine eben ſo ſtarke Gegendeputa= tion an den Bürgerſtand abſchicken. Dieß reitzte Lewenhaupt, und ſeine Partiſane auf das heftigſte. Man rief pro patria et libertate, und zog die Degen. Ihre Gegner machten ſich zur Gegenwehr fertig. Der Tumult wurde ſchreck= lich, und ein Blutbad war ſeinem Ausbruche nahe. Da drängte ſich General Wrangel hervor, und rief: „Brüder, ſagt mir, wollt Ihr hier fechten, oder deliberiren? Ihr ſollt mich hier eher in Stücken hauen, als ich mir etwas aufdringen laſſe! Auch Lewenhaupt gab ſich jetzt viele Mühe, ſeine wüthenden Freunde zu beſänftigen. Aber vergebens. Endlich kam Teßin, der wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen geweſen war! Er klopfte ungeſtüm mit ſeinem Stocke, und rief ſo lange Ruhe, bis der Tu=

mult ſich etwas legte. Die Deputation wurde indeß mit Ungeſtüm verlangt, und man mußte darin willigen. Ueber vierzig Edelleute, von denen einige ganz ungerufen ſich zu der Deputation ſchlugen, machten ſich jetzt nach den Verſammlungshäuſern der übrigen Stände auf den Weg. Die Hitze, in die ſie ſo eben auf dem Ritterhauſe waren gebracht worden, kühlte ſich ſogleich nicht ab. Sie giengen zuerſt zu dem friedfertigen Prieſterſtande, der noch gar nicht in die Abſetzung der Senatoren willigen wollte. Man fuhr die Geiſtlichen äußerſt hart an. Mit kalter Entſchloſſenheit gaben dieſe zur Antwort, daß die gewaltſame Art, mit der man ſich in ihre Deliberationen miſche, und ihnen vorſchreiben wolle, offenbar die unverantwortlichſte Verletzung ihrer Freyheit ſey. Sie erklärten daher die Aeußerungen und das Unterfangen des Ritterſtandes für eine Conſtitutionswidrige Ungebührlichkeit, und ſie würden ſich nicht zwingen laßen, ihre Meynung zu ändern.

Dieſe Entſchloſſenheit und ein ſo gefaßter und unleidenſchaftlicher Widerſtand hatte

Würkung. Die brauſenden Deputirten ſtimmten ihren Ton um, ſprachen jetzt nur von wohlgemeinten Rathgebungen, und proteſtirten gegen die Anſchuldigung, daß ſie in die Freyheiten des Prieſterſtandes Eingriff hätten thun wollen. Auch bey den übrigen Ständen führten ſie nun die gelindeſte Sprache, erhielten indeß auf ihre dringenden Zuredungen keine andre Antwort, als daß man die Sache weiter überlegen wolle.

Der tumultuariſche Auftritt auf dem Ritterhauſe, die lärmenden Scenen in der Verſammlung des Bürgerſtandes, die Unruhe, die ſich über alles dieß unter das Volk verbreitete, und der Ueberdruß, länger Stellen zu bekleiden, die Neid und Haß ihnen abſprachen, bewog nunmehr die verfolgten Reichsräthe, ſelbſt ihren Abſchied zu fodern. Allein dieſer Schritt war jetzt ſchon zu ſpät. Sie erhielten die Satisfaction nicht, die ſie durch die freywillige Aufgebung ihrer Aemter ſuchten. Gleich nach ihrer Erklärung kamen die letzten Beſchlüſſe der Stände über das Urtheil und Gutachten des geheimen Ausſchuſſes in ihrer Angelegenheit

zum Vorſchein. Der Prieſterſtand, der anfänglich ſo lebhaft ihre Parthie gehalten, und ihre Aufführung vertheidigte, hatte in kurzer Zeit ſeine Meynung geändert. Er trat dem Beſchluſſe des Ausſchuſſes bey, ſchlug indeß bey ſeiner Ausführung ein gelinderes Verfahren vor. Der Bauernſtand, der auch zuerſt einſtimmig mit der Prieſterſchaft gegen die Entlaſſung der Reichsräthe geſprochen hatte, fügte ſich jetzt ebenfalls in den Willen des Ritterſtandes, und die Bürgerſchaft erklärte, ſie ſey mit der Sentenz des geheimen Ausſchuſſes zufrieden, gebe indeß zur Prüfung anheim, wie weit einige Modification möglich ſeyn könnte.

Auf dieſe Art hatten die Hüte einen vollkommnen Triumph. Auſſer Horn, der ſich klüglichſt bey Zeiten zurückzog, wurden ſechs Reichsräthe auf einmal entlaßen. Eine Miniſterial-Revolution, wie man ſie bis dahin in der ſchwediſchen Geſchichte noch nicht gehabt hatte.

Die auf dieſe Art durch eine gewaltſame Intrigue und gegen alle Billigkeit aus ihren Aemtern geſtoßenen Senatoren waren: Graf

Guſtav Bonde, Graf Samuel Barck, Graf Carl Guſtav Hård, Graf Thure, Gabriel Bielke, Graf Ernſt Johann Creutz und Graf Eduard Diedrich Taube. Die Senſation des Volks über dieſe Begebenheit war ſo groß, daß man auf alle Art das Andenken derſelben zu erhalten ſuchte. Es erſchienen eine Menge Broſchüren über dieſen Vorgang, und unberufne Dichter ſuchten ihn ſogar durch Verſe zu verewigen. Von der Art war ein Hexameter, den damals jeder im Munde führte, ob er gleich völlig ſinnlos iſt, und blos das quintanermäßige Verdienſt hat, die Namen der Exſenatoren lateiniſch aufzuführen. Wir wollen ihn der Rarität halber herſetzen:

Crux, durus, cortex, trabs, ruſticus, atque columba.

Ein Ueberſetzer ſuchte in dieſen unharmoniſchen Unverſtand, Sinn zu bringen, und gab ihn dem gemeinen Volke in den Worten feil:

Kors, hura hårdt ſitter barcken, på bielcken! ſade bonden til dufvan

d. i. Kreutz, wie hart ſitzt die Borcke auf dem Balken! ſagte der Bauer, zur Taube.

Blos der Graf Taube wurde einigermaaßen von dem Verdruſſe dieſes öffentlichen Schimpfes ausgeſchloſſen. Ihm allein wurde auf ſein Anfodern gleich der Abſchied gegeben, und ſein Name wurde in der Liſte der verabſchiedeten Senatoren nicht genannt. Dies geſchah auf nachdrückliche Verwendung des Königs, der mit der älteſten Tochter des Grafen ſchon einige Jahre zur linken Hand getrauet war.

Dieſe unrechtmäßige Gemahlinn des Königs — wir wollen es hier beyläufig anführen — war in ihrem 16ten Jahre an den Hof gezogen worden. Sie war ſchön und einſchmeichelnd, und Friedrich, der überhaupt dem Frauenzimmer nicht abgeneigt war, bewarb ſich um ihre Gunſt. Das Fräulein Taube war indeß ſchlau genug, die Leidenſchaft und Schwäche ihres königlichen Liebhabers gehörig zu benutzen, und ihren Preis hoch anzuſchlagen. Sie erklärte, daß ihre Gewiſſenhaftigkeit und auch ihre Ehre ihr keinen nähern Umgang erlaubten,

ohne die Beruhigung der prieſterlichen Einwilligung dazu zu haben. Auch der König hatte ſo viel Gewiſſenhaftigkeit, das Unerlaubte ſeiner Liebe zu fühlen. Die Ergebenheit ſeiner Gemahlin, die ihm Krone und alles verſchafft hatte, und die nur darauf ſann, ihm gefällig zu ſeyn, mußte ihm die Schändlichkeit ſeiner ungebührlichen Neigung vorrücken. Um indeß ſeiner ausſchweifenden Leidenſchaft den Triumph zu verſchaffen, und dem Widerſpruche des Gewiſſens für immer Einhalt zu thun, wählte er jenes Mittel, das gekrönte Wollüſtlinge immer zur Hand haben, wenn ihnen die Unſchuld entweder aus Klugheit, oder aus dem Gefühle ihres Werths widerſteht. Er ließ ſich das Fräulein heimlich antrauen. So ſehr man auch bemüht war, dieſen Act zu verbergen, ſo wurde er dennoch ruchtbar und allgemein bekannt, wie das Kebsweib 1733 mit einer Tochter niederkam. Die Nation, die damals, — und zum Theil auch noch jetzt, — die Vorſchriften der Religion als heilige Norm anſah, hielt die Bigamie des Königs für eine frevelhafte Verletzung der göttlichen Geſetze, denen auch ein Kö-

nig ſich unterwerfen müſſe. Man ſprach von dieſer Sache nur mit Abſcheu und innerer Empörung. Man glaubte, dieſe ungebührliche Verbindung müſſe durchaus Plage und Unglück über das Land bringen. Aus dieſer Beſorgniß und im tiefſten Gefühle des Aergerniſſes, welches der König gab, verbanden ſich auf dem Reichstage, mit dem wir uns beſchäftigen, mehrere Perſonen, und entwarfen eine Vorſtellung die mit 1 Moſ. 21. v. 10 anfieng. (Treibe dieſe Magd aus mit ihrem Sohne; denn dieſer Magd Sohn ſoll nicht erben mit meinem Sohn Iſaac.) Die Hofparthey gab ſich alle erſinnliche Mühe, die Einreichung und Verleſung dieſes Memorials zu hintertreiben. Es gelang nur durch den Kunſtgriff, die vornehmſten Urheber dieſer Motion durch vollgültige Gründe zum Schweigen und auf andre Gedanken zu bringen. Noch andre vergaßen ſich in ihrem Eifer ſelbſt ſo weit, daß ſie ſich ſogar an die Königinn — für die in dieſer Sache die Unwiſſenheit das Beſte war — wendeten, und ſie baten, dieſen Unfug zu hintertreiben. Ulrica Eleonora hatte aber die

Faſſung, die Geringſchätzung eines Gemahls zu verſchmertzen, der ihre Ergebenheit ſo ſehr verkannte, und ſie ſo wenig zu ſchätzen wußte. Aber das Murren des Volks wurde doch endlich zu laut und drohte einen unruhigen Ausbruch. Das Fräulein von Taube war 1740 mit ihren beyden Söhnen *) nicht mehr ſicher. Ihre Kinder wurden daher abgeholt, und auf die heßiſchen Güter gebracht, die für ſie angekauft waren. Vorher hielten ſie ſich noch eine kurze Zeit zu Malmö bey Nykiöping auf, wohin ihre Mutter ihnen folgen ſollte. Allein die Trennung von ihr war dem Könige unmöglich. Er verfiel in einen Trübſinn, der bedenklich wurde. Der Fanatismus, der die Mätreſſe kurz vorher mit Freuden auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, verwandelte ſich jetzt in Mitleiden, und in jenen bizarren Patriotismus, der den Königen Alles geſtattet, wenn ſie nur einſehen, daß ſie nicht ganz un-

*) Friedrich Willhelm, gebohren 1737 und Carl Eduard, gebohren 1737. Sie wurden während des ſächſiſchen Reichsvicariats 1741 in den Reichsgrafenſtand erhoben

abhängig von der Meynung des Volks ſind. Jetzt konnte das Fräulein Taube bleiben. Man nahm an ihrer Verbindung keinen Anſtoß mehr, und die famöſen Gerüchte, die man vorher von Tage zu Tage über ſie ausſprengte, hatten auf einmal ein Ende *) Nunmehr bewarb man ſich ſelbſt um die Gunſt einer Perſon, die man vorher mit Abſcheu genannt hatte. Sie vermogte über den König alles, und war nachdem auch gegen diejenigen, die während jener Unruhen ihre Parthey gehalten und für ſie geſprochen hatten, dankbar.

Indem die Nation gegen dieſe Verbindung des Königs ſo laut ſprach, und viele Geiſtliche darüber das Anathema ſchrieen, dürfte man ſich vielleicht wundern, wie ein Prieſter im Lande ſelbſt dreiſt genug ſeyn konnte, der

*) Man beſchuldigte nämlich das Fräulein Taube, daß ſie ohngeachtet ihrer Verbindung mit dem Könige mit einem Kaufmann in Stockholm zu vertrauten Umgang hätte. In einem ſatiriſchen Pamphlet, das 1739 unter dem Titel: Ehrlichs Briefe an ſeinen Freund Polybill, in Stockholm circulirte, und welches im 10ten Bande des Büſchingſchen Magazins aufbewahrt iſt, findet man S. 202 hierüber eine ſehr nachdrucksvolle Stelle.

allgemeinen Meynung und den religiöſen Grundſätzen des Volks durch die Genehmigung einer Doppelheyrath des Königs ſo grade hin zu widerſprechen. Man wird hierüber nur dann erſtaunen, wenn man entweder nicht weiß, oder auch vergißt, daß auch die proteſtantiſche Kirche zu jeder Zeit ihre Caſuiſten hat, die an Gewiſſenloſigkeit keinem Jeſuiten nachgeben. Von der Art dieſer verachtungswürdigen Theologen war der Biſchof Calſenius von Weſterås, der — was für jene Zeiten auffallend iſt — weitläuftig den Beweis führte, daß die Vielweiberey nicht gegen die Bibel, ſondern nur gegen eine Kirchenordnung ſey. Und dieſe ſey kein bindend Geſetz. Der König könne davon diſpenſiren, wen er wolle; am erſten aber ſich ſelbſt. Man erräth leicht, auf welche Beyſpiele in der erſten Behauptung ſich dieſer ſpitzfündige Gewiſſensrath berief. Aber man muß über ſeine Unwiſſenheit und Frechheit im zweyten Puncte ſeines Grundſatzes erſtaunen. Blos Geitz und eine ſtarke Belohnung, die vom Könige wegen Begünſtigung ſeiner Liebſchaft zu erwarten war, bewogen den Biſchof zu der Fri-

volität, die Lehren der Religion, deren Apoſtel er war, ſo grade hin zu verdrehen. Das Volk rächte ſich an ihm durch Verachtung und Haß. Man characteriſirte und ſchmähete ihn in den Flugblättern, die damals über ihn in Menge zum Vorſchein kamen, mit den Worten Eſaias, 56. 11. (Dieſe Prieſter ſind ſtarke Hunde von Leibe, die nimmer ſatt werden können, keinen Verſtand haben, und nur für ſich geitzen.) Jedermann fand dieſe Zeichnung des Biſchofs ſowol phyſiſch, als moraliſch höchſt treffend. Doch wir müſſen zu dem, was auf dieſem Reichstage weiter erfolgte, jetzt zurückgehen.

Die Hutparthey begnügte ſich nicht mit der Entlaſſung der benannten ſechs Reichsräthe. Auch alle andre, die ihr Syſtem auf irgend eine Art unterſtützt hatten, und zu deſſen Ausführung nur einigermaaßen behülflich geweſen waren, wurden jetzt zur Verantwortung gezogen, und mußten zum Theil auch ohne weitere Unterſuchung dafür büßen. Die Mitglieder der auswärtigen Expedition des Kanzley-Collegiums, deſſen Chef der würdige Graf Horn ge-

weſen war, wurden alle ohne Ausnahme entlaſſen. Das harteſte Schickſal unter ihnen hatte der Secretär Arkenholtz, ein Mann von Talenten und Kenntniſſen, aber unbehutſam in ſeinem Haſſe gegen Frankreich, und nicht zurückhaltend genug mit ſeiner Freundſchaft für Rußland. Er war verſchiedene Jahre vorher ſelbſt in Paris geweſen, und hatte unter die Bemerkungen, die er auf jener Reiſe machte, einige Anzüglichkeiten über den damaligen erſten franzöſiſchen Miniſter, den Cardinal Fleury, mit einflieſſen laſſen. Aber Arkenholtz ließ dieſe Nachrichten nicht drucken, und mithin konnten ſie auch nicht zur allgemeinern Wiſſenſchaft des Publikums kommen. Er hatte indeß die Unvorſichtigkeit, einen von dieſen Aufſätzen einem unredlichen Freunde mitzutheilen. Der franzöſiſche Miniſter in Stockholm erhielt Nachricht davon, und wußte Mittel, ſich eine Copie dieſes Aufſatzes zu verſchaffen. Er beſorgte eine Ueberſetzung, und ſchickte dieſe nach Verſailles an den Cardinal ſelbſt. Fleury verlangte damals gleich Satisfaction aber Arkenholtz hatte noch billige Richter. Die

Entſcheidung der Sache zögerte von Zeit zu Zeit hin. Es ſprach für den Angeklagten ſehr, daß ſeine Meynungen nicht publici iuris geworden, ſondern blos Privaturtheile geweſen, die weiter keine Beſtimmung gehabt hätten. Arkenholz ſelbſt führte zu ſeiner Vertheidigung mit an, daß die quäſtionirten Aeußerungen*) nicht einmal ein

*) Die Stelle, welche Fleury ſo gewaltig übel nahm und für Pasquill erklärte, war folgende:

Si l'on conſidère avec attention le Miniſtère preſent en France, il paroit, qu'il ne puiſſe gueres être plus mediocre ailleurs, que là. Le premier Miniſtre eſt un ami des Prétres et des Ieſuites, dont le ſoin principal eſt, d'obtruder a un grand nombre d'honnêtes gens pluſieurs articles de foi abſurdes, qu'ils ne ſauroient accepter avec bonne conſcience, et il n'a pas tenu a lui, qu'il n'y ait deja eu une grande emotion en France, ou les choſes pourroient bien encore aller un jour. Ils diſent, que, ſi pour etre un Richelieu ou un Mazarin, il ne falloit qu'un Chapeau de Cardinal, notre pretre ſeroit un grand Politique. Mais il a donnè auſſi des grandes preuves de ſa foible connoiſſance dans les affaires, par rapport aux puiſſances circonvoiſines de la France, qui le regardent comme dupe, et avec mepris, ſans qu'il ſ'appercoive de l'etre. Car autrement il ſeroit contenté d'une demi-douzaine de lourdes fautes d'etat, dont il a ſignalé il-y-a long tems ſon Miniſtére, ſans qu'il ait beſoin d'entaſſer encore bevue ſur bevue.

Reſultat ſeiner eignen Beobachtungen, ſondern blos die Nacherzählung des allgemeinen Urtheils der Franzoſen geweſen, ſo wie er es auch in dem Aufſatze ſelbſt anmerkungsweiſe angeführt hatte. Allein was er auch zu ſeiner Rettung ſagen mochte, war alles vergeblich, als ſein Prozeß auf dem Reichstage 1738 dem geheimen Aus-

"Betrachtet man das jetzige Miniſterium von Frankreich genau, ſo ſcheint es, daß man es nirgends mittelmäßiger, wie da finden kann. Der Premier-Miniſter iſt ein Freund der Pfaffen und Jeſuiten, deren Hauptſorge iſt, einer Menge ehrlicher Leute einen Haufen abſurder Glaubensartikel aufzudringen, die man mit gutem Gewiſſen nicht annehmen kann. An ihm hats nicht gelegen, daß nicht ſchon ein ſtarker Aufſtand in Frankreich — wo das Ding mit der Zeit noch wohl einmal gehen könnte! — geweſen iſt. Die Leute ſagen, daß, wenn bloß ein rother Hut dazu gehörte, um ein Richelieu oder Mazarin zu ſeyn, dieſer Pfaff ein groſſer Staatsmann ſeyn würde. Von ſeiner Schwäche in Staatsſachen hat er ſchon große Beweiſe gegeben, zumal gegen die Nachbaren Frankreichs, die ihn mit Verachtung für einen Dummkopf halten, ohne daß er ſeiner Schaafsköpfigkeit ſelbſt inne wird. Denn ſonſt würde er ſich mit einem halben Dutzend Staatsböcken, wodurch er ſeine Miniſterſchaft ausgezeichnet hat, begnügt haben, ohne von neuen dumme Streiche auf dummen Streichen zu häufen.

ſchuſſe zur Unterſuchung und Entſcheidung über= geben wurde. Bey ſeinen jetzigen Richtern war er nicht blos wegen ſeines Verbrechens gegen den Cardinal=Miniſter ſtrafbar. Er hatte in demſelben Aufſatze die Untauglichkeit einer Al= lianz mit Frankreich hiſtoriſch und politiſch er= wieſen. Durch die Verfolgung, die ſie ihrem Verfaſſer zuzog, erhielt dieſe Piece Celebrität, und ihre Abſchriften verdoppelten ſich. Dieß konnte der Hutparthey unmöglich gleichgültig ſeyn, weil ihre ſtaatskundige Blöße darin auf= gedeckt wurde. Um andre von der Annahme ſolcher Meynungen abzuſchrecken, wählte man ein Mittel, zu dem die Gewalt gewöhnlich immer zuerſt greift, deſſen Erfolg aber beſtändig ſehr unſicher iſt, und das oft grade die Würkungen hervorbringt, denen man entgegen arbeiten wollte. Arkenholz mußte wegen ſeiner richtigen Staatsgrundſätze, und nebenbey wegen eines nicht unpaſſenden Urtheils über einen franzöſi= ſchen Miniſter Märtyrer werden. Die Sen= tenz verwies ihn aus dem Lande. Hätte der Unglückliche ſein Exil doch bald geſucht! Aber es war noch ein ſchrecklicheres Schickſal über

ihn verhängt. Ein Secretair des Grafen Lewenhaupt, Namens Gyllenſtierna, hatte nämlich heimlich ſtarken Umgang mit dem Ruſſiſchen Geſandten Beſtuchef. Dies wurde verrathen, und weil es verdächtig war, arretirte man den Gyllenſtierna Abends ſpät, wie er eben aus dem Hauſe Beſtuchefs kam. Man ſchleppte ihn zuerſt vor ſeinen Herrn, und hier in der geheimen Commiſſion, die man über ihn niederſetzte, geſtand er in der Hoffnung, ſeine Sträflichkeit dadurch zu erleichtern, daß er dem ruſſiſchen Miniſter wöchentlich Abſchrif von den Berichten der ſchwediſchen auswärtigen Miniſter überliefert habe. Er gab zugleich mehrere Perſonen an, die um dieſe Verrätherey wußten, beſonders aber auch Arkenholz. Man zog Letztern ein, aber er wollte nichts geſtehen Man brachte ihn auf die Marterbank, aber er fuhr fort zu läugnen. Alle übrigen angegebenen Complicen kamen frey; nur Arkenholtz wurde zum ewigen Gefängniſſe auf Bohus verurtheilt, wohin er auch gleich nachher abgeführt wurde. Der Hauptverbrecher ſelbſt litt, bis auf die Infamie, zwey Stunden an der

Schandbühne zu ſtehen, keine gröſſere Strafe wie Arkenholz, und wurde auf Zeitlebens nach Calmar gebracht.

Indem das harte Schickſal der eifrigſten Freunde Rußlands und die Art, wie die Anhänger des franzöſiſchen Hofes ihr Syſtem geltend zu machen wußten, jeden abſchreckte, der engern Freundſchaft und Correſpondenz mit den Moscowiten länger ein lautes Wort zu reden, ereignete ſich eine Begebenheit, die ihrer Abſcheulichkeit ungeachtet der Hutparthey doch in einiger Art willkommen ſeyn mußte, weil eben durch dieſen Vorfall die Meynung des Volks nunmehr ganz auf ihre Seite gezogen, und der Haß gegen Rußland bey der Nation jetzt allgemein wurde.

Gleich nach Eröfnung des Reichstags wurde nämlich der Major Sinclair, ein Mitglied des geheimen Ausſchuſſes nach Conſtantinopel geſchickt, um, wie man öffentlich vorgab, wegen der Schuldreſte Carls des Zwölften mit dem Türkiſchen Hofe zu liquidiren. Allerdings hatte er dieſen Auftrag. Aber er war nicht das einzige, nicht das wichtigſte Motiv

ſeiner Sendung. Sinclair ſollte hauptſächlich an einer nähern Allianz mit der Pforte arbeiten, und beſonders den Divan zur Fortſetzung des Krieges gegen Rußland ermuntern. Der Wunſch und die Abſicht der Hüte war, die Ruſſiſche Macht ganz mit den Ottomannen zu beſchäftigen, alsdann ſelbſt loszubrechen, um den Verluſt des Nyſtädter Friedens auf eine leichte und wohlfeile Art wieder gut zu machen.

Ohnſtreitig ein ſehr lobenswerther Entwurf, dem weiter nichts fehlte, als die Hauptſache: — ein richtiger Calcül. Dieſer aber ſchien von Anfang an die Sache Gyllenbergs und Teßins und ihrer Freunde nicht zu ſeyn. Daher von dem Augenblicke an, wo die Hutparthey die Direction der Staatsangelegenheiten durch Liſt und Gewaltthätigkeit an ſich riß, eine politiſche Inconſequenz auf die andre!

Sinclairs Reiſe mußte dem Ruſſiſchen Hofe Anlaß zu mancherley Verdacht geben. Frankreich hatte jetzt mit Schweden den Subſidien-Tractat geſchloſſen, der durch die Convention mit Rußland, wie wir geſehen haben, auf die unerwartetſte Art rückgängig gemacht wurde. Der

franzöſiſche Miniſter in Stockholm, jetzt der Graf St. Severin, ein ſchlauer und intriguanter Kopf, hatte einen entſchiedenen Vorzug bey dem jetzigen ſchwediſchen Senate und Einfluß auf alle Geſchäfte. Die franzöſiſche Allianz brachte den Schweden jährlich 300,000 Thaler Hamburger Banco ein, und die Summen, über die St. Severin zu disponiren hatte, um mit allem Nachdrucke für das Intereſſe Frankreichs im Stillen zu wirken, belieſen ſich noch höher. Der franzöſiſche Ambaſſadeur in Conſtantinopel arbeitete damals ebenfalls raſtlos an dem Werke, zu deſſen Beförderung auch Sinclair ausgeſchickt war — an der nachdrucksvollſten Fortſetzung des Krieges. Einige Hüte giengen in ihrer übermüthigen Unvorſichtigkeit, und in der ſichern Erwartung entſcheidender Vortheile über Rußland ſo weit, daß ſie von den Planen, die man jetzt einleiten wollte, und in kurzem auszuführen dachte, gar kein Geheimniß machten. Man hatte ſo wenig Discretion, daß ſelbſt unter den Fenſtern des Ruſſiſchen Geſandten von den Triumphen geſprochen wurde, die nun

erfolgen ſollten. Solche Aeußerungen von Privatperſonen, — die aber zum Theil Mitglieder des Reichstags waren, — konnten am Ende freylich als unüberlegtes und folgeloſes Geſchwätz angeſehen werden. Allein der Reichstag ſelbſt gab dieſem Geſchwätze einen Commentar, der den Ruſſiſchen Hof auf ernſtere Folgerungen leiten, und ihn auffodern mußte auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Im tiefſten Frieden mit Rußland, mit dem man ohnehin ſo eben ein Freundſchaftsbündniß erneuert hatte, beſchloß nämlich der Reichstag, die Armee in Finnland zu verſtärken, und die dortigen Feſtungen auf das ſchleunigſte, theils ausbeſſern, theils wiederherſtellen zu laſſen. Es wurden deshalb unverzüglich zwey Regimenter dahin geſchickt, und zwar in einer Jahrszeit, die man nicht ohne Noth zu militäriſchen Translocationen wählt.

Dieſe Umſtände und noch mehrere Anläſſe die dem Ruſſiſchen Hofe zum Argwohn gegeben wurden, muß man zuſammen nehmen, um ein Ereigniß möglich zu finden, das auf den politiſchen Character der damaligen Rußiſchen Regie-

rung einen unauslöſchlichen Schandflecken wirft.

Als Sinclair ſeine Geſchäfte in Conſtantinopel geendigt hatte, trat er im Frühjahr 1739 in Geſellſchaft eines franzöſiſchen Kaufmanns, Namens Couturier, ſeine Rückreiſe nach Stockholm an. Beyde unterwarfen ſich in Breslau der gewöhnlichen Viſitation, und ſetzten ruhig ihren Weg fort. Nicht weit von Grünberg in Schleſien wurden ſie aber von ſechs Leuten, unter denen, wie man gleich nachher erfuhr, zwey ruſſiſche Officiere waren, auf öffentlicher Heerſtraße angehalten. Einer dieſer Officiere, ein Capitain Kettler, zeigte ihnen an, daß er Ordre habe, ſie zu arretiren und nach Breslau zurückzuführen. Sinclair fand dies unglaublich. Er berief ſich darauf, man habe ſie in Breslau viſitirt und ungeſtört ihre Reiſe fortſetzen laſſen. Kettler zog auf dieſe Einwendung ein Papier mit einem groſſen Siegel hervor, zeigte es aber weiter nicht, und verlangte von Sinclair die Ablieferung ſeines Reiſedegens. Dieſer war gleich muthlos, und ergab ſich. Man zwang den

Poſtillion, umzukehren, und den Weg zu fahren, den man ihm zeigen würde. Man kam in ein Gehölz, und Kettler erklärte nun, er habe Ordre, ihre Sachen genau zu durchſuchen. Die Koffres wurden abgeladen, und während das Gepäck des Couturier viſitirt wurde, entfernte ſich dieſer mit einem der Officiere, der dazu den Vorſchlag that, ſo lange in den Wald. Jetzt kam die Reihe an Sinclairs Effecten und auch dieſer wurde von dem Lieutenant Lewinsky, dem zweyten Anführer dieſer Banditen-Rotte, beredet, während der Zeit ſich mit ihm im Gehöltze umzuſehen. Sie waren einige Minuten fort, als ein ſtarker Schuß fiel. Sinclair wurde im Unterleibe verwundet, fiel aber nicht, und ſuchte zu entlaufen. Lewinsky und 3 andre Mörder rannten ihm mit bloßen Degen nach, und erſtachen ihn vor den Augen der übrigen auf die unmenſchlichſte Art. Jetzt beſorgte Couturier ein gleiches Schickſal warf ſich voller Angſt vor den Mördern auf die Knie, und bat um Schonung ſeines Lebens. Lewinsky antwortete ihm: „Seyd nicht bange. Es würde eine Sünde gegen den heiligen Geiſt

ſeyn, wenn wir Euch was zu Leide thun woll-
ten, da Ihr nichts Böſes gethan habt. Aber
Euer Reiſegefährte war ein Böſewicht, und hat
den Tod zehnfach verdient. Er war — dieſe
Aeußerung Lewinsky's wurde bey der nachhe-
rigen Ausſage von Couturier beſchworen, und
iſt in dieſer verwickelten Mordgeſchichte bedeu-
tend — gegen meine Regentin, und
Alle, die gegen dieſe ſind, ſind auch
wider Gott."

Sinclairs Cadaver blieb in ſeinem Blute
auf der Stelle, wo man ihn ermordet hatte,
liegen, und auf dieſe Greuelſcene folgte eine
Theilung ſeiner Effecten. Der zitternde und
beſinnungsloſe Couturier mußte ſie taxiren, da-
mit keinem der Räuber Unrecht geſchähe. Als-
dann befahl man ihm, ſich wieder zu Wagen
zu ſetzen, und unterſagte ihn bey Androhung
des Todes, keinen Vorübergehenden anzureden,
auch ſich durchaus nicht nach den Namen der
Oerter zu erkundigen, die ſie paßiren würden,
und aus dem ganzen Vorfalle überhaupt das
tiefſte Geheimniß zu machen. Die Straßen-
räuber ritten neben dem Wagen her, und Cou-

turier kam bey Nachtzeit in — Dresden an. Von hier wurde er auf die Feſtung Sonnenſtein gebracht, wo er beynahe zwey Monate im Gefängniſſe ſaß, und drauf mit 500 Ducaten Schadloshaltung wieder frey gelaſſen wurde. Gleich nach ſeiner Ankunft in Stockholm meldete er dieſen Vorfall, den man anfänglich kaum glauben wollte. Aber zwey Poſttage darauf kamen auch die erbrochenen Papiere Sinclairs mit der Poſt über Stralſund nach Stockholm, ohne daß man ausfündig machen konnte, woher und von wem ſie überſchickt worden.

Ein ſolcher Frevel, der auf öffentlicher Landſtraße an einer Perſon verübt worden, deren Character in einem friedlichen Lande den uneingeſchränkteſten Anſpruch auf Sicherheit hatte, mußte nicht nur die Schweden ſondern auch ganz Europa empören. Der Stockholmer Hof ſuchte in Wien gleich Satisfaction, da der Mord auf kaiſerlichem Gebiete geſchehen war. Und dieß konnte dem öſterreichiſchen Hofe nicht gleichgültig ſeyn. Voller Unwillen über dieſe Ruchloſigkeit, und um ſeine eigne, und die Ehre ſeiner Unterthanen zu ret-

ten, — da die Meuchelmörder kaiſerliche Befehle und kaiſerliche Dienſte vorgegeben hatten — publicirte Carl VI eine Declaration, in der deutlich genug geſagt wurde, daß der Ruſſiſche Reſident in Warſchau Theil an der Sache hätte. Der ruſſiſche Hof ſuchte dieſe Schande ſo gut als möglich von ſich abzuwälzen, und die Kaiſerin Anna machte öffentlich eine Erklärung bekannt, worinn ſie verſicherte, daß ſie um dieſe Niederträchtigkeit durchaus nicht wiſſe, und noch weniger Theil daran habe. Zum Schein, daß dieſer Frevel von den Mördern aus eigenem Antriebe verübt worden, wurde auch der Lieutenant Lewinsky in Riga arretirt, und nach Petersburg gebracht. Aber man hat nie von einem Proceſſe gehört, der ihm gemacht worden, noch weniger von ſeiner Beſtrafung, die er als Schänder der Ehre ſeines Hofes im höchſten Grade verdient hatte. Wahrſcheinlich entgieng er derſelben nicht; aber ſicher nicht deshalb, weil er ſein Bubenſtück würklich, ſondern weil er es auf die dummſte Art ausgeführt hatte. Dem zweyten Hauptmörder, Capitain Kettler, einem gebohrnen Curländer

wurde unterſagt, ſich je in Petersburg betreten zu laſſen. Er veränderte aber ſeinen Namen und gieng nachdem, wohin er wollte.

Es bleibt wohl ausgemacht gewiß, daß der ruſſiſche Hof, ohngeachtet ſeiner Ableugnungen um den Mord wußte. Aber zur Ausführung dieſes Frevels hätte man keine ungeſchicktere Leute wählen können. Als Sinclair erſtochen wurde, zitterte Kettler, der neben Couturier ſtand, zuckte die Achſeln und ſtotterte, "es hätte geſchehen müſſen, aber er wäre dazu nicht im Stande geweſen," Empfindungen und Aeußerungen, die ſeinem Herzen allerdings Ehre machen, die ſich aber mit ſeiner Willfährigkeit zu dieſem Bubenſtücke nicht reimen. Selbſt Couturier wundert ſich in ſeinem Berichte über die Unvorſichtigkeit der Meuchelmörder, nicht auch ihn und den Poſtillion bey Seite zu ſchaffen. Sie begnügten ſich damit, beyde durch einen Eid Verſchwiegenheit angeloben zu laſſen, und hielten ſich dann für ſicher.

Die kaltblütige und formelle Procedur bey dem Arreſte und nachher auch bey dem Morde ſelbſt, die fernere Behandlung Couturiers, die

Erklärung des Wiener Hofes — alles bewies, daß der Vorgang kein Privat-Complott war, zu dem man es von Seiten des Petersburger Hofes ſo gerne machen wollte, ſondern daß höherer Einfluß den ganzen ſchändlichen Vorfall eingeleitet und betrieben hatte. Und jeden übrigen Zweifel hierüber hebt das Factum, daß der ruſſiſche Miniſter zu Stockholm, Beſtuchef, einige Zeit vorher das Porträt des Major Sinclair nach Petersburg geſchickt hatte. *)

Ob man unter dem Raube Sinclairs die politiſchen Eröffnungen und Aufſchlüſſe fand, die der Petersburger Hof zu haben wünſchte, iſt nie bekannt geworden. Unter den Papieren, die erbrochen und zum Theil nicht auf die ſauberſte Art behandelt nach Stockholm überſchickt wurden, befanden ſich inſonders nur die Quitungen, die Sinclair über Carls Schulden beygetrieben hatte.

Während dieſer Unglückliche von ſeinen Freunden und den Gegnern Rußlands nach ſeinem tragiſchen Tode in Denkſchriften aller Art

*) S. Lagerbring S. 329.

geprieſen, und als Märtyrer ſeines Patriotiſmus vergöttert wurde, machten die Vertheidiger des Petersburger Hofes ein hiſoriſches Epitaph auf ihn bekannt, in welchem er nicht als der beſte Mann characteriſirt wird. Es werden ihm darin Dinge zur Laſt gelegt, die wenn ſie völlig erwieſen wären, ſeinen Mord und die Art, wie er verübt wurde, zwar nicht rechtfertigen, aber doch in etwas entſchuldigen würden. Wir rücken dies Stück ein, weil es ſelten iſt, und bey der Beleuchtung dieſes, ſchon an und für ſich und noch mehr durch ſeine Folgen merkwürdigen Vorfalls nicht aus der Acht gelaſſen werden darf. Es lautet:

Hic jacent oſſa N. Sincleri.
Quem ſi ullus Deus amaſſet, plus annis decem
plus jam viginti mortuum eſſe oportuit;
nam quum ante annos XVIII. captivus in Ruſſia
Commilitonem ac Sodalem, imparatum, nec metuentem
ſcelus,
ſurrepto illius gladio, trucidaſſet,
promeritam poenam,
pacis, ſub id tempus cum Suecis initae, beneficio

distulit quidem, ſed effugere non potuit.
Malis quippe artibus ſemper deditus
anno ſuperiore exercitum Ruſſicum clandeſtinus Explorator
nomine atque titulo ſaepius commutato,
quantum potuit, circumiit, ſcrutatus eſt
et quae Ruſſis exitio eſſent conſilia
ad hoſtem detulit,
ut vel hinc appareat
quanto in errore illi verſentur,
qui humilitatem et turpitudinem Viri, tot probris contaminati
atque ad infames excurſiones adhibiti
a perſonae publicae dignitate non diſcernunt.
Foedus arctiſſimum inter Suecos et Turcas ut conciliaret
mirum in modum laboravit
Quo facto ut Reipublicae Chriſtianae peſſime conſuluit,
ita praeſentim adverſus patriam imprudenter ſe geſſit
His facinoribus cognitum Nemeſis aſſecuta eſt.
Impie ac nefarie judicant,
qui ſuprema auctoritate hanc caedem perpetratam exiſtimant.
Aquila,
tam multis victoriis aperto marte ab hoſte reportatis inclita,
Latronum ac percuſſorum ope non indiget,
nec tanti erat mors hominis,
cujus vitam nemo prudens vitioſa nuce emiſſet.

Caveant igitur malevoli,
ne tranquilla, dum non laceſſitur, aquila
tot ſubinde injuriis provocata iras colligat
nec fulmine ejus attoniti
Jovis alitem
ſero agnoſcant.

d. i.

Hier liegen die Gebeine N. Sinclairs, der, wenn Gott ihn irgend lieb gehabt hätte, ſchon vor 10, ja vor 20 Jahren hätte ſterben müſſen. In ſeiner Gefangenſchaft in Rußland mordete er vor 18 Jahren einen wehr- und argloſen Freund und Cameraden, dem er vorher heimlich ſeinen Degen entriſſen hatte. Durch Begünſtigung des um jene Zeit mit Schweden geſchloſſenen Friedens entgieng er der verdienten Strafe zwar auf einige Zeit; aber ihr ganz entlaufen konnte er nimmer. Böſen Ränken beſtändig ergeben, umſchlich er im vorigen Jahre unter oft verändertem Namen und Character als Spion die Ruſſiſche Armee, kundſchaftete heimlich aus, und überbrachte dem Feinde für Rußland verderbliche Anſchläge. Schon hieraus leuchtet hinreichend ein, wie gewaltig diejenigen irren, welche die Verworfenheit und Schande eines durch ſo viele Bubenſtücke gebrandmarkten und zu ehrloſen Streifereyen gebrauchten Menſchen von der Würde einer mit öffentlichen Aufträgen verſehenen Perſon nicht unterſchei-

den. Auf alle Art arbeitete er an einer engen Verbindung zwiſchen den Schweden und Türken, und ſorgte hiedurch nicht nur ſchlecht für das Beſte der Chriſtenheit, ſondern handelte eben dadurch auch höchſt unüberlegt gegen ſein Vaterland. Verſchollen wegen dieſer Unthaten ereilte ihn endlich die Rache. Gewiſſenlos und boshaft urtheilen alle, welche glauben daß ſein Mord auf höchſten Befehl verübt worden. Der Adler, hehr durch ſo viele über den Feind offenbar erhaltnen Siege, bedarf des Arms des Straßenräubers und Meuchelmörders nicht. Soviel war auch nicht an dem Tode eines Menſchen gelegen, deſſen Leben kein Vernünftiger um eine taube Nuß würde erkauft haben. Hüten ſich daher die Uebelgeſinnten, daß der Adler, der ungeneckt ruhig iſt, durch ſo viele Beleidigungen gereitzt, nicht endlich ergrimme, und ſie durch ſeinen Blitz erſchreckt, zu ſpät inne werden, daß er der Waffenträger Jupiters ſey.“

Die Antipathie gegen Rußland hatte ſich bisher hauptſächlich nur noch auf denjenigen Theil der Nation erſtreckt, auf welchen die franzöſiſchen Inſpirationen und Einflüſſe zunächſt wirken konnten. Das Volk ſelbſt hatte noch keine Parthey genommen. Dergleichen überließ es ſeinen Deputirten und Repräſentanten, und bey ſeiner gewöhnlichen

politiſchen Indolenz war es ihm völlig gleich⸗gültig, ob der Petersburger Hof oder das Mi⸗niſterium zu Verſailles in der Allianz mit Schwe⸗den den Vorzug habe. Aber nach Sinclairs Ermordung erwachte auch der Ehrgeitz des Volks und auch ſeine Stimme wurde laut. Nun ver⸗langte die Nation allgemein Genugthuung we⸗gen jener Beleidigung. Man wünſchte nun all⸗gemein einen Krieg mit Rußland.

Es läßt ſich von ſelbſt leicht erachten, daß eine ſolche Stimmung des Volks der nun völ⸗lig herrſchenden Hutparthey ſehr willkommen ſeyn muſte. Sie entſprach durchaus ihren Ent⸗würfen und ihren politiſchen Neigungen. Der jetzige Reichsrath war dem franzöſiſchen Inte⸗reſſe ganz und gar ergeben, theils, weil viele Mitglieder deſſelben dieß Syſtem für ihre Pri⸗vatvortheile am heilſamſten fanden, theils auch weil diejenigen Senatoren — es waren ihrer aber nur wenige — an welche die Schlauheit der Corruption ſich nicht wagen durfte, durch trügeriſche und blendende Vorſtellungen in ih⸗rer falſchen, aber wohlgemeinten und deſto ei⸗gennützigern Politik beſtärkt wurden. Es ver⸗

dient übrigens bemerkt zu werden, daß die Wahl dieſer neuen Senatoren beynahe mehr Mühe koſtete, als die Verdrängung der vorigen. Unter drey und zwanzig Perſonen, denen dieſe Stellen — ehemals das Ziel des Ehrgeitzes — angeboten wurden, lehnten vierzehn dieſelben ab. Unter dieſen war auch der Graf Teßin, der übrigens ſeinen Einfluß und ſeine Projecte durch dieſe Ablehnung nicht verkümmerte, indem er ſich dagegen die Stelle eines Ambaſſadeurs am franzöſiſchen Hofe zu verſchaffen wußte; ein Poſten, der jetzt um ſo wichtiger und bedeutender war, da nach dem Geſtändniſſe der ſchwediſchen Geſchichtſchreiber ſelbſt alle vorzüglichen Angelegenheiten Schwedens nunmehr in Verſailles betrieben und — entſchieden wurden.

Die Folgen dieſer kriegſüchtigen Stimmung der Nation und des Characters der jetzigen Regierung äußerten ſich bald. Bevor der famöſe Reichstag von 1738 und 39 auseinander gieng, machte der geheime Ausſchuß den förmlichen Entwurf zu einem Kriege gegen Rußland. Daß Frankreich an dieſem Entwur-

ſe Theil gehabt und ihn beſonders betrieben habe, bedarf kaum der Erwähnung. Nach dieſem Plane ſollte Schweden gegen Rußland losbrechen, ſobald die politiſchen Conjuncturen nur einigermaaßen dazu rathen würden. Und dieſer Fall würde eintreten, ſobald man der Neutralität Dännemarks, der Ruhe Preußens und eines nachtheiligen Ausſchlages des Türkenkrieges für Rußland verſichert ſeyn könnte. Ueberdem rechnete man auf innere Unruhen, die bey der nächſten Thronſucceſſion in Rußland unvermeidlich ſeyn würden, auf die Unterſtützung der Pforte oder wenigſtens auf einen Separat-Frieden derſelben mit Oeſterreich und — auf die Subſidien Frankreichs, die in dieſem Falle vorausbezahlt werden ſollten.

Man kann nicht läugnen, daß dieſer Plan ſeinem ganzen Umfange nach jedes Erforderniß der Circumſpection hatte. Allein eine wichtigere Frage war, ob die Conjuncturen, auf denen das ſchwediſche Miniſterium ſeine künftigen Siege im voraus gründete, jemahls ſo richtig zuſammentreffen würden, als man ſie in dieſem Entwurfe berechnet hatte. In der

präſupponirten Art trafen ſie nicht ein; allein das Glück begünſtigte dieſen Entwurf nachdem auf die unerwartetſte Art. Aber der Erfolg ſeiner Ausführung war dennoch höchſt unglücklich. Dieſe Möglichkeit eines unglücklichen Erfolgs fiel indeß den Urhebern dieſes Projects und ihren Freunden auch nicht auf die entfernteſte Weiſe ein. Ihre Präſumtion und ihr unbegreiflicher politiſcher Leichtſinn gieng im Gegentheile ſo weit, daß ſie zu eben der Zeit, als die Ausführung dieſes Projects mit Frohlocken gutgeheißen wurde, auch ſchon die Bedingungen entwarfen, unter welchen den Ruſſen demnächſt der Friede bewilligt werden ſollte. "Es könnte ſeyn, ſagte der Biſchof Benzelius, Sprecher der Geiſtlichkeit auf dem Reichstage 1741, auf welchem der Krieg gegen Rußland beſchloſſen wurde, daß wir künftig keinen ſo patriotiſchen Landmarſchall hätten wie diesmal. *) Es wäre daher wohl rathſam und noth-

*) S. Anmerkung über das Betragen des Schwediſchen Miniſterii und den Urſprung des 1741 mit Rußland angefangenen Krieges. In Büſchings Magazin Th. 2. S. 349.

wendig, zugleich die Friedensconditionen zu entwerfen, von denen auf keine Art abzugehen wäre.„

Und dieß geſchah auch würklich. Man authoriſirte eine Deputation von 11 Männern, unter denen ſich auch ein Mitglied des Bauernſtandes befand, zur Abfaſſung der Friedensbedingungen. Ihren Entwürfen und Beſchlüſſen wurde im voraus eben die Kraft und Gültigkeit gegeben, als wenn ſie von den ſämmtlichen Ständen herrührten. Und dieſe Friedensbedingungen ſelbſt — das Werk der lächerlichſten Voreiligkeit — waren ſo beſchaffen, daß das Bewuſtſeyn und Gefühl der überwiegendſten innern Macht, und die vollkommenſte Ueberzeugung von der Schwäche und Unbedeutenheit des Gegners ſie nicht übermüthiger und vermeſſener hätte eingeben können. Des Sieges über Rußland auf jeden Fall gewiß, gab man nach dem Verhältniſſe des größern oder mindern Glücks, welches die ſchwediſchen Waffen haben würden, einen dreyfachen Maasſtab an, nach welchem dem ruſſiſchen Hofe der Friede ſollte zugeſtanden werden. Sobald näm-

lich das bedrängte Rußland um Frieden nachſuchen würde, ſollte es, bevor Schweden ſich auf einen Waffenſtillſtand einließe, vorläufig ganz Carelien, Kexholm, Wiburg, Petersburg, Nöteburg, Kronſtadt und Kronſchloß mit dem ganzen Nevaſtrom abtreten. In den Friedensnegotiationen ſelbſt wollte man alsdann auf die Ceſſion von ganz Liefland, Eſthland, Ingermannland, auf die Zurückgabe der Inſeln, die Schweden ehemals beſeſſen, auf die Abtretung des ganzen Ladoga-Sees u. ſ. w. dringen. Im Falle aber den ſchwediſchen Waffen zu Waſſer oder zu Lande ein Unglück zuſtoßen, oder durch die Misgunſt fremder Mächte ihre Siege gehemmt werden ſollten, wolle man ſich mit Eſthland und denjenigen Abtretungen, die in den obigen Präliminarien angeführt worden, begnügen. Und wenn endlich, wider alles Vermuthen und gegen alle politiſche Wahrſcheinlichkeit, der Krieg durch Einmiſchung fremder Mächte für Schweden weniger glücklich ablaufen ſollte, ſo wolle man mit der Einräumung deſſen, was dieſe Präliminarien anführen, zufrieden ſeyn, und auſſerdem

noch ſich ausbedingen, daß Rußland auf der Lief- und Eſthländiſchen Küſte künftig keine Kriegsſchiffe und Galeeren halten, und eine freye Getraideausfuhr nach Schweden geſtatten ſolle.

Das Uebermaas von Patriotismus, das dieſe Prätenſionen eingab, war vielleicht Schuld daran, daß man an den Fall eines völlig unglücklichen Krieges, bey dem jede Foderung nicht nur wegfallen, ſondern außerdem noch neuer Verluſt erfolgen würde, gar nicht dachte. Wir werden mit Erſtaunen ſehen, wie der Erfolg den Erwartungen und Vorausberechnungen der ſchwediſchen Friedensvermittler entſprach.

Drey Monate nach dem unruhigen und langwierigen Reichstage 1738, *) während deſſen auf jeden Fall ſchon ein Krieg gegen Rußland beſchloſſen war, ſchlug der Reichsrath Sparre im Senate vor, von Neuem 7000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie mit dem nöthigen Geſchütze, nach Finnland zu ſchicken. Er führte dabey an: "daß der fortdauernde Krieg

*) Er wurde erſt am 23ſten April 1739 geſchloſſen, und dauerte alſo wider Gewohnheit 11 Monate.

der Ruſſen mit den Türken und die Verhältniſſe Schwedens jetzt zum Ausbruche der Feindſeeligkeiten gegen Rußland riethen. Käme es auch würklich nicht zu Thätlichkeiten, ſo könnte man doch durch dieſe drohenden Maasregeln den Ruſſiſchen Hof, dem die Türken genug zu ſchaffen machten, und der ſich daher in keinen neuen Krieg einlaſſen würde, zur Abtretung von Wiburg, Ingermannland und Petersburg zwingen„. Dieſe Meynung hattte unverzüglich die Pluralität im Senate, und nur vier Reichsräthe widerſprachen ihr. Unter dieſen führte der Reichsrath Ackerhielm wiederholt und mit Nachdruck an, daß man dem Ruſſiſchen Hofe unverdienter Weiſe die Ermordung Sinclairs zur Laſt lege, und man habe kein Beyſpiel in der Geſchichte, daß Länder und Städte durch bloße Drohungen wären erobert worden. Sobald Rußland ſich von Schweden bedrohet ſähe, würde es mit den Türken Friede ſchlieſſen, und ſeine ganze Macht gegen ſeinen neuen Feind wenden. Ueberhaupt wäre jetzt gar noch nicht der Zeitpunkt, und auch das Verhältniß der Conjuncturen noch nicht ſo beſchaf-

ſen, wie der bekannte Plan es vorausſetzte, wenn die Entwürfe gegen Rußland mit Glück ausgeführt werden ſollten.

Aber dieſe Vorſtellungen waren fruchtlos, ſelbſt da noch, als man in Stockholm nicht nur Nachricht von dem entſcheidenden Siege der Ruſſen bey Choczim, ſondern auch ſelbſt ſchon gewiſſe Zeitungen von dem Frieden zwiſchen Rußland und der Pforte hatte. Auch der König äußerte ſeine Bedenklichkeiten gegen den vorgeſchlagenen Truppen = Transport zu drey wiederholten Maalen. Aber gleichfalls vergebens. Die Truppen giengen noch um 1000 Mann ſtärker, als der erſte Anſchlag gerathen hatte, im October würklich nach Finnland ab.

Obgleich von Seiten Schwedens noch keine förmliche Kriegserklärung an Rußland erfolgt war, ſo konnte doch die Zuſammenziehung einer Armee von einigen zwanzig tauſend Mann an den Ruſſiſchen Grenzen für eine würkliche Kriegsdeclaration gelten. Natürlich nahm der Ruſſiſche Hof den Transport auch ſo auf, und traf die nöthigen Maasregeln. Die ſchwediſche Regierung ließ ihm hiezu auch bequeme

Zeit. Sie ſchien im vollen Ernſte zu erwarten daß gleich nach der Erſcheinung der neuen Truppen in Finnland, Rußland ſich die drohenden Feindſeeligkeiten mit einer freywilligen Aufopferung der verlangten Diſtricte und Städte ohne Schwerdtſtreich vom Halſe kaufen würde. Denn die Truppen zogen nach Finnland, ohne Auftrag und Befehl zu kriegeriſchen Operationen zu haben, und ohne daß überhaupt irgend ein Kriegsplan entworfen war. Bey ihrer Ankunft in Finnland war ihnen der Weg nach Petersburg offen. Sie hätten dieſe Reſidenz ohne Widerſtand wegnehmen können, da die ruſſiſche Armee unter Münnich und Lascy noch in der Moldau und Krimm war. Dieſen vortheilhaften Zeitpunkt benutzten die Schweden indeß nicht. Statt anzugreifen und zu erobern, giengen ſie in die Winterquartiere. Noch mehr; ſelbſt nach der Kriegserklärung agirten die ſchwediſchen Truppen (eine kleine Exkurſion über die ruſſiſche Grenze, bey der aber nichts vorfiel, ausgenommen) nie offenſiv. Dies überließen ſie den Ruſſen, denen ſie die Feindſeeligkeiten angekündigt hatten. Nie iſt überhaupt

wohl ein Krieg verkehrter und unüberlegter ge- führt worden, wie dieſer!

Nach dem erwähnten Projecte des geheimen Ausſchuſſes ſollten die Thätlichkeiten gegen Rußland nur unter ſtillſchweigender Genehmigung und Neutralität Dänemarks angefangen werden. An dieſe wichtige und nothwendige Bedingung hatte der Reichsrath aber bey der Eilfertigkeit ſeines Entſchluſſes nicht gedacht. Es ließ ſich erwarten, daß der Däniſche Hof die kriegeriſchen Vorkehrungen in Finnland nicht mit Gleichgültigkeit anſehen würde. Er wollte die Ruhe im Norden nicht unterbrochen wiſſen, Rußland war ſein Alliirter und es erfolgten Erklärungen, die vielleicht zu der unbegreiflichen Unthätigkeit der Armee in Finnland hauptſächlich beytrugen. „Man hätte gewünſcht und erwartet, hieß es in einer ſehr ernſthafften Sprache, daß der Kopenhagener Hof über dieſe Anſtalten wäre zu Rathe gezogen worden, und es wäre tauglicher geweſen, wenn zur Befriedigung Schwedens gelindere Mittel wären erſonnen worden, am wenigſten ſolche, die einen gefährlichen Krieg nach ſich ziehen dürften.

Fienge Schweden, ſeinem eignen Intereſſe und der genommenen Abrede zuwider, einen Krieg an, ſo würde Dänemark ſich nicht entbrechen, Rußland zu unterſtützen„. Auf die Beſchwerden, die Schweden gegen Rußland in Kopenhagen aufführte, und wodurch es ſeine genommenen Maasregeln rechtfertigen wollte, antwortete das Däniſche Miniſterium: "Es könne ſich von der Rechtmäßigkeit dieſer Beſchwerden nicht gehörig überzeugen, ſondern glaube vielmehr, daß Rußland eben ſo große Befugniß habe, über Schweden zu klagen.„

Der franzöſiſche Miniſter in Stockholm hatte geglaubt, und man hatte ihn auch verſichert, daß Dänemark um den Truppentransport nach Finnland wiſſe. Dies glaubte man auch in Verſailles. Und wie erſtaunte man, als durch die erwähnten Erklärungen das Gegentheil bekannt wurde. Frankreich nannte den Truppentranſport jetzt einen höchſt unüberlegten und unvorſichtigen Schritt, und gab ſein äußerſtes Misvergnügen über dieſen unpolitiſchen Streich ohne Rückhalt zu verſtehen.

Aber der Streich war einmal geſchehen. Die Truppen waren in Finnland, verzehrten, wie der Reichsrath Ackerhielm warnend vorher geſagt hatte, in Unthätigkeit die Magazine, und mußten bey dem würklichen Ausbruche des Krieges nachher hungern. Ihre Beſoldung fiel überdem dem Lande ſehr zur Laſt. Das Volk, daß nicht den mindeſten Erfolg von der finniſchen Expedition ſah, von der es ſich doch ſo große Vortheile verſprochen hatte, fieng an zu murren. Jetzt bereuete der Reichsrath ſein übereiltes Unternehmen. Aber es war zu ſpät. Man glaubte und behauptete, die Truppen nicht zurückziehen zu können, ohne das Reich zu beſchimpfen. Und welchen Vorwürfen, welcher Verantwortung hätten ſich in dieſem Falle die Männer ausgeſetzt, die ein ſo koſtbares aber am Ende völlig unnützes und lächerliches Unternehmen eingeleitet und befördert hatten!

In dieſer Verlegenheit blieb dem Reichsrathe nichts übrig, als die Zuſammenberufung eines neuen Reichstags, auf dem die Entſcheidung des finnländiſchen Zuges, und die Wahl zwiſchen Krieg und Frieden mit Rußland dem

Willen der Nation überlaſſen werden ſollte. Dieſer Reichstag wurde unter dem 14ſten Auguſt auf den 4ten December 1740 ausgeſchrieben.

Das Glück, das ſchon öftrer den verkehrteſten Planen zu Hülfe kam, rettete auf die unvermuthetſte Art die Entwürfe der ſchwediſchen Senatoren. Einige Wochen nach der Convocation der Reichsverſammlung, am 20ſten October, ſtarb Carl VI. Und acht Tage nachher wurde auch der ruſſiſche Thron durch den Tod der Kaiſerinn Anna Iwanowna erledigt. Schweden hätte ſich keine günſtigere Umſtände zur Durchſetzung ſeiner Projecte gegen Rußland wünſchen können, wie dieſen zwiefachen Sterbefall.

Frankreich hatte die Macht des öſterreichiſchen Hauſes, die ſeinen Entwürfen und ſeiner Herrſchſucht ſo oft im Wege war, ſchon lange mit ſcheelen Augen angeſehen. Dieſe Eiferſucht wurde noch gröſſer, da ſeit geraumer Zeit zwiſchen Oeſterreich und Rußland die genauſte Verbindung Statt fand, und die vereinigte Macht beyder Staaten immer gefährlicher wurde. Es war dem Verſailler Hofe alſo daran

gelegen, ſo viel möglich beyde Mächte, beſonders aber Oeſterreich zu ſchwächen. Der unverhofte Tod Carls VI. — er ſtarb in einem Alter von 55 Jahren — ſchien hiezu die beſte Gelegenheit und das beſte Mittel an die Hand zu geben. Faſt alle europäiſche Mächte hatten zwar die pragmatiſche Sanction garantiret, nach welcher die öſterreichiſchen Staaten auf ewig untheilbar ſeyn, und nach Abgang des männlichen Stammes auf die nächſte Anverwandtinn des letzten männlichen Beſitzers, nach dem Rechte der Erſtgeburt vererben ſollten. Nach dieſem Succeſſionsgeſetze nahm Maria Thereſia, Tochter Carls VI. von den geſammten öſterreichiſchen Erblanden ruhigen Beſitz. Die meiſten Höfe erkannten ſie als wahre Erbinn von Oeſterreich an, und dieß geſchah auch ſelbſt — von Frankreich. Aber mit der Treuloſigkeit und Intrigue, die beſonders ſeit Ludwig XIV die franzöſiſche Regierung characteriſirte, arbeitete der Cardinal Fleury zu eben der Zeit, als dieſe Anerkennung in Verſailles geſchah, ſchon an dem Plane, die pragmatiſche Sanction über den Haufen zu werfen.

Bey dem Tode Carls VI kannte ſeine Nachfolgerinn nur einen Prätendenten gegen den Innhalt des Succeſſionsgeſetzes ihres Vaters. Dieſer war Carl Albert, Churfürſt von Baiern. Er hatte die pragmatiſche Sanction nie anerkannt, und proteſtirte jetzt förmlich dagegen. Er verließ ſich auf Frankreich, das ihm verſprochen hatte, ſeine Sache mit Nachdruck zu führen. Und Frankreich, das ſo offenbar wortbrüchig gegen Oeſterreich und treulos gegen ſeine kurz vorher gegebenen Verſicherungen wurde, ſchützte zu der Zeit, als es Carln VII zum Könige von Böhmen und zum Teutſchen Kaiſer krönen ließ, mit der unverſchämteſten Chicane und Sophiſterey vor, daß es die pragmatiſche Sanction noch immer reſpectire, und daß es dem Churfürſten von Baiern, als ſeinem alten Alliirten, die tractatenmäßige Hülfe gebe, ohne darauf zu achten, zu welchem Zwecke er ſie anwende. Bekanntlich nahm auch der Churfürſt um dieſe hinterliſtige Täuſchung zu beſtärken, den Titel eines franzöſiſchen General-Statthalters in Teutſchland an. Frankreich hatte übrigens bey die-

ſem Kriege, der in der Geſchichte immer ſehr demüthigend für Teutſchland bleibt, und deſſen Erfolge für Baiern ſo fruchtlos und ſo tragiſch waren, keine andere Abſicht, als die öſterreichiſche Macht gänzlich zu zerſtückeln, und ſich auf dieſe Art einen Nebenbuhler ſeiner Macht auf immer vom Halſe zu ſchaffen.

So groß und weitausſehend auch dieſer Entwurf war, ſo war Fleury doch mehr wie jemals darauf bedacht, die Ausführung deſſelben mit ſo wenigem Aufwande von Geld und Mannſchaft zu bewerkſtelligen, als möglich. Ein Umſtand, der dem öſterreichiſchen Hauſe in dieſem Kriege ſehr zu Statten kam. Um das Project zu erleichtern, war die Hauptſache, Rußland von der Unterſtützung Oeſterreichs abzuhalten. Dies konnte nicht beſſer geſchehen, als wenn man Schweden zu einem Kriege aufhetzte, und die damaligen innern Unruhen in Rußland auf alle Art beförderte und unterhielt. Die Kaiſerinn Anna hatte nemlich zu ihren Nachfolger den Prinzen Iwan, einen Tochterſohn ihrer Schweſter, der Herzoginn von Meklenburg, Gemahlinn des Prinzen Anton Ulrich von

Braunſchweig, beſtimmt. Sie hatte alſo nicht nur die noch übrige Tochter Peters des Großen, die Prinzeſſin Eliſabeth, ſondern auch ihre Schweſtertochter ſelbſt übergangen. Der Vortheil ihres Sohnes konnte dieſer letztern und ihrem Gemahle die Ausſchließung von der Succeſſion allerdings erträglich machen. Aber unerträglich mußte es ihnen ſeyn, daß ihnen während der Minderjährigkeit des Prinzen auch nicht einmal die Regentſchaft überlaſſen und anvertrauet wurde. Dieſe erhielt der Günſtling der verſtorbenen Kaiſerinn, Herzog Biron von Curland. Es wurde den Eltern des Prinzen zwar leicht, dieſen zu ſtürzen und nach Sibirien zu ſchicken. Aber Eliſabeth war noch da, und bey ihrem Anhange und Ehrgeitze eine neue Thronrevolution in Rußland mehr als wahrſcheinlich.

Dieſe vortheilhaften Conjuncturen mußten bey der Eröffnung des Reichstags auf die Gemüther ſtark würken, und die Grundſätze und Rückſichten, die den Ausbruch des Krieges bisher nachdrücklich widerriethen, nunmehr völlig verdrängen. Und um diejenigen, die et-

wa dem ferneren guten Vernehmen mit Rußland das Wort reden, und von den Feindſeligkeiten abrathen würden, auf alle Art zum Schweigen zu bringen, wählte die Hutparthey ein Mittel, deſſen Würkungen für ihre Abſichten allerdings ſicher ſeyn konnten, das aber, genau unterſucht, wahrhafte Verrätherey, und der unverantwortlichſte Betrug gegen die Nation war.

Gleich nach der Eröffnung des Reichstags wurde nämlich eine Deputation des ſecreten Ausſchuſſes niedergeſetzt, die alle auf den projectirten Krieg mit Rußland Bezug habende Angelegenheiten unterſuchen und leiten ſollte. Um die Nation an den Arbeiten dieſer geheimen Commiſſion, nach den Erforderniſſen der Conſtitution, in einiger Art Theil nehmen zu laſſen, und die machthabenden Ariſtokraten auf den Fall eines unglücklichen Ausgangs einigermaßen zu ſichern, hatte man die Vorſicht, auch von der Geiſtlichkeit und dem Bürgerſtande Mitglieder in dieſe Commiſſion zu ziehen. Von Seiten der Cleriſey wählte man dazu den Biſchof Benzelius, von dem man wußte, daß

er ganz Hut war. Die Stimme des Bürgerſtandes wurde in dieſer Commiſſion von dem Bürgermeiſter Salie geführt, den man auch als einen eifrigen Gegner Rußlands kannte. Ueberdem konnten dieſe beyden Stimmen die Entwürfe der herrſchenden Parthey, wenn ſie ihnen auch grade entgegen geweſen wären, nicht im mindeſten behindern, da drey Reichsräthe und zwey Mitglieder des Ritterſtandes, die wegen der gegen Rußland zu nehmenden Maasregeln längſt einig waren, dieſes geheime Conſeil organiſirten.

Die Nation wußte allerdings um die Exiſtenz dieſer Commiſſion. Sie hatte ſelbige mit Beyfall genehmigt, und verließ ſich auf die Treue und Ehrlichkeit ihrer Repräſentanten. Aber die Nation wußte nichts von dem ungemäſſigten Conſtitutorial, das der geheime Ausſchuß dieſer Deputation zugefertigt hatte, ohne die Stände darum im mindeſten zu befragen. Man wird es nicht befremdend finden, daß in Folge dieſer Bevollmächtigung das geheime Conſeil angewieſen war, die Unterſuchung und Beantwortung aller auf die auswärtigen An-

gelegenheiten Bezug habenden Papiere mit Verſchwiegenheit zu betreiben. Aber befremdend iſt es, und es war grobe Täuſchung der Nation, wenn eben dieſem Conſeil auch der Eid aufgelegt wurde, von dem ganzen Zuſtande der Angelegenheiten durchaus nichts zur Wiſſenſchaft des Publicums kommen zu laſſen, als was in den Augen des Volks zur Beförderung des Krieges gegen Rußland beytragen könnte. Betrug war es, wenn dieſem Conſeil unterſagt wurde, mit irgend einer Communication hervorzutreten, die eine Senſation hervorbringen könnte, welche dem Bruche mit Rußland entgegen wäre. Selbſt der geheime Ausſchuß war nicht einmal befugt, Erläuterungen und Aufſchlüſſe über den Zuſtand der Reichsangelegenheiten von dieſem Conſeil zu verlangen. Ein wahrhaft großer und patriotiſcher Mann, der Biſchof Schröder, drang zu Anfange des Reichstags auf ſolche Erläuterungen, die, wie er ſich bedeutend ausdrückte, durchaus nothwendig wären, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, falſche Schritte zu thun. Aber er erhielt zur Antwort: "Man könne wegen ſeines

Eides nichts offenbaren„. — Das Schickſal der Nation hieng alſo in dieſem kritiſchen Zeitpuncte ganz von dem Willen, den politiſchen Grundſätzen und Neigungen — und zugleich von der Unerfahrenheit, der Inconſequenz und der guten oder böſen Treue dieſes Conſeils ab.

Und wie verfuhr dieſes Conſeil, und auſſer ihm der geheime Ausſchuß, um ſeine Anſchläge zu befördern, ſeine Politik geltend zu machen, und — die Nation zu hintergehen?

Dem Miniſter in Petersburg wurden die kleinſten Umſtände der Berichte, die er nach Stockholm zurückſchicken ſollte, ganz fertig zugeſandt. Nach dieſen Berichten war die ruſſiſche Armee durch den letzten Türkenkrieg faſt gänzlich aufgerieben. Was Rußland noch an Truppen habe, — log man mit der ſchaamloſeſten Dreiſtigkeit — ſey zuſammengerafftes, junges und untaugliches Volk. Die dortigen Officiere ſeyen fremde Miethlinge, die ſich nur ums Geld und ihren eigenen Gewinn, um das Wohl des Landes und der Armee aber gar nicht bekümmerten. Wie die Landarmee, ſo habe auch die Flotte untaugliches, ungeübtes Volk.

Die Nation ſey ausgeſogen und im höchſten Grade misvergnügt, und der Hof habe, ſtatt von Fremden und Alliirten Hülfe erwarten zu können, alle ſeine Nachbaren und Bundsverwandten zu Feinden. *)

Solche Schilderungen des Zuſtandes von Rußland, die gefliſſentlich unter das Volk ausgeſtreuet wurden, konnten die beabſichtigte Würkung nicht verfehlen. Und der bisherige Chef der finnländiſchen Armee, General Buddenbrock, unterließ ebenfalls nicht, die Nation in ihrer kriegſüchtigen Stimmung zu erhalten. Er hatte — wie Sheridan verſichert, und ſeine eigenen Bekenntniſſe bey ſeinem nachherigen traurigen Schickſale es beſtätigen — ebenfalls die Anweiſung, noch vor dem Ausbruche des Krieges ſolche Beſchreibungen von dem Zuſtande Finnlands nach Stockholm zu ſchik-

*) Sheridan's Geſchichte der letztern Staatsveränderung in Schweden. S. 179. Anm. Vergl. Anmerkungen über das Betragen des ſchwediſchen Miniſterii und den Urſprung des 1741 mit Rußland angefangenen Krieges. In Büſchings Magazin. Thl. 2. S. 335. ff.

cken, wie ſie den Entwürfen der herrſchenden Parthey vortheilhaft waren. Und daß der Graf Teſſin in Abſicht der Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes ähnliche Ermunterungen nach Schweden geſchickt, läßt ſich von ſelbſt leicht erachten. Er änderte zwar nachher ganz unvermuthet auf einige Zeit ſein Syſtem, und ſuchte noch kurz vor dem Ausbruche des Krieges von den Feindſeeligkeiten gegen Rußland abzurathen. Aber da war es zu ſpät. In dem Augenblicke, als die Hutparthey auf den Krieg drang, wurden Teſſins Berichte aus Paris faſt bey jedem Deliberationspunkte als entſcheidende Motive mit angezogen. Man machte von ſeiner Correſpondenz treuloſen Gebrauch, den aber die Beeidigung der Kriegscommiſſion autoriſirte. Man führte nämlich nur den Inhalt derjenigen Briefe von ihm an, worin er zum Vortheile des Kriegs ſprach, unterdrückte aber alle ſeine Aeußerungen, die dieſem Entwurfe entgegen waren.

Bey Eröffnung des Reichstags, den diesmal der Graf Löwenhaupt — ein eifriger Hut, der genaueſte Freund Gyllenborgs und Teſ-

ſins, ein declarirter Anhänger des franzöſiſchen Hofes, ein ſtarker Raiſonneur, aber der ſchlech=teſte General, — als Landmarſchall dirigirte wurde die Frage aufgeworfen: „Ob es nicht rathſam ſey, die Truppen in Finnland jetzt zu=ſammen zu ziehen, und ſie gegen Rußland feind=lich agiren zu laſſen?“ — Um die Stände zur Bejahung dieſer Propoſition deſto geneigter zu machen, wurde angeführt, „ daß eine friedli=che Zurückziehung dieſer Truppen der Ehre des Reichs offenbar höchſt nachtheilig uud äuſſerſt ſchimpflich ſeyn würde. Die auswärtigen Ver=hältniſſe Schwedens wären übrigens jetzt ſo, daß man ſie zur Ausführung des Projects ge=gen Rußland nicht günſtiger und vortheilhafter wünſchen könne. Die Conjuncturen, die bey dem Entwurfe dieſes Plans als nothwendige Bedingungen ſeiner Realiſirung vorausgeſetzt worden, träfen vollkommen ein, und es ſey ei=ne ſehr große Frage, ob man ihre Combination je wieder ſo vortheilhaft erwarten könne. Wol=le man daher das Beſte des Reichs nicht auf eine unverantwortliche Art hintanſetzen, ſo müſſe man den Krieg gegen Rußland beſchleu=

nigen. Die Armee in Finnland ſey ſtark genug, jeden Widerſtand Rußlands zu vereiteln, aber um dem Kriege auf jeden Fall den beſten Erfolg zu geben, ſey es nothwendig, ohne Verzug auch eine Flotte auszurüſten, die gleich im Frühjahr abſegeln könne."

Dieſer Antrag fand bey einigen Mitgliedern des Reichstags ſtärkern Widerſpruch, als man erwartete. Die Debatten wurden ſo lebhaft und ſtürmiſch, daß es beynahe zu blutigen Auftritten kam. Man zog die Degen, und ein Hofgerichtsrath Fredenſtierna, der den Tumult ſtillen wollte, wäre beynahe ein Opfer geworden. Die Gährung der Gemüther war äuſſerſt heftig; aber nicht von Dauer, da die Oppoſition nur ſchwach war. Der oben erzählte Vorfall mit dem Secretair Gyllienſtierna, kam überdem dazwiſchen, und man vergaß über ſeine Verrätherey, die von neuem gegen Rußland erbitterte, auf eine kurze Zeit den Gegenſtand des Streits.

Am 15ten May 1741 gab das Kriegsconſeil oder die geheime Vorbereitungscommiſſion ihr Gutachten über die politiſchen Con-

juncturen von Schweden ab. Es war ſo eingerichtet, wie es der Plan der Hüte mit ſich brachte, und wie es beſchaffen ſeyn mußte, um der Nation ihre etwanigen Bedenklichkeiten wegen des Krieges zu benehmen. Allein die Commiſſion hatte die Klugheit, in dem Gutachten ſelbſt mit keinem Worte des Krieges zu erwähnen. Sie wollte der Nation in dieſem Stücke nicht vorgreifen, ſchützte ſich dadurch auf jeden Fall vor aller nachherigen Verantwortlichkeit, und ſie konnte das weitere Glück ihres Plans mit Zuverſicht der Entſcheidung des geheimen Ausſchuſſes und des Reichstags überlaſſen. Sie führte inzwiſchen mit an, daß ſie auf den Fall eines Krieges eine Hülfe von 9 Tonnen Goldes ſchaffen könne, die auſſer den franzöſiſchen Subſidien ohne alle Gegenbedingung und mit Sicherheit zu haben wären. Woher man dieſe Summe bekommen könne, wurde nicht angeführt. Man erfuhr nachher, daß Frankreich dazu Hoffnung gemacht habe, ſobald man Rußland angriffe, und daß der preußiſche Hof es wäre, der in dieſem Falle ſich zu dieſer Unterſtützung verſtehen würde. Wie

ſehr dieſe Anführung des Gutachtens übrigens würkte, läßt ſich daraus abnehmen, daß bey den Debatten über die Feindſeeligkeiten gegen Rußland von einigen Reichstagsgliedern auch dieſer baare Gewinn als Motiv angeführt wurde, ſich auf Thätlichkeiten und nicht auf bloße Negotiationen mit Rußland einzulaſſen. Das Reich, hieß es, hat 9 Tonnen Goldes weniger, wenn man nicht zu Feindſeeligkeiten ſchreitet.

Wie dieſes Gutachten am 21ſten Julius im geheimen Ausſchuſſe vorgeleſen wurde, um die Deliberationen und die Entſcheidung darüber zum Schluſſe zu bringen, wurden gleich die Fragen aufgeworfen: "Ob Schweden länger zögern müſſe, dieſe Conjuncturen zu benutzen? und ob man die Schande des Reichs mehr zu fürchten habe, oder einen Krieg, wenn dieſer auch ſelbſt unglücklich ablaufen ſollte? Der größte Hazard ſey der Ruin und der Verluſt Finnlands; dieſer aber wäre unter den obwaltenden günſtigen Umſtänden gar nicht zu beſorgen. Wenn aber auch dieß ſeyn ſollte, ſo ſey ein ſolcher Verluſt keine Entehrung, da

auch die tapferſten Nationen dann und wann verlohren hätten. Dem übrigen Europa ſey auſſerdem an der Aufrechthaltung Schwedens gegen Rußland gelegen, und es würde in ſolchem Falle nicht gleichgültig bleiben. Und wenn man auch hierauf nicht einmal Rückſicht nehmen wolle, ſo ſey noch die Frage, ob es für die ſchwediſche Nation ehrenvoller ſey, als ein tapferes Volk mit dem Degen in der Fauſt zu ſterben, oder in Schande, Verachtung und Dependenz zu leben?„

Der Oberſtlieutenant Koyet war einer der erſten der dieſe Frage beantwortete. Er nahm die Bibel zu Hülfe, und declamirte für den Krieg mit einer Salbung die aus dem Munde des Deputirten der Geiſtlichkeit weniger auffallend geweſen ſeyn würde. „Ich rathe ſagte der heilloſe Prophet, auf mein Gewiſſen zum Kriege. Abels (Sinclairs) Blut ſchreiet um Rache, und wir wollen und müſſen im Namen des Herrn offenſive agiren. Es iſt ſündlich, ſich auf fleiſchlichen Arm zu verlaſſen, aber auch kleinmüthig, über ein rauſchendes

Blatt zu erſchrecken. In des Herrn Hand ſteht unſre Hülfe und Troſt u. ſ. w.

Faſt alle Mitglieder des geheimen Ausſchuſſes waren, der Hauptſache nach, derſelben Meynung. Man beſchloß ſogleich, das Gutachten des Senats einzuholen und deſſen Meynung in der Verſammlung des Ausſchuſſes zu hören. Dieß geſchah. Die Reichsräthe Wrangel und Ackerhielm ſprachen mit Nachdruck gegen den Krieg. Letzterer nahm ſeine Gründe aus der Verſchiedenheit der ruſſiſchen und ſchwediſchen Macht her. Er führte an, "daß Rußland 40 Rangſchiffe und 100 Galeeren und eine Landarmee von 200,000 Mann auf den Beinen habe. Schweden hätte dagegen nur 40,000 Mann, 29 Linienſchiffe und 32 Galeeren. Die ruſſiſche Armee könne überdem ſehr leicht rekrutirt werden. Nicht ſo die ſchwediſche; wenn man anders nicht angeſeſſene Bauern wegnehmen, und ihre Höfe wüſte laſſen wolle. Rußland habe Victualien und Getreide in Ueberfluß, und könne daher ſeine Armee ohne auſſerordentliche Anſtrengung unterhalten. Nicht ſo Schweden, deſſen baare Reßourcen, ohnge-

achtet der Vorausbezahlung der franzöſiſchen Subſidien und der 9 Millionen, auf welche die Vorbereitungscommiſſion ſich berufe, nicht einmal für den erſten Feldzug hinreichen würden. Es wäre daher jetzt durchaus nicht rathſam, den Krieg anzufangen, ſondern man müſſe darauf denken, ſich aus der unangenehmen Lage, die der Transport zur Folge habe, mit Ehren herauszuziehen„. Wrangel berief ſich bey ſeiner Oppoſition auf den Umſtand, daß Dänemark bey der Störung des Friedens nicht gleichgültig ſeyn würde. Dieſe Macht und Preuſſen müſſe man durchaus auf ſchwediſcher Seite haben, wenn der Krieg glücklich ſeyn ſollte; könnte es auch nur gegen die Bedingung geſchehen, daß man ihnen Eſthland und Liefland verſpräche.

Aber dieſe Gegenvorſtellungen und ihre Gründe wurden nicht gehört. Die Pluralität war für den Krieg, und entſchied die ganze wichtige Frage mit der Maxime des Livius: Pax ſervientibus gravior, quam liberis bellum. (Dem Sclaven iſt der Friede läſtiger, als dem Freyheitsmanne der Krieg.) Jetzt war auch

der König für den Krieg gegen Rußland. Er rieth, ohne Verzug zur Unternehmung ſelbſt zu ſchreiten.

Nie iſt ein Krieg eilfertiger, aber nie auch ein Krieg unüberlegter beſchloſſen worden. Die Mehrheit vereinigte ſich im geheimen Ausſchuſſe dahin, daß die Sache noch an demſelben Morgen den Ständen vorgelegt, und über den Krieg entſchieden werden ſollte. Kein Mitglied des geheimen Ausſchuſſes, kein Deputirter ſollte eher zu Tiſche und zu Bette gehen, bevor nicht die Sache abgemacht wäre. Und dieß — ſo wurde in der Expedition an die Stände nachdrücklich angeführt — müßte mit der möglichſten Geſchwindigkeit geſchehen, damit der Feind und Verräther nicht Hinderniſſe und Widerſprüche erregen könne. Vergebens erklärten einige Reichsräthe und Deputirte, daß ſie ihr Gutachten nicht abgeben könnten, ohne vorher die geheime Correſpondenz geſehen und unterſucht zu haben. Vergebens widerſprachen ſie einer Eilfertigkeit, bey der keine gehörige Ueberlegung Statt finden konnte. In Betreff des erſtern Punktes beriefen die Enragés ſich,

ſtatt aller weitern Aufſchlüſſe auf den Inhalt eines auswärtigen (franzöſiſchen) Schreibens, wovon die Copie zwar vorgezeigt wurde, von dem aber das Original nie zum Vorſchein gekommen iſt. Ein Beweis, daß die Atuhenthie deſſelben nicht durchaus Probe hielt.

Bey dieſer Eilfertigkeit und bey dieſem Drange den Krieg gegen Rußland erklärt zu wiſſen, that ein Mitglied des geheimen Ausſchuſſes den Vorſchlag, die Entſcheidung der Sache, die nur dem ſecreten Ausſchuſſe zukomme, nicht an die Plena, oder an die volle Verſammlung der Stände gehen zu laſſen. Die Beſorgniß eines ſtarken Widerſpruchs gab dieſen Vorſchlag ein. Aber Löwenhaupt antwortete: "Man mache ſich die Nation verbindlich, wenn man ſie an dem Beſchluſſe Theil nehmen laſſe."

Und ſo wurden kurz vor 12 Uhr Mittags die Plena zuſammenberufen. Man theilte ihnen das Gutachten des Kriegsconſeils, die Meynung des geheimen Ausſchuſſes und der gröſſern Deputation, und den Inhalt des eben erwähnten Schreibens mit, und noch vor ein

Uhr war die Einwilligung der Stände in den Krieg da. Bey der Eile, in der alles geſchehen ſollte, konnten keine weitläuftige Debatten ſtatt finden. Zudem waren die Gemüther auch ſo vorbereitet, und zum Theil ſo überraſcht, daß man — ohne weiteres Bedencken einwilligte. Der Ritter- und Bürgerſtend nahm die Kriegsproposition ſchlechthin an. Die Geiſtlichkeit gab ebenfalls ihr Ja! berief ſich jedoch dabey auf die präſupponirten Bedingungen. Und der Bauernſtand hatte gegen Krieg und Unfrieden mit Rußland nichts einzuwenden, da der König im Senate dazu ſein Votum gegeben hatte. Der Krieg wurde alſo noch an demſelben Tage beſchloſſen, und man hatte den Vorſatz nicht eher zu ſpeiſen und ſich nicht eher ſchlafen zu legen, bis darüber entſchieden ſey, erfüllt. — Sollte man es glauben, daß aus dem ſchnellen Gedeihen der Erklärung des Krieges ein guter Erfolg geweiſſagt wurde? Und dies geſchah würklich! Aber war es Wunder? Der bibliſche Koyet hatte das Signal gegeben; der Biſchoff Benzelius hatte die rigoröſen Friedensbedingungen eingeleitet, und — doch, was erfolgte?

Dännemark und Holland gaben ſich Mühe den Ausbruch des Krieges zu hintertreiben. Aber vergebens. England ſchickte einen auſſerordentlichen Geſandten nach Stockholm, um vortheilhafte Anträge zur Ausgleichung zu thun. Schwerlich hätte man bey dem einmal entworfenen übermüthigen Plane gegen den Petersburger Hof überhaupt auf die engliſche Mediation gehört. Aber das ſarkaſtiſche Betragen des engliſchen Miniſters veranlaßte, daß man auch gar nicht einmal Wiſſenſchaft davon nahm. In ſeiner erſten Unterredung mit dem Grafen Gyllenborg, ließ ſich der unzurückhaltende Britte die beiſſenden Worte entfallen: Ie crois, qu'il faut attendre la deſſûs la reſolution de la France (Wir müſſen vermuthlich hierüber den Willen des franzöſiſchen Hofes erwarten.) Leider! war dieſe Satyre nur allzuwahr: wenigſtens bewies man es dadurch, daß man ſie ſo tief fühlte, und ſo empfindlich ahndete. Unmittelbar nach dieſer Unterredung wurde dem engliſchen Geſandten der Hof verboten. Er reißte auf Befehl ſeines Hofes 14 Tage vor der Kriegserklärung ohne Abſchied von Stockholm

und gab vorher ein Schreiben ſeines Souverains ab. Dieſe Miſſive wurde indeß nicht erbrochen, ſondern beym geheimen Ausſchuſſe ad acta gelegt.

Von den Beſchlüſſen und dem Willen Frankreichs hieng jetzt auch würklich Alles in Schweden ab. Es misbilligte, wie erwähnt worden, anfänglich die Expedition nach Finnland und rieth von den Unternehmungen gegen Rußland ab. Die ſchwediſche Armee blieb auch unthätig, beſonders weil Frankreich es wollte. Allein die öſterreichiſche Succeſſion und die wei ausſehenden Plane, die das Verſailler Cabinet jetzt entworfen hatte, gaben der finniſchen Expedition bald eine entſcheidende Beſtimmung. Die Verſammlung dieſer Armee hätte dem franzöſiſchen Hofe nie paſſender und willkommner ſeyn können, wie grade jetzt.

Sobald dieſer Hof am 18ten May 1741 zu Nymphenburg mit Baiern den famöſen Tractat wegen Umſtoßung der pragmatiſchen Sanction geſchloſſen hatte, erfuhr man die Würkungen davon auch beſonders in Schweden. Der Miniſter in Stockholm, Graf St. Severin,

erhielt ſogleich Auftrag, dem Senate und dem geheimen Ausſchuſſe die Verſicherung zu geben, daß, wenn Schweden nunmehr etwa in einen Krieg verwickelt werden ſollte, die 1738 verſprochenen Subſidien vorläufig auf 2 Jahre um 4 Millionen Livres vermehrt werden ſollten. Man möchte indeß dieſe Vermehrung der Subſidien nicht bekannt werden laſſen, damit Rußland keinen Verdacht daraus ſchöpfe. Einen Monat nachher lief auch ſchon eine Million dieſer Subſidien in Stockholm ein; allein mit einem Defecte von 18000 Thalern, da man Bancogeld verſprochen hatte, und doch nur eine Million in Livres zahlte. Dieſer Defect iſt auch nie erſetzt worden. Und unmittelbar darauf, am 5ten und 17ten Juli, erklärte Frankreich „es wünſche endlich den Entſchluß Schwedens über das Verhältniß mit Rußland zu erfahren. Ließe man dieß Jahr ungenutzt verſtreichen, ſo dürfte man nachher zu ſpät kommen, da ſchwerlich je eine ſo günſtige Gelegenheit ſich wieder darbieten würde. Aus einer längern Zögerung würde der franzöſiſche Hof Argwohn ſchöpfen und Urſache zu einem gerechten Mißtrauen und

zu einem Kaltſinn gegen Schweden haben, den man ſo leicht nicht werde wieder heben können. Man erwarte daher die ſchleunigſte Reſolution, um zu wiſſen woran man ſey." — St. Severin begleitete dieſe ſchriftlichen Erklärungen mit der dringenden mündlichen Aeußerung, "ihn in Stand zu ſetzen, binnen einigen Tagen einen Courier mit dem Finale abſchicken zu können. Er fügte — man erkennt hierinn die Autorität, die damals das Verſailler Cabinet in Stockholm ſich anmaßte, und auch würklich hatte, nur zu ſehr! — den guten Rath hinzu: Schweden möge ſeinen Entſchluß ſo einrichten, daß ſein Herr nicht Urſache hätte, in Anſehung dieſes Reichs auf lange Zeit neue Maasregeln zu ergreifen.„

Dieſe nachdrücklichen Erklärungen, dieſes Dringen auf ſchleunigen Entſchluß hatten zum größten Schaden Schwedens nur zu viel Kraft. Der Wille Frankreichs war für die Hutparthey und beſonders für diejenigen Mitglieder des Senats und des geheimen Ausſchuſſes, die von der Gültigkeit deſſelben auf eine triſtigere Art

überzeugt waren, Befehl und Gebot. Dies macht die beyſpielloſe Eilfertigkeit begreiflich, mit der man zur Kriegserklärung ſchritt. Dies macht die Unbegreiflichkeit begreiflich, daß man an dem Tage, wo der Krieg gegen Rußland im Sturme beſchloſſen wurde, alle andre Rückſichten vergaß. Es liefen nämlich Depeſchen von dem Viceadmiral Rojalin ein, worin er meldete, daß die Flotte auſſer Stand ſey, zu dienen, da die Mannſchaft theils geſtorben, theils krank wäre. Dieſe Depeſchen, die der ganzen Deliberation ohnfehlbar eine andere Wendung hätten geben müſſen, wurden von dem Vorbereitungsconſeil entweder nicht erbrochen, weil man keine Zeit dazu hatte, oder ihr Innhalt auch geheim gehalten, weil dies nothwendig war. *) „Es iſt uns unbekannt, ſagten die Räthe Löwen und Meyerfeldt, in wie weit die jetzt gerüſtete Armee zu Waſſer und zu Lande bey einiger Dauer des Krieges könne unterhalten, und ihr Abgang erſetzt werden

*) Anmerkungen über das Betragen des Schwediſchen Miniſterii u. ſ. w. a. a. O. S. 344.

Wir wiſſen nicht, wie man die Magazine zur rechten Zeit wieder füllen ſoll. Die 36 Tonnen Goldes, welche uns die Vorausbezahlung der franzöſiſchen Subſidien und der Zugang, auf den die Vorbereitungscommiſſion hoffen läßt, zuſichert, werden im erſten Feldzuge darauf gehen. Wie viel Baarſchaft man zu weitern Transporten habe, und wie der Kriegsfonds überhaupt beſchaffen ſey, wiſſen wir nicht. Aber — nie iſt wohl ein inconſequenteres Aber geſprochen worden — wenn Frankreich zu einer Thätlichkeit räth, ſo muß Schweden wohl etwas wagen.*)

Allein mit welcher Unvorſichtigkeit und nach welchen falſchen Rechnungen fieng Schweden, dem franzöſiſchen Hofe zu Gefallen, dies Wageſtück an! Der geheime Ausſchuß verſicherte die Stände, man könne den Krieg faſt allein von fremdem Gelde führen, und wenn man einen Theil der bisher ſchon bewilligten Contributionen zu Hülfe nähme, ſo werde das Reich darüber weiter nicht die mindeſte Laſt

*) Anmerk. über das Betragen des Schwed. Miniſt. u. ſ. w. a. a. O. S. 342.

empfinden. Armee und Magazine wären im beſten Stande, und überhaupt alle, den Menſchen mögliche Vorſicht ſo genommen, daß das ganze Werk nur allein auf den Willen und Seegen Gottes ankomme. Und in kurzer Zeit erfuhr man, daß dieſe kecken Verſicherungen aufs Gerathewohl gegeben, und über den Kriegsfonds gar noch nicht gehörig deliberiret war. Es waren im allgemeinen 69 Tonnen Goldes berechnet, die zum Kriege könnten verwendet werden. Aber dieſe Rechnung war mit ſolcher Freygebigkeit entworfen, daß einige Poſten darinn über die Hälfte zu hoch angeſchlagen wären. Auch hatte der Krieg noch kein halbes Jahr gedauert, die Armee hatte noch nicht die Grenze des Reichs überſchritten, als die Reſſourcen, auf die man ſich ſo dreiſt verließ, ſchon erſchöpft waren. Man war in der Nothwendigkeit zu dem äußerſten Mittel, zu einer auswärtigen Geldanleihe zu ſchreiten. Es wurden auf allgemeinen Credit des Reichs 4 Millionen im Auslande geſucht, allein dieſe Geldnegotiation kam nicht zu Stande.

Wie mit dem baaren Kriegsfonds, ſo war es auch mit den Magazinen beſchaffen. Man ſchwatzte den Ständen, beſonders den Deputirten des Bauernſtandes ein, daß die Vorrathshäuſer im beſten Stande wären. Und gleich nach dem Ausbruche der Feindſeeligkeiten litt die Armee Mangel. Daß man bey einer ſo leichtſinnigen Sorgloſigkeit über die Mittel und Reſſourcen des Krieges an den Entwurf eines tauglichen und geſchickten Operations-Plans gar nicht gedacht, iſt nun nicht mehr unbegreiflich. Frankreich verlangte die Mittheilung des Operationsplans; allein da man ſelbſt noch nicht daran gedacht hatte, und auch nachher nicht daran dachte, ſo begnügte ſich das geheime Kriegsconſeil mit der allgemeinen Anführung, daß Schweden nach aller Macht in Finnland agiren, und ein hinlängliches Reſerve-Corps im Lande behalten wolle, um auf Dännemark zu achten, wenn dieſes etwa ſich zum Vortheile Rußlands erklären ſollte. Den Mitgliedern des Ausſchuſſes und der größern Deputation, die nach dem Operationsplan fragten, gab man die ſchnöde Antwort:

„Dergleichen Communicationen wären nicht nöthig, und die Vorbereitungscommiſſion habe auch nicht die Verbindlichkeit, ſich in das Detail des Kriegsplans einzulaſſen. Graf Spees ſtellte nachdrücklich die Nothwendigkeit vor, einigen Deputirten den Entwurf eines Operationsplans aufzutragen, weil das Reich ſonſt in Gefahr kommen könne. Aber man achtete auf ſeinen Rath nicht, und Graf Löwenhaupt und der Biſchof Benzelius antworteten darauf ſogar mit ſchneidenden Ausdrücken; eine Unbeſonnenheit, die dem Geiſtlichen noch einigermaaßen zu gute zu halten, bey Löwenhaupt aber unverzeihlich war.

Ohne einen ſichern und hinreichenden Fonds, ohne genugſame Magazine, ohne Plan und — ohne geſchickte Heerführer wagte man alſo den Krieg. Generale, ſagt Lagerbring, die ſich durch Erfahrung und Einſicht gegründete Achtung erworben, waren Niemand bekannt. Ausländern durfte man das Commando nicht anvertrauen, weil dieß den Reichsgeſetzen zuwider war. Der König erbot ſich zwar, es zu führen, aber man wollte ſeine Perſon der Ge-

ahr nicht bloßſtellen. Den Hauptbefehl über die Armee erhielt der Reichstagsmarſchall Löwenhaupt, und nächſt ihm der General Buddenbrock, die ihre eigne und die Thorheit derer, welche mit Gewalt zum Kriege riethen, bald nachher mit dem Leben büßen mußten.

Die Gründe, die man zu dieſem Kriege anführte, und wodurch man die Nation theils blendete, theils hintergieng, waren auſſer dem Vorwande der zutreffenden günſtigen Conjuncturen, und der ausdrücklichen Auffoderung Frankreichs: die auf die finniſche Expedition ſchon verwendeten Koſten — die Ermordung Sinclairs — die Unerträglichkeit des Nyſtädter Friedens, den Rußland dem Reiche aufgedrungen — die Verſuche des Petersburger Hofes, den Herzog von Hollſtein mit Gewalt nach Schweden zu bringen — die Widerſetzung eben dieſes Hofes gegen die Wahl Königs Stanislaus, und endlich das unnachbarliche und feindſeelige Benehmen deſſelben, indem er die Getraideausfuhr nach Schweden theils gehemmt, theils durch die Steigerung der Kornpreiſe erſchweret habe, wodurch Schweden in

kurzer Zeit 200 Tonnen Goldes eingebüßt, ohne den Verluſt von 33 Tonnen Goldes jährlicher Einkünfte zu rechnen, die Schweden vorhin aus den verlohrnen Provinzen gehabt.

Die förmliche Kriegserklärung wurde noch an demſelben Tage, als der Entſchluß dazu am Morgen und in der Mittagsſtunde vom Ausſchuſſe, der gröſſern Deputation und den Ständen in größter Eilfertigkeit genommen wurde, entworfen, und der Krieg unter Pauken- und Trompeten-Schall ausgeblaſen.

Man ſchickte die Kriegserklärung dem General Buddenbrock — der das Hauptcommando in Finnland hatte, weil Löwenhaupt noch beym Reichstage war — ohne Verzug zu. Und Buddenbrock hatte nach dem Beyſpiele ſeiner Committenten die unerklärliche Unvorſichtigkeit, die Kriegsdeclaration gleich nach Empfang an die ruſſiſchen Vorpoſten zu ſchicken. Einige Officiere machten ihm dringende Vorſtellungen dagegen, da die Armee noch zerſtreut ſey, und in einem ſo coupirten Lande wenigſtens in 4 Wochen nicht verſammlet werden könnte. Ein Theil derſelben war

überdem noch nicht einmal in Finnland, ſondern noch unterwegs dahin. Aber dieſe Vorſtellungen waren vergebens. Eben dieſe Rathgeber drangen nachdem auf forcirte Märſche. Allein ebenfalls vergebens. Buddenbrock und die Urheber des Kriegs träumten. Sie bildeten ſich feſt ein, daß die bloße Kriegserklärung die Ruſſen ſchrecken und davon jagen würde. Nach dem, was man auf dem Reichstage geſagt und betheuert hatte, durfte man im Falle eines Widerſtandes nicht einmal ſolche Ruſſen fürchten, wie die bey Narva waren. Und von dieſen hatten ſich 20,000 an nicht mehr als 8000 Schweden auf Gnade und Ungnade ergeben.

Kaum war das ſchwediſche Kriegsmanifeſt in Petersburg angekommen, als Lascy Befehl erhielt, den Feinden entgegen zu rücken. Er ſammelte eiligſt bey Wiborg 9000 Mann zu Fuß und 1500 Mann Cavallerie, und rückte auf Willmanſtrand los. Lascy hatte Nachricht daß die ſchwediſche Armee noch nicht zuſammengezogen ſey, und beſchloß Willmanſtrand gleich anzugreifen, um den Feind im Kleinen zu ſchlagen. Und dieſer Streich gelang aufs beſte.

Am 22ſten Auguſt traf Lascy des Abends bey Willmanſtrand ein. Hier ſtand der General-Major **Wrangel**, den Buddenbrock mit 3000 Mann Infanterie und 300 Careliſchen Dragonern detaſchirt hatte, um ſich zwiſchen Willmanſtrand und Friedrichsham zu poſtiren, und dieſen beyden Feſtungen, die in dem elendeſten Zuſtande waren und überdem nur eine ſehr ſchwache Garniſon hatten, zu Hülfe zu eilen, im Fall der Feind etwas dagegen unternehmen würde. **Wrangel** erfuhr den Anmarſch der Ruſſen und ihre Abſichten auf Willmanſtrand früh genug. Er ließ Buddenbrock um ſchleunige Hülfe bitten. Aber ſtatt dieſe ſchleunige Hülfe zu geben, zögerte Buddenbrock 24 Stunden, und dieſer leidige Aufſchub war nicht nur für die merkwürdige Affaire bey Willmanſtrand, ſondern auch für dieſen ganzen Krieg entſcheidend, und für die ſchwediſchen Waffen unſäglich fatal.*)

Die Ruſſen fiengen am folgenden Tage um 1½ Uhr das Feuer an. Während ein Theil

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois (Comte de Hordt) pag. 18.

der Schweden ſeine anfänglichen Vortheile zu hitzig verfolgte, war ein andrer Theil derſelben zu feige, indem die gar zu große Uebermacht der Ruſſen zu bald bekannt und leider! auch empfunden wurde. Die Linie wurde gebrochen und die Verwirrung und Unordnung war in kurzer Zeit unter dem ſchwediſchen Corps allgemein. Die Careliſchen Dragoner retirirten ſich ſchon bey der dritten Salve des Feindes in die Stadt, und ließen ihre Officiere im Stiche, auf die der Feind nun allein losgieng. Das Tawaſtehuſiſche Bataillon wollte ihnen zu Hülfe; aber in dem Augenblicke da der Obriſt „Gebt acht“ commandirte, rief der Capitain Barkenbom „Rechts um kehrt euch“ und das ganze Bataillon lief ebenfalls davon, und ließ ſeinen braven Obriſten Bildſtein und einige andre Officiere im Feuer. Der rechte Flügel ſtand indeß noch feſt, und wehrte ſich tapfer. Wrangel eilte dahin, wurde aber ſtark bleſſirt. Man trug ihn in die Stadt, wohin ſich jetzt Alles in noch ziemlich guter Ordnung retirirte. Die Feinde verſuchten hierauf, den Wall zu erſteigen, als man auf der einen Ba-

ſtion eine weiße Fahne ausſteckte. Die Ruſſen hielten alſo mit dem Schießen inne, und der General-Major Yrſkul — der vormals in Schwediſchen Dienſten geweſen war, — trat auf und rief, man ſollte Einige zur Capitulation herausſchicken. Allein er wurde niedergeſchoſſen. Eben dies Schickſal hatte bey derſelben Abſicht auch der ruſſiſche Obriſt Lohmann, gleichfalls ein gebohrner Schwede. Die, welche dieſe meuchelmörderiſchen Schüſſe thaten, wußten noch nicht, daß die weiße Fahne ausgeſteckt war. Nun wurden die Ruſſen wüthend, brachen über die Brücke und den eingeſtürzten Wall, und fiengen ein ſchreckliches Gemetzel an. Die Stadt wurde geplündert, und am folgenden Tage abgebrannt. Auſſer einigen Flüchtlingen und einem kleinen Corps von Weſterbottningern, die ſich auf eine heldenmäßige Art durchſchlugen, kam von den Schweden nichts davon. Alles wurde entweder niedergeſäbelt, oder auch gefangen genommen. Dieſe Weſterbottninger ſtanden während der Action, und bis der Feind in die Stadt drang, unerſchütterlich. Von den Ruſſen zu

letzt ganz umringt, ſchoſſen ſie vor und hinter ſich, formirten ein Quadrat, drängten ſich ſo mitten durch den Feind, und retirirten ſich nach Friedrichshamm, wo ſie am dritten Tage ankamen. Ihr merkwürdiger, kluger und tapferer Anführer war — ein Trommelſchläger, Namens Carlberg. Wie das Regiment alle ſeine Officiere verlohren hatte, ſuchte er Wrangeln auf. Er fand den General verwundet und ermattet auf einem Steine ſitzen. "Geben ſie uns Officiere, ſagte Carlberg, wir wollen noch fechten.„ Voll Bekümmerniß und verlaſſen antwortete Wrangel; „Kannſt du, mein Sohn, etwas ausrichten, ſo haſt du meine Erlaubniß, alles was du kannſt zu unſerm Beſten zu thun." Der Trommelſchläger eilte zurück, nahm eine Fahne in jede Hand, ſammelte den Reſt ſeiner Cameraden und führte ſeinen Auftrag auf die erwähnte Art heldenmäßig aus. Ein ruſſiſcher Officier commandirte einige Mannſchaft, dieß kleine deſperate Corps niederzumachen. General Keith aber — eben der, welcher nachdem im Preußiſchen Dienſte ſo berühmt wurde — verhinderte dies.

"Es wäre Schade, ſagte er, wenn ſo brave Leute niedergehauen würden.„

Buddenbrock erhielt gleich am folgenden Tage von einigen Flüchtlingen Nachricht von dieſer traurigen Niederlage. Er ſah ſein Verſehen ein; allein er konnte es nicht wieder gut machen, da er nur 7 Battaillons bey ſich hatte. Er verlohr überdem auf der Stelle alle Faſſung, und gab Ordre zum ſchleunigſten Rückzuge. Einige Wochen nachher hätte er wahrſcheinlich ſein Verſehen redreſſiren können, da Lascy ſich nach der Einnahme von Willmanſtrand mit dem größten Theile ſeiner Truppen wieder in die Nähe von Petersburg zog, weil täglich eine neue Revolution in Rußland erwartet wurde. Keith blieb nur mit einer geringen regulairen Mannſchaft und mit ein paar Tauſend Koſacken in der Gegend von Willmanſtrand. Es wäre ein Leichtes geweſen, dieſen Reſt der Ruſſen über den Haufen zu werfen, oder ihn wenigſtens über die Grenze zu jagen. Aber die Beſtürzung über die unglückliche Eröffnung des Krieges war allgemein, und blieb

es bis zum Ende dieſes für Schweden ſo unrühmlichen Feldzuges.

Zu dieſem Unglück der Waffen kamen jetzt noch größere und traurigere Unfälle — Krankheiten nämlich und Sterben der Truppen bey der Landarmee ſowohl als auf der Flotte. Als Graf Löwenhaupt zu Anfange des Septembers bey der Armee eintraf, beſtand ſie noch aus 15000 geſunden und tüchtigen Leuten; die Artillerie und 3000 Vacante ungerechnet. Schon damals aber lagen über 2000 Mann in den Lazareten, die nicht auf das Beſte verſehen waren. Die Krankheiten nahmen zu, je tiefer man in den Herbſt kam. Und dies war kein Wunder. Es fehlte an Lebensmitteln, und die, welche man mit Mühe herbeyſchaffte, waren theils verdorben, theils mußten ſie auch auf die elendeſte Art genoſſen werden. Die Magazine in Friedrichshamm waren ſchon zu Ende des Septembers leer. Man mußte Proviant aus den Vorrathshäuſern zu Borgo nnd Helſingfors holen, theils in kleinen Böten, theils mit Wagen und Schlitten. Dieſe letztere Art des Transports kam beſonders den Ein=

wohnern theuer zu ſtehen. Ihre Pferde wurden von den Regimentern auf 20 und 30 Meilen, und ſo lange gebraucht, als noch Athem darin war. Dieſe Vorräthe, die man ſo mühſam herbeyſchaffte, reichten aber nicht hin. Man mußte ſelbſt in dem armen Finnland Proviant aufſuchen. Und da die Mühlen und Beckereyen nicht hinreichten, konnte man auch dies Wenige nicht gehörig bereiten. Die Soldaten mußten ſich ſtatt des Brods häufig mit gekochtem Getreide behelfen. Dazu kam, daß die Truppen bis tief in den Herbſt unter freyem Himmel ſtanden, weil man zu den Winterquartieren nicht früh genug Anſtalt getroffen hatte. Die Leute gruben ſich in die Erde, um ſich vor der Kälte zu ſchützen. Erſt gegen die Mitte des Septembers waren die Winterquartiere fertig. Und dieſe konnteu in einem ſo wenig bewohnten Lande auch nicht die beſten ſeyn. Eine ganze Compagnie von 150 Mann, 4 Officieren und 6 Unterofficieren mußte ſich — wie Graf Hårdt verſichert *) — in zehn elenden

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois pag. 23.

engen Bauerhütten behelfen. War es unter ſolchen Umſtänden ein Wunder, daß die Soldaten bey Tauſenden erkrankten? Die Infanterie allein hatte in dieſem unglücklichen Herbſte und Winter über zehntauſend Todte. Die Flotte hatte kein beſſeres Schickſal. Sie beſtand aus 21 Linienſchiffen und 40 Galeeren, und hatte auſſer ihrer gewöhnlichen Mannſchaft noch 3000 Mann von den Regimentern am Bord, um deſto beſſer agiren zu können. Aber ſchon im Auguſt hatte ſie wegen Krankheiten und Sterben kaum ſoviel Leute, daß die Anker gelichtet werden konnten. Dieſer elende Zuſtand dauerte den ganzen Herbſt hindurch. Mehrere Befehlshaber, und unter dieſen auch der Viceadmiral Royalin, wurden Opfer der Seuche. Zwey bis dreymal mußten Landſoldaten zur See geſchickt werden, und zwey bis drey Jahre nacheinander mußten die Matroſen-Rotten ſowohl die gewöhnlichen Leute, als auch die zur Verdoppelung beſtimmten ſtellen. Man war endlich ſelbſt genöthigt, Matroſen von den Kauffartheyſchiffen wegzunehmen, um die Flotte vom Untergange zu retten.

Unter dieſen traurigen Umſtänden wagte es Löwenhaupt, im November mit einem Corps von 6000 Mann Infanterie und 450 Dragonern über die ruſſiſche Grenze zu marſchiren. Auch dieſe Leute wurden von Krankheiten aufgerieben, und kaum die Hälfte davon kam zurück. Bey ſeinem Vordringen machte Löwenhaupt durch ein Manifeſt bekannt, daß der Anmarſch der ſchwediſchen Armee in keiner andern Abſicht geſchehe, als um der Krone Schweden Schadenerſatz für das vielfältige Unrecht, das ihr durch die fremden Miniſter, die eine Zeit her über Rußland geherrſcht, zugefügt worden, und Sicherheit für die Zukunft zu verſchaffen, wie auch zugleich, um die ruſſiſche Nation von dem unerträglichen Joche, das ihr dieſe fremden Miniſter aus eigennützigen Abſichten aufgelegt hätten, zu befreyen, u. ſ. w.

Aber in dem Augenblicke, da Löwenhaupt dies Manifeſt zum Vortheil der Prinzeſſin Eliſabeth publicirte, war zu Petersburg die Revolution ſchon erfolgt, wodurch Eliſabeth auf den Thron kam. Sie ließ dem Grafen für ſeinen guten Willen danken, und erklärte, daß ſie bereit ſey,

ſich mit Schweden auf billige Friedensunterhandlungen einzulaſſen. In dieſer Abſicht erſuchte ſie den franzöſiſchen Miniſter in Petersburg, Marquis de Chetardie, dem Stockholmer Hofe ihre Geſinnungen zu eröffnen, und Keith erhielt Befehl, die Feindſeeligkeiten einzuſtellen. Zugleich wurde der Capitain Didron, der bey Willmanſtrand gefangen genommen war, mit der Nachricht von der in Petersburg erfolgten Revolution und der Contremandirung der ruſſiſchen Truppen nach Stockholm geſchickt. Didron überbrachte ſeine Aufträge zuerſt dem Grafen Löwenhaupt, der nicht nur volle Gewalt über die Armee hatte, ſondern auch authoriſirt war, Friedensvorſchläge anzunehmen und zu beantworten. Löwenhaupt wollte ſich anfänglich nicht eher auf einen Waffenſtillſtand einlaſſen, als bis ihm zur Sicherheit Wiborg und Kexholm abgetreten wären. Man antwortete ruſſiſcher Seits auf dieſe Prätenſion, daß die Sachen noch zu neu und zu verwirrt wären, als daß man ſich jetzt ſchon auf Bedingungen einlaſſen könne; man hoffe aber, daß mit der Zeit alles beſſer durch

Negotiationen als durch Waffen könne ausgemacht werden. Und nun ſchloß Löwenhaupt, beſonders auf Zureden des Marquis von Chetardie, einen Waffenſtillſtand von 3 Monaten. Unbegreiflich iſt die Unvorſichtigkeit, daß er bey dieſem Waffenſtillſtande ſich durchaus nichts vorbehielt. Und noch unbegreiflicher und würklich auſſerordentlich iſt es, daß — dieſer Waffenſtillſtand nur mündlich verabredet wurde.

Jetzt hatten die Ruſſen Zeit, ſich völlig wieder in Ordnung zu ſetzen. Die Unbeſtimmtheit des Waffenſtillſtandes gab ihnen Gelegenheit, loszubrechen, ſobald ſie in fertigem Stand ſeyn und es ſelbſt für gut finden würden. Um indeß den Krieg nicht mit Hintanſetzung aller Formalitäten wieder anzufangen, wurde Löwenhaupt am 9ten December gefragt: "ob? und unter welchen Bedingungen er zur Unterhandlung des Friedens authoriſirt wäre?„ — Beyde gegenſeitige Höfe fiengen ebenfalls an, über die Conditionen des Friedens zu tractiren. Die Unterhandlungen giengen durch die Hände der franzöſiſchen Miniſter. Die Kaiſerin von Rußland erbot ſich, alle Koſten, die Schwe-

den von dieſem Kriege gehabt, baar zu erſetzen. Aber in Stockholm verlangte man die Zurückgabe aller Provinzen, die unter Carl XII an Rußland verlohren waren. Eine Foderung, auf die Eliſabeth ſich unmöglich einlaſſen konnte, wenn ſie nicht den Anfang ihrer Regierung durch die ſchimpflichſte Nachgiebigkeit bezeichnen, und ihre Unterthanen gegen ſich aufbringen wollte, zumal da ſie dieſe ungebührliche Foderung mit Nachdruck zurückweiſen konnte.

Um indeß den ſchwediſchen Prätenſionen Gewicht zu geben, wurde am 10ten December (1741) dem General Löwenhaupt von Stockholm der Befehl zugeſchickt, mit der ganzen Armee in Rußland einzubrechen, Löwenhaupt gab zur Antwort: "die Vollziehung dieſes Befehls wäre unmöglich. Das Land wäre verwüſtet und erſchöpft, ein großer Theil der Armee krank, und überdem die Jahrszeit zu einer ſolchen Expedition nicht tauglich. Die Armee wäre demohngeachtet in ſolchem Stande, daß der König nichts von ſeinen Foderungen nachzugeben brauchte.„ Dieſe vermeſſene Behauptung koſtete nachher dem Grafen den Kopf.

Und wie unüberlegt ſie war, und wie wenig Löwenhaupt dieſer dreiſten Verſicherung Wort hielt, werden wir jetzt mit Erſtaunen, und zum Theil auch mit Unwillen ſehen.

Am 15ten Februar 1742 kam ein ruſſiſcher Officier ins ſchwediſche Hauptquartier bey Friedrichshamm, und kündigte dem Grafen Löwenhaupt an, daß der Waffenſtillſtand am 28ſten Februar zu Ende ſey, und die Feindſeeligkeiten wieder ihren Anfang nehmen würden, da die Kaiſerinn ſich auf die von Schweden gemachten Foderungen nicht einlaſſen könnte. Zugleich erhielt Löwenhaupt Nachricht, daß 50,000 Mann Ruſſen ſchon im Anmarſche wären. Unſre Beſtürzung — ſagt ein Augenzeuge, der Graf Hårdt — war allgemein. Wir glaubten, den Feind ſchon vor den Mauern von Friedrichshamm zu ſehen, ob er gleich noch weit davon entfernt war, und in dieſer Jahrszeit weder mit ſo zahlreicher Mannſchaft anrücken, noch etwas Wichtiges unternehmen konnte. Aber der Schreck läßt der Ueberlegung ſelten Raum. Löwenhaupt hielt Kriegsrath und man

beſchloß, auf das ſchleunigſte alle Truppen zuſammen zu ziehen, das Land auf eine Meile weit zu verheeren, die Magazine und Vorrathshäuſer zu vernichten, die eingefrornen Kriegsſchiffe und Proviantfahrzeuge zu verbrennen und die Kanonen und Pulver-Magazine zu ſprengen. Man hatte mit der Ausführung dieſes deſperaten Entſchluſſes ſchon den Anfang gemacht, als man erfuhr, daß die feindliche Armee noch weit entfernt, und daß man blos durch einige ſtreifende Koſacken allarmirt worden ſey. Löwenhaupt ließ in dieſer Verwirrung den General Keith um eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes bitten; ſein Geſuch fand indeß nicht Statt.

Inzwiſchen rückten die entlegenern Regimenter nach und nach in das Hauptlager bey Friedrichshamm. Die Eilfertigkeit, mit der dies geſchah, rieb eine Menge Leute auf. Beſonders litt die Cavallerie dabey unſäglich. Sie mußte in der heftigſten Kälte und bey tiefem Schnee verdoppelte und forcirte Märſche machen, und hatte zugleich den größten Mangel an Proviant und Fourage. Viele Leute fielen

tod von den Pferden. Man ſcharrte ſie in der Eile blos in den Schnee, wodurch die Wege, die ſie paſſirten, im Frühjahre unerträglich wurden. Ausſerdem wurden auch zahlreiche Recruten-Transſporte nach Finnland geſchickt. Der traurige Zuſtand der finniſchen Armee war indeß unter dem Volke ſchon allgemein bekannt. Es war daher kein Wunder, wenn die Recruten mit Widerwillen und Verdruß zur Armee giengen. Vierhundert Dalecarlier, die zu Stockholm eingeſchifft werden ſollten, erregten einen förmlichen Aufſtand. Sie weigerten ſich, eher abzugehen, als bis man ihnen volle Montur und Bewaffnung gegeben haben würde. Man gab ihnen, was ſie verlangten. Aber nun foderten ſie noch mehr. Sie pochten und wollten nicht eher fort, als bis der König mitkäme. Wild und berauſcht lärmten ſie in der Stadt umher, und alle Vorſtellungen waren bey ihnen vergeblich. Man mußte ſtrengere Maasregeln brauchen, um ſie wieder zur Beſinnung zu bringen. Sie wurden eines Morgens in der Rennbahn von 300 Garden mit 2 Feldſtücken ſchnell umringt, und da ſie auch hier noch fortfuhren,

ſich unruhig zu betragen, ſo wurde auf der Stelle Standrecht über ſie gehalten, und der zehnte Mann zum Tode verurtheilt. Der König milderte indeß dieſe Sentenz, die übrigens die beſte Würkung hatte. Blos die Anführer wurden mit Ruthen geſtrichen, und einige von ihnen nach Maarſtrand gebracht. Dieſer Aufſtand war einigermaaßen das Vorſpiel jenes famöſen Aufruhrs der Dalbauern, der bald nachher ausbrach.

Die Ruſſen ſäumten inmittelſt nicht, gleich nach der Aufhebung des Waffenſtillſtandes die Feindſeeligkeiten in aller Art wieder anzufangen. Im März und April ſtreiſten ſie bis nach Lappland hinauf, und über 200 Dörfer und beynahe 800 einzelne Häuſer wurden von ihnen in die Aſche gelegt. Was ſie von Magazinen auf ihren Zügen antrafen, ward zerſtört, und das Vieh der Einwohner mit Gewalt weggeführt. Dieſe flüchteten ſich haufenweiſe in die Wälder, und die Noth und der Jammer im Lande waren unbeſchreiblich. Das unmenſchliche Verfahren der ruſſiſchen Truppen war indeß nicht blos Folge der kriegeriſchen Feindſee-

ligkeiten. Man wollte den ruſſiſchen Namen bey den Finnen gefürchtet machen, und ſie durch Schrecken zum Abfalle von Schweden bewegen. In dieſer Abſicht wurde auch von der Kaiſerinn unterm 29ſten März ein Manifeſt bekannt gemacht, worinn ſie erklärte, daß ſie dazu beytragen wolle, das Großfürſtenthum Finnland zu einem freyen, abgeſonderten, und von Niemand abhängigen Staate zu machen, wenn es ſich der ſchwediſchen Herrſchaft entziehen wolle. Dieſes Manifeſt, und jenes unpaſſende barbariſche Hülfsmittel, das man zu ſeiner Empfehlung gewählt hatte, verfehlten indeß die gehofften Würkungen. Die Finnen nahmen auf das ruſſiſche Anerbieten keine Rückſicht, und hörten mit Wärme die Erklärung des Stockholmer Hofes vom 8ten May, in welcher ſie auf das kräftigſte zur Treue und zum Gehorſam gegen ihren rechtmäßigen Regenten aufgefodert und ermuntert wurden.

Nach Ankunft der neuen Recruten war die ſchwediſche Armee im May übrigens wieder in einem reſpectablen Stande. Auch die Flotte hatte ſich erholt, und konnte der ruſſiſchen auf

jedem Fall die Spitze bieten. Man hoffte und verſprach ſich alſo alles Gute. Löwenhaupt beſchloß, den Feind bey Friedrichshamm zu erwarten. In dieſer Abſicht ließ er den wichtigen Paß bey Mendolax, anderthalb Stunden von Friedrichshamm, durch den Obriſten Fröberg mit 2000 Mann beſetzen. Von Mendolax ſtreifte ein Corps von 300 Schweden bis zum feindlichen Lager. Es kam ohne bedeutenden Verluſt, aber mit der Schreckens-Nachricht zurück, daß die Ruſſen würklich im Anmarſche wären. Und ſogleich verließ Fröberg dieſen höchſt wichtigen Paß, ohne einmal den Feind zu ſehen, der 18 Stunden nachher ſich dort lagerte. Der Obriſt wurde wegen dieſes unverzeihlichen Rückzuges nachher zur Verantwortung gezogen. Er berief ſich aber auf mündliche Befehle des Grafen Löwenhaupt, und kam mit der Dimiſſion davon.

Als Fröberg mit ſeinem Haufen bey der Hauptarmee ankam, wurde die Beſtürzung allgemein. Löwenhaupt hielt ſogleich großen Kriegsrath, und man beſchloß, die Feſtung zu verlaſſen, und ſie in Brand zu ſtecken. Dieß

geſchah auch am folgenden Abend, den 28ſten Junius, obgleich der Generalmajor Bousquet, Commendant der Feſtung von Friedrichshamm, den Grafen dringend gebeten hatte, ihm zu Hülfe zu kommen, um die Feſtung zu behaupten. So wie die Garniſon die Stadt in Brand geſteckt und ſich zurückgezogen hatte, drangen die Ruſſen gleich ein. Sie löſchten das Feuer, und fiſchten eine Menge neuer metallener Kanonen auf, die Bousquet auf Schiffböten zu retten geſucht, aber bey der Eilfertigkeit der Retraite ins Meer hatte werfen müſſen.

Nach dem ſchimpflichen Rückzuge von Friedrichshamm retirirte ſich die ſchwediſche Armee über den Kymene-Fluß. Man brannte die Brücken ab, und war entſchloſſen den Feind von Neuem zu erwarten. Dies ſchrieb Löwenhaupt auch an den König. Aber der Feind, der ſich bisher mit der Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Friedrichshamm beſchäftigt hatte, zeigte ſich nur, und man verließ auch den vortheilhaften Poſten, den man damals inne hatte. Von Stockholm war Befehl da, die Ruſſen wenigſtens vom weitern Vordringen abzu-

halten, wenn man ſie nicht zurück treiben könne. Als dieſer Befehl ankam, hatte man ſchon dreymal den feſten Entſchluß, dem Feinde die Spitze zu bieten, auf die unrühmlichſte Art gebrochen. Man beſchloß nun von neuem, ſich ihm entgegen zu ſtellen. — Aber, ſo wie die Ruſſen näher kamen, zog man ſich immer weiter zurück, bis endlich die ganze Armee bey Helſingfors am 9ten Auguſt von den Ruſſen eingeſchloſſen wurde.

Lascy hatte den Feind nun völlig in ſeiner Gewalt, bediente ſich ſeiner Vortheile aber mit einer bewundernswürdigen Mäßigung. Er ließ am 17ten Auguſt den Schweden ſelbſt eine vortheilhafte Capitulation antragen, erhielt indeß zur Antwort: "Man würde ſich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen." Jetzt fieng Lascy an, zu drohen, und es würden wahrſcheinlich noch höchſt blutige Auftritte erfolgt ſeyn, wenn die Scene ſich nicht plötzlich auf die unerwartetſte Art verändert hätte.

Die Generale Löwenhaupt und Buddenbrock wurden nämlich arretirt, und nach Stockholm abgeführt, um ſich dort wegen ihrer

Aufführung bey dieſem heilloſen Kriege zu recht-fertigen.

An ihrer Stelle erhielt der Generalmajor Bousquet das Commando über die ganze Armee. Nimmer würde das Schickſal der Schweden in dieſem Feldzuge ſo durchaus widrig geweſen ſeyn, wenn Bousquet früher die Operationen hätte lenken können. Sogar jetzt noch, da die Armee durchaus keine andre Rettung vor ſich ſah, als ihr Glück in einer Capitulation zu ſuchen, hatte er den kühnen und deſperaten Entſchluß, ſich durchzuſchlagen. Man hatte Mühe, ihm dieſen unausführbaren Vorſatz auszureden, und ihn zur Capitulation geneigt zu machen. Und zu dieſer wurde er um ſo mehr gezwungen, da der größte Theil der Cavallerie ruinirt war. Wegen Mangel an Fourage hatte man nämlich die meiſten Pferde theils erſtechen, theils fortjagen müſſen.

Am 19ten Auguſt wurde endlich eine Capitulation unterzeichnet, die in Vergleich mit den urſprünglichen Erwartungen und Entwürfen der Schweden nicht demüthigender, und von Seiten der Ruſſen nicht großmüthiger ſeyn

konnte. Nach derſelben mußte alles grobe Ge- ſchütz — das zahlreich und gut war — und die ganze Armatur der finniſchen Regimenter, die als Miliz einer eroberten Provinz angeſe- hen wurden, den Ruſſen am 20ſten Auguſt überliefert werden. Die Regimenter, die aus Schweden ſelbſt waren, erhielten die Erlaub- niß, in ihr Vaterland mit voller Bewaffnung, und ſelbſt auch mit ihren Fahnen zurück zu ge- hen. Aber nur der kleinſte Theil davon erreich- te Schweden wieder. Die Infanterie wurde äuſſerſt enge zuſammen eingeſchift, hatte auf der Rückreiſe fünf Wochen hindurch widrigen Wind, und beynahe die Hälfte davon wurde ein Raub des Todes. Der Cavallerie gieng es nicht beſſer, und ein großer Theil derſelben un- terlag den Beſchwerlichkeiten des Weges.

Sobald die Schweden Finnland geräumt hatten, wurde den Landeseinwohnern im Na- men der Kaiſerinn der Huldigungseid abge- nommen. Man führte eine Menge Trophäen nach Moscau, und am 25ſten October wurde in Petersburg ein Dankfeſt über den Fortgang der ruſſiſchen Waffen und den glücklich geſchloſ-

ſenen Feldzug gefeyert. Nie war auch ein Sieg vollkommner. Und doch wurde dem General Lascy in Petersburg der Vorwurf gemacht, daß er die Vortheile der Ruſſen nicht genug benutzt, und dem Feinde zu gelinde Bedingungen zugeſtanden habe. Der glückliche Krieger antwortete auf dieſe Anſchuldigung: "man müſſe dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen, und er hätte es für vortheilhafter gehalten, Finnland ohne Blutvergießen in Beſitz zu nehmen.„

Schwerlich iſt auch in einem Kriege weniger Blut vergoſſen worden, als in dieſem, ſo blutig auch ſein Anfang war. Die Ruſſen verlohren indeß in demſelben ihren Craſtnatioff oder Craſchnaſchock, jenen verrufenen Hetmann der Koſacken. Man kennt dieſen Krieger, der mehr Unmenſch und Ungeheuer als Held war, hinreichend, wenn man erfährt, daß er während des letzten Türken-Krieges in Augenblicken der brutalſten und wahrhaft cannibaliſchen Frölichkeit oft Dutzende von Gefangenen vor ſich ſchleppen ließ, und ihnen zum Vergnügen und um die Fertigkeit

ſeines Degens zu zeigen, die Köpfe herunter ſäbelte. *) Er wurde bey Helſingfors erſchoſſen wie er bey Nachtzeit mit einem Haufen Koſacken einen Ueberfall unternahm. Sein Leichnam wurde von den Schweden ausgeliefert, und mit Pomp begraben. Er hinterließ ſeinem einzigen Sohn ein Vermögen von mehr als einer Million, die er während des Türkenkrieges nach und nach erbeutet hatte.

Es war kein Wunder, wenn dieſer ſo höchſt unglückliche Ausgang des Kriegs jetzt das Volk empörte, da man ihm vorher ſo große Erwartungen gemacht, und ihm ſo verführeriſche Zuſicherungen gegeben hatte. Würklich drohte der Unwille der Nation die gefährlichſten Folgen. Man ſchalt nicht bloß auf die unglücklichen und untüchtigen Heerführer, man murrte auch laut gegen die ganze Regierung. Dieſer Unwille, dieſe heftige Unzufriedenheit herſchte beſonders unter dem Bauernſtande. Man zitterte in Stockholm, und berief in dieſer gefahrvollen Kriſe im Auguſt 1742 einen neuen Reichstag, um bey der Nation Rath zu ho-

*) Mem. d'un Gentilh. Sued. pag. 36, 37.

len und durch dieſes Palliativ vorläufig eine gewaltſame Exploſion der Unzufriedenheit des aufgebrachten Volks zu hintertreiben. Man wählte diesmal den Obriſtlieutenant Baron von Ungarn = Sternberg zum Landmarſchall, deſſen politiſche Grundſätze den Maximen der Urheber dieſes Krieges grade entgegen waren.

Der Anfang dieſes Reichstags war äuſſerſt ſtürmiſch und drohte die fürchterlichſten Folgen. Der Bauernſtand, die Bürgerſchaft und auch ein Theil der übrigen Stände verlangten mit Ungeſtüm Verantwortung wegen des unglücklichen Feldzugs, und die ſtrengſte Beſtrafung der Schuldigen. Eben ſo unruhig wie in der Hauptſtadt und in den Verſammlungen der Stände war es auch in den Provinzen. Und dieſe gefahrvolle und ängſtliche Lage kann allein die gewiſſenloſe Unredlichkeit der Hutfaction entſchuldigen, wenn ſie ſich jetzt zu den Misvergnügten ſchlug. Um ihre eigene Sicherheit zu retten, wälzte ſie die ganze Schuld des mislungenen Unternehmens auf die Befehlshaber Löwenhaupt und Budden=

brock. Dieſe Unglücklichen wurden alſo am Ende nicht ſo ſehr ein Opfer ihrer eigenen Fehltritte, als vielmehr das Opfer der Thorheit und des Wahnſinnes einer überlegungsloſen Faction, in deren Intereſſe ſie ſich ziehen, und durch blinden Ehrgeitz ſich verleiten ließen, die Ausführung der unbeſonnenſten Plane zu übernehmen.

Bey der allgemeinen tobenden Gährung des Volks war es nothwendig und höchſt rathſam, die Aufmerkſamkeit deſſelben von dem Aergerniſſe des heilloſen Krieges abzuziehen, und es dadurch zu beſänftigen, daß man ihm eine Ausſicht zu guten Hofnungen für die Zukunft verſchafte. Und hiezu hatte man jetzt grade die beſte Gelegenheit.

Ulrika Eleonora war nämlich ſchon am 21ſten November 1741 geſtorben, ohne einen Thronerben zu hinterlaſſen, zu dem man bey dem damaligen Alter des Königs und bey ſeiner bekannten ungebührlichen Neben-Verbindung nunmehr auch gar keine Hoffnung hatte. Die gegenwärtige ſchlimme Lage des Reichs machte es aber zwiefach nothwendig, auf die Succeſſion frühzeitig zu denken, und

ſie im Voraus in Richtigkeit zu bringen, um das Vaterland nachdem nicht in neue Zerrüttungen, Unordnungen und Gefahren zu ſtürzen. Man brachte alſo dieſe Succeſſions-Angelegenheit aufs Tapet, und der ſchimpfliche Verluſt von Finnland wurde vorläufig vergeſſen, um ſo mehr vergeſſen, da man ſich ſichere Hofnung machte, ihn durch die neue Königswahl ohne Koſten und mit leichter Mühe wieder erſetzen zu können.

Man richtete nämlich bey der neuen Vergebung des Throns das Augenmerk auf den Prinzen Carl Peter Ulrich von Hollſtein-Gottorp, den die Kaiſerin Eliſabeth, deren Schweſter-Sohn er war, ſchon ſeit einiger Zeit zu ſich genommen hatte. Es war mehreren angeſehenen Perſonen in Stockholm nicht unbekannt, daß dieſer Prinz um die Zeit, als der Succeſſions-Antrag an ihn geſchah, bereits zur griechiſchen Kirche übergetreten, und auch ſchon vorläufig zum Nachfolger der Kaiſerin ernannt war. Man ignorirte dies aber aus weiſer Politik, um ſich durch dieſes Anerbieten bey dem Petersburger Hofe beliebt zu machen, und

dadurch einen deſto vortheilhaftern Frieden zu bewürken. Ueberdem hatte beſagter Prinz, der mit ſeiner Lage in Petersburg wegen der eigenſinnigen Behandlung der Kaiſerin ſo höchſt unzufrieden war, ſich den Schwediſchen Ständen auf den Fall einer Thronerledigung ſchon vorher zum Andenken empfohlen, und konnte daher auf keinen Fall übergangen werden.

Man wählte ihn daher am 28ſten October 1742 zum nächſten Erben des Schwediſchen Throns. Und am 14ten Januar 1743 wurden drey Deputirte nach Petersburg geſchickt, um im Namen der Nation dem Prinzen die Schwediſche Krone anzutragen. Man vergaß nicht, dieſen Geſandten zugleich Friedenspräliminarien mitzugeben, die durch dieſe Wahl ihr Glück machen ſollten. Aber in Petersburg war man nicht gleich ſo willig, als in Stockholm gehofft wurde. Wie die Deputirten dort ankamen, erhielten ſie unter dem Scheine der Ehrenbezeugungen ſtarke Wachen vor ihren Wohnungen. Sie durften nicht anders ausgehen, als wenn ſie zu Audienzen und Conferenzen gerufen wurden, und zogen endlich mit

dem Beſcheide wieder ab: "der Großfürſt beklage, daß er den Antrag Schwedens nicht annehmen könne, aber ſtatt ſeiner empfehle er den Prinzen Adolph Friedrich von Eutin. Wegen der Friedenspräliminarien wolle man ſich bey den desfalſigen Unterhandlungen ſelbſt demnächſt erklären.„ — Eine Antwort die nicht anders ausfallen konnte, die aber für die Schweden ſehr niederſchlagend ſeyn mußte, da ſie ihre größten Hofnungen von Neuem vereitelte. Uebrigens verſichert der Graf Hårdt daß der Herzog Peter von dieſem Anerbieten der Schweden damals ſelbſt nichts erfahren habe, und daß jene Antwort ohne ſein Befragen und Mitwiſſen gegeben worden. Die Behandlung der Schwediſchen Abgeſandten und das Betragen der Kaiſerin gegen dieſen Prinzen macht dieſes nur allzuwahrſcheinlich.

Wie die Deputirten aus Rußland dieſe unerwartete Nachricht mitbrachten, wurden die Bauern aufs höchſte misvergnügt, und verlangten den Erbprinzen Friedrich von Dännemark zum Thronfolger. Sie gaben darüber ein Memorial ein, und ihr Vorſchlag fand auch

unter gewiſſen Bedingungen beym Prieſter- und Bürgerſtande Beyfall, da die Noth erfoderte. die Sache ſchleunigſt abzumachen. Bey der Vorliebe und dem Eifer, den man noch immer für die Conſtitution von 1720 hegte, würde es unbegreiflich ſeyn, wie ein ſolcher Wahlvorſchlag in Antrag gebracht werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß die Proponenten dazu beſondere, und zum Theil zu entſchuldigende Urſachen hatten. Bey den hohen Getraide-Preiſen und den Confiscationen des Tobacks in Schweden ließ nemlich Dänemark aus Politik beyde Artikel für guten und wohlfeilen Preis über die Grenze bringen. Unter der Däniſchen Regierung — ſchloß der inconſequente Bauer — muß es ſich durchaus glücklicher leben laſſen, da das Getraide ſelbſt in Norwegen wohlfeiler iſt, als in Schweden. Und über dieſe Illuſion und über die heimlichen Eingebungen und Machinationen des däniſchen Geſandten, Generals Grünberg in Stockholm, vergaß man die traurigen Zeiten der Calmariſchen Union; man vergaß, daß ein König, der in Dännemark volle Souveraini-

tät hatte, ſich in die engen Schranken der majeſtätiſchen Gewalt in Schweden nicht würde fügen können; man vergaß endlich, daß der gewünſchte Regent unter dieſen Umſtänden ſein Erbreich dem Nebenreiche Schweden immer vorziehen würde. Beſonders waren die Dalbauern für dieſe Succeſſion ſo ſehr eingenommen, daß ſie dieſelbe, wie wir gleich ſehen werden, auf die tollkühnſte Art durchzuſetzen ſuchten.

Auſſer dem Kronprinzen von Dänemark waren noch zwey Throncompetenten da: der Pfalzgraf Chriſtian von Zweybrücken und der Biſchof von Lübeck, Herzog Adolph Friedrich von Hollſtein. Erſterer hatte bey Hofe viele und mächtige Anhänger, weil er von Frankreich unterſtützt wurde. Aber ſein Nebenbuhler Adolph Friedrich war von Rußland empfohlen. Und Rußlands Empfehlung mußte in den gegenwärtigen beklommenen Umſtänden entſcheiden. Zudem hatte er den genealogiſchen Vortheil, von Guſtav I. abzuſtammen,*) und gab mithin den Schweden Hofnung das

*) Die Königliche Linie des Guſtavianiſchen Hauſes hatte mit Guſtav Adolph und ſeiner Toch-

Blut der Waſa's wieder auf ihren Thron zu bringen. Die Wahl war — wie man ſieht — bedenklich, und man mußte die höchſte Vorſicht brauchen, um keinen Fehlgriff zu thun. Die Nation konnte leider jetzt ihren Thron nicht mehr nach eigner Willkühr vergeben! Sie mußte ſich nach dem Willen Andrer, und zunächſt nach dem Willen ihrer Nachbaren richten. Die Parthey des Pfalzgrafen von Zweybrücken gab daher ihre Bemühungen auch bald auf, und ihr Vorſchlag wurde der franzöſiſchen Anfoderungen ungeachtet bald vergeſſen. Noch weniger reflectirte man auf den Antrag, den Prinzen von Heſſen-Caſſel, einen Bruderſohn des Königs, zur Competenz zu bringen. Die ent-

ter Chriſtina zwar lange aufgehört. Aber ein Zweig davon verbreitete ſich durch Vermählungen über das Herzoglich-Hollſteiniſche Haus, in dem die Nachkommenſchaft Guſtavs des Erſten wenigſtens zum Theil fortgepflanzt wurde. Eine Enkelinn Carls IX vermählte ſich nämlich mit dem Markgrafen Friedrich VI von Baaden-Hochberg. Und aus dieſer Ehe entſproß die Prinzeſſin Albertina Friederica, die an den Herzog Chriſtian Auguſt von Holſtein vermählt wurde, und 1710 den Prinzen Adolph Friedrich gebahr.

ſcheidende Alternative war, daß der Kronprinz von Dännemark die ganze Stärke ſeines künftigen Reichs zur Unterſtützung ſeiner Anhänger und ſeiner Wahl gebrauchen konnte. Und wählte man ihn, ſo war Finnland verloren, und man hatte den gefährlichſten Feind an Rußland.

In dieſer bedenklichen Kriſe ergriff man ein Mittel, welches die Circumſpection nicht beſſer hatte eingeben können. Die Friedensunterhandlungen zwiſchen Rußland und Schweden waren nämlich ſchon ſeit Anfang dieſes Jahrs zu Åbo eröffnet, aber in dieſem wichtigen Geſchäffte noch nichts gefördert worden, weil die Bemühungen des Däniſchen Hofes um die ſchwediſche Krone, und der Anhang, den der Prinz Friedrich unter dem Volke hatte, mit den ruſſiſchen Projecten in Colliſion kamen. Rußland mußte daher wegen der neuen Königs-Wahl erſt in Gewißheit ſeyn, ehe es wegen des eroberten Finnlands ſich auf einen nähern Vergleich einlaſſen konnte. Und über dieſen Punkt kam Schweden jetzt dem Petersburger Hofe zuvor. Den Friedensunterhänd-

lern zu Åbo wurde nämlich der Auftrag gegeben, bey der Verhandlung über die Friedensconditionen zu verſichern, daß Schweden geſonnen ſey, den ruſſiſchen Vorſchlag wegen der Thronbeſetzung anzunehmen, und den Herzog Adolph Friedrich zu wählen. Im Falle aber der Friede gegen den 22ſten Junius von Rußland nicht unter den Bedingungen, auf die der Stockholmer Hof angetragen, unterzeichnet wäre, ſo würde man genöthigt ſeyn, die Anträge von Dänemark anzunehmen und ſich für den Erbprinzen Friedrich zu erklären.

Dieſe Kathegorie hatte die gewünſchte Würkung. Der Friede wurde am 16ten Junius geſchloſſen, und 4 Wochen nachher ratificirt. Nach Inhalt deſſelben wurde die Ruſſiſche Grenze bis an den Kymenefluß ausgedehnt ſo daß Friedrichshamm, Willmanſtrand, Nyſlott u. ſ. w. an die Kaiſerinn Eliſabeth abgetreten wurden. Dagegen erhielt Schweden von Neuem die Freyheit, in den ruſſiſchen Häfen jährlich für 50,000 Rubel Getraide aufzukaufen, und ſolches ohne allen Zoll und andre Abgaben frey auszuführen.

Nach der damaligen Beſchaffenheit der Umſtände war dieſer Friede für Schweden allerdings ſehr vortheilhaft. Aber wie ſehr contraſtirte er mit den anfänglichen Entwürfen und Erwartungen! Auſſer einer beträchtlichen Strecke Landes, auſſer den angeführten wichtigen Feſtungen, büßte Schweden bey dieſem unſeeligen Kriege, der nicht einmal zwey volle Jahre dauerte, 130 Tonnen Goldes, und beynahe 50,000 Menſchen zu Lande und zu Waſſer ein.

Der Obriſtlieutenant von Lingen, einer der ſchwediſchen Friedensunterhändler, kam am 20ſten Junius in der Nacht mit den unterzeichneten Präliminarien zu Stockholm an. Gleich am folgenden Morgen blies ein Herold den Frieden aus, und am 23ſten Junius wurde Adolph Friedrich feyerlich zum Thronfolger erwählt; eine Wahl, die, wie die Zeit nachdem lehrte, für Schweden nicht glücklicher, nicht erwünſchter ausfallen konnte.

Nur die Bauern, vorzüglich die in Dalecarlien, waren anfänglich durchaus nicht damit zufrieden. Sie wollten von keinem an-

dern Throncandidaten hören, als von dem Prinzen Friedrich von Dänemark. Um ihn zur Schwediſchen Krone zu bringen, und an denen die an dem unglücklichen Kriege Schuld waren, Rache zu nehmen, ergriffen die Dalbau-bauern — kurz vor dem Abſchluſſe des Åboiſchen Friedens — das deſperateſte Mittel. Sie griffen zu den Waffen, und unternehmen einen förmlichen Heerzug nach Stockholm, um — wie ſie ſagten — andre Ordnung in die Reichsangelegenheiten zu bringen, und — alles nach ihrem ſtaatsklugen Kopfe einzurichten. Es wird der Mühe wehrt ſeyn bey dieſen tragi-komiſchen Auftritten einige Augenblicke zu verweilen.

Indem die Negotiationen zu Abo anfänglich ſehr langſam giengen, und ihr Ausgang noch immer zweydeutig war, mußte Schweden auf die Erneuerung des Feldzuges bedacht, und auf ſeiner Hut gegen Rußland ſeyn. Zu dem Ende war die ſchwediſche Flotte ſchon ausgelaufen, die Regimenter erhielten wieder Befehl zum Marſche, und die Aushebungen neuer Recruten giengen ſtark vor ſich. Und da es ſchien

daß der Feind einen Verſuch auf der Seite von Weſterbottn wagen wollte, ſo wurde der Befehl gegeben, daß das Dahlregiment ſich ſchleunig verſammeln, und dahin aufbrechen ſollte. Wie der Landeshauptmann Wennerſtedt in dieſer Abſicht auf Befehl des Hofes dahin reiſete, kamen der Reichstagsmann Pehr Andersſon von Mora und einige Bevollmächtite aus den andern Kirchſpielen in Dalecarlien ihm bey Brunbeck entgegen. Sie verlangten mit heftigem Ungeſtüm eine allgemeine Verſammlung der Dalecarlier, und der Landeshauptmann war genöthigt, in ihr Begehren zu willigen. Dieſe Zuſammenkunft hatte am 4ten April (1743) in dem Pfarrhauſe zu Lexand Statt, und obgleich Wennerſtedt ſich ausbedungen hatte, daß ſich aus jedem Kirchſpiele nur 4 oder 5 Bevollmächtigte dort einfinden ſollten, ſo war die Verſammlung doch ſo zahlreich, daß man ſich beynahe erdrückte. Wennerſtedt las den königlichen Befehl wegen Aufbruch des Dahlregiments vor; aber kaum war dieß geſchehen, als alles rief: "es ſollte kein Mann aus der Stelle, bevor nicht diejenigen

welche an dem unglücklichen Kriege Schuld wären, den Kopf verlohren hätten, und die Thronfolge, ſo wie ſie es verlangten, feſtgeſtellt wäre. Alle Vorſtellungen und jede Beredung der Güte waren vergebens. Die wüthenden Bauern nahmen den Soldaten Mondirung und Waffen weg, daß alſo keiner im Stande war, zu marſchieren. Sobald der König von dieſem Unfuge unterrichtet war, erfolgte unterm 3ten May ein abermaliger Befehl, daß das Regiment marſchieren ſollte; jedoch zur Erleichterung der Dalbauern nur bis Geſte. Man hatte dieſer Ordre ernſte Warnungen beygefügt. Aber Befehl und Warnung blieben ohne Effect. Statt zu gehorchen, foderten die Bauern nunmehr durch offene Circulare alle Kirchſpiele oberhalb Fahlun auf, ſich mit ihnen zu vereinigen, und ſich am 8ten Junius in Fahlun einzufinden. Am beſtimmten Tage kamen zahlreiche Haufen in Fahlun an. Sie hatten ſich mit Flinten und Büchſen, die ſie den Soldaten abgenommen hatten, mit Spießen und Keulen, die mit Nägeln beſchlagen waren, und überhaupt mit Allem bewaffnet, was die dürf-

tige Wuth ihnen in die Hände gab. Sie marſchirten am folgenden Tage auf dem Markte in Fahlun auf, und zwangen den Landeshauptmann und andre die Gegenvorſtellungen gemacht hatten, ihre Succeſſionsſchrift zum Beſten des Kronprinzen von Dänemark zu unterzeichnen. Wie dieß geſchehen war, beſchloſſen ſie einhellig, nach Stockholm zu marſchieren und zwangen alle Officiere, die ſie in der Nähe fanden, den Zug mitzumachen. Zugleich verlangten ſie von der königlichen Caſſe in Fahlun 120,000 Rthlr. Kupfer-Münze. Es waren aber nur 6000 Rthlr. vorhanden, und dieſe mußte man ihnen ausliefern. Was an Lebensmitteln dort vorhanden war, nahmen die Rebellen ebenfalls zu ſich. Man plünderte ſogar die Apotheke, um für ein etwaniges Marſch-Lazareth die erſten Nothwendigkeiten zu haben. Alsdann begaben die Rebellen ſich auf den Marſch, und ihr Haufe wurde mit jedem Tage gröſſer, je weiter ſie kamen. Wo ſie kamen bemächtigten ſie ſich aller Ammunition und Waffen, ſie mogten der Krone oder Privatperſonen zugehören. Was ſie an jedem Orte in den kö-

niglichen Caſſen fanden, nahmen ſie als ihr Eigenthum. Sie zwangen ſelbſt die Landeshauptleute und Kronbedienteu, ihnen Fuhrwerk und Proviant auf dem Marſche zu verſchaffen.

In Stockholm erregte die Nachricht von dieſer Revolte die größte Beſtürzung. Der König und die Stände ſchickten den Rebellen Deputirte entgegen, um ſie von dem Frieden mit Rußland zu unterrichten, ihnen Pardon anzubieten und ſie zur ruhigen Rückkehr in ihre Heymath zu bewegen. Als dieſe Deputirte zu Sala ankamen, wurden ſie von den Weſtmannländern, die ſich auf das Aufgebot der Dalbauern ebenfals verſammelt hatten, verhindert, ihre Reiſe fortzuſetzen. Sie ſchickten in dieſer Verlegenheit den Aufrührern zwey Bürger aus Sala und drey Bauern mit ihrer königlichen Vollmacht und mit der Erinnerung entgegen, nicht weiter vorzurücken. Dieſe Emiſſarien richteten aber nichts aus. Man behielt ſie und ihre Aufträge in guter Verwahrung bey ſich, und die Rebellen rückten in dem lächerlichſten aber zugleich fürchterlichem mili=

tairiſchen Aufzuge, mit Fahnen, Trommeln Keulen, Miſtgabeln u. ſ. w. in Sala ein. Hier begegneten ſie den Königlichen Deputirten auf die unanſtändigſte Art, mishandelten ſie beynahe in ihrer Wuth, und ſtellten eine ſtarke Wache mit geladenem Gewehre und mit aufgepflanzten Bajonetten vor ihr Quartier. Aber ſo ſchimpflich die Empörer auch den Abgeſandten des Königs begegneten, ſo reſpectuös waren ſie in eben dieſem Augenblick gegen einen Brief des Regenten an die Deputirten, der in ihre Hände gefallen wer. Sie hatten ſo viele Ehrfurcht gegen dieſes Papier, daß ſie es nicht wagten, ſelbiges zu erbrechen. Auf Anfoderung der Deputirten geſchah es endlich, und das Königliche Schreiben wurde in Gegenwart der Rebellen abgeleſen. Der Inhalt deſſelben ermahnte die Empörer zur Ruhe, erinnerte ſie die jetzige Lage des Reichs zu bedenken, und gab ihnen die Verſicherung, daß die Wahl am 21ſten Junius entſchieden ſeyn ſollte, und daß ſie ſelbige ruhig abwarten möchten. Beydes Ton und Innhalt des Briefes beſänftigte vorläufig die unruhigen Köpfe, und ſie verſpra-

chen, bey Stäcke, drittehalb Meilen von Stockholm, ſtehen zu bleiben, und nicht weiter vorzudringen. Die Bemühungen der Deputirten, ſie zur Rückkehr nach Hauſe zu bereden, waren durchaus vergebens. Sie hatten Mühe, den Haufen vorläufig doch wenigſtens von Stockholm abzuhalten, und dadurch einen Hauptpunkt ihrer Sendung und Aufträge zu erreichen.

Die Deputirten kamen am 17ten Junius Abends in Stockholm an, und gleich am folgenden Tage wurde eine Menge Proviant nach Stäcke geſchaft, welches die Rebellen ſich ausbedungen hatten. Zugleich gieng der Präſident Lindcreutz, der vormahls Gouverneur von Dalecarlien geweſen war, zu ihnen und ſtellte ihnen vor, ſie möchten dort bleiben, indem es in Stockholm voll von Kriegsvolk und von Flüchtlingen aus Finnland wäre. Sie ſchickten darauf bewaffnete Bevollmächtigte an den König mit der Foderung ab, daß der Prinz Friedrich von Dänemark zum Thronſucceſſor ernannt, verſchiedene Auflagen abgeſchafft, und über den Ausgang des Krieges Rechenſchaft abgelegt

werden ſollte. Zugleich zeigten ſie an, daß ſie es unbequem fänden, bey Stäcke ſtehen zu bleiben, und daß ſie wünſchten, der König möchte ſie beſuchen. Sie giengen darauf, ihrem gegebenen Verſprechen zuwider, am 9ten Junius über die Stäcker-Fähre. Der König ließ ihnen anbefehlen, jenſeits Järfwa ſtehen zu bleiben, und nicht näher an die Stadt zu rücken. Allein ſie gehorchten dieſem Befehle eben ſo wenig, als allen übrigen Vorſtellungen, und rückten am 20ſten bis zum Norderzoll, nahe vor Stockholm, wo drey Regimenter, welche dort campirten, ihnen grade gegenüber aufgeſtellt wurden. Der König ritt in Begleitung des Reichsraths Åckerhielm, des Feldmarſchalls Hamilton und einiger Andrer zu ihnen hinaus, beſuchte einen Haufen nach dem andern, und erklärte ihnen, es ſey ſein ernſtlicher Wille, daß ſie ſich nicht unterſtehen ſollten, in die Stadt zu rücken, ſondern ſie könnten ihr Begehren durch Bevollmächtigte vortragen laſſen, und einen gerechten und billigen Ausſchlag erwarten. Die Bauern verſprachen es. Aber kaum hatte ſich der König entfernt, als ſie wieder anfien-

gen zu murren. Jetzt waren ſie unzufrieden, daß ſie mit dem Könige nicht weitläuftige Ueberlegungen hatten anſtellen können. Sie formirten einen halben Mond, drängten ſich durch die aufgeſtellten Glieder der Regimenter, die keinen Befehl zum Schießen und zum Gebrauch der Gewalt hatten, nahmen ihnen bey dieſem Durchzuge einige Kanonen weg, brachen unter wüthendem Gelärme in die Stadt ein, und quartirten ſich in die Häuſer nach Belieben. Ihr Hauptquartier nahmen ſie in einem eingeſchloſſenen Hofe, wohin ſie ihre eroberten Kanonen und ihren übrigen Kriegsvorrath brachten, der in 1900 Pfund Pulver, 5000 Paß-Kugeln, 6000 Lauf-Kugeln und einigen Granaten beſtand. An verſchiedenen Orten in der Stadt ſtellten ſie Wachen aus, und ließen allenthalben wie regulaire Truppen patrouilliren.

Der Schrecken über dieſen Aufſtand war in Stockholm um ſo größer, da zugleich aus mehrerern Provinzen Nachrichten von ähnlichen Unruhen der Bauern einliefen. Man trug auch eine lange Namens-Liſte von angeſehenen

Perſonen umher, die ein Opfer der Volkswuth werden würden, und werden ſollten. Aber zum Glück war die Aufrührer-Rotte einigermaßen ohne Haupt. Ihr namhafter Rädelsführer war ein armſeliger Voigt eines adlichen Gutes, Nahmens Schedin, ein Menſch, der mehr Tollkühnheit und wilde Vermeſſenheit als Verſtand hatte. Er war ehedem Musquetier in preußiſchen Dienſten geweſen, hatte ſich in ſeiner jetzigen Stelle noch nicht ſehr verbeſſert, glaubte indeß größere Anſprüche zu haben, und die Bauern — die ſeine Geſchwätzigkeit bewunderten — hatten ihm die Stelle eines Gouverneurs von Stockholm verſprochen. Und um dieſen Preis unternahm ein Menſch wie Schedin ſchon die abentheurlichſten Dinge. Würklich weiß man auch nicht, ob man ſich mehr über ſeine Narrheit, oder über die Verwirrung der Bauern wundern ſoll, die ſchon ſo manche traurige Erfahrung gemacht hatten, daß die Zeiten der Sturen in Schweden längſt nicht mehr waren, und daß ihre Zudringlichkeit für ſie ſelbſt die ſchlimmſten Folgen haben würde.

Die Ueberzeugung daß die Empörer, die ſich ſonſt immer als die treueſten ſchwediſchen Unterthanen ausgezeichnet hatten, blos durch hinterliſtige Aufwiegler irre geführt worden, bewog die Regierung, nicht ſogleich ſtrenge Maasregeln gegen ſie zu brauchen, ſondern vorher alle Mittel und Wege der Güte bey ihnen zu verſuchen. Aber jede Vorſtellung, jede Erinnerung war bey ihnen vergebens. Ihre Vermeſſenheit nahm zu, je mehr ſie Nachgiebigkeit merkten. Es war alſo am Ende kein andrer Rath übrig, als dies Geſindel mit Gewalt aus der Stadt zu jagen. Bevor dies geſchah, ließ der König am 22ſten Junius öffentlich bekannt machen, daß diejenigen Bauern, die vor 5 Uhr Abends ſich aus der Stadt begeben und ihr Gewehr abliefern würden, volle Begnadigung erhalten, die Contravenienten aber als Verräther und Feinde des Landes angeſehen und behandelt werden ſollten. Auch dieſe nachdrückliche Drohung war ohne Effect, ob ſie gleich durch 8000 Mann Truppen, die in und um Stockholm in voller Rüſtung ſtanden, unterſtützt wurde. Die Reichsräthe Ad=

lerfeld und von Roſen verſuchten bey der fortdaurenden Hartnäckigkeit der Bauern noch zum letzenmale friedliche Vorſtellungen. Aber ſtatt dieſe anzuhören und ſich in den Willen des Königs zu fügen, rührten die Rebellen die Lermtrommel, und fiengen an, auf die Soldaten ſcharf zu feuern, wodurch einige Officier und Gemeine theils getödtet und bleſſirt, und auch der Reichsrath Adlerfeld ſo ſchwer verwundet wurde, daß er einige Tage nachher ſtarb. Nun war man gezwungen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das Militair löſete zwey Kanonen gegen die Bauern, und gab zugleich ein heftiges Kartätſchen-Feuer unter ſie. Einige funfzig fielen uud über achtzig wurden ſtark verwundet, und der ganze Haufe lief, wie er dieſen Ernſt ſah, voller Schreck und Beſtürzung auseinander. Zitternd legten die Empörer jetzt die Waffen nieder, und baten fußfällig um Gnade. Die Gefängniſſe reichten nicht hin ſie alle zu bergen, und man trieb ſie vorläufig auf den Arſenalplatz uud in die Kirchenhöfe, die mit ſtarker Wache beſetzt wurden. Nach der erſten Unterſuchung brachte man einen groſ-

ſen Theil von ihnen auf die Schiffe und Galeeren, wo Seuchen unter ihnen einriſſen, ſo daß von den zwölf tauſend Mann, die Schedin anfänglich unter ſeinem Commando zählte, kaum die Hälfte wieder nach Hauſe kam. Die Hauptanführer wurden nach Verdienſt geſtraft. Schedin verlohr Hand und Kopf; einige ſeiner vornehmſten Complicen wurden gerädert, und noch andere mit Ruthen geſtrichen und auf Lebenszeit zu Feſtungsarbeiten condemnirt. Die Uebrigen erhielten Begnadigung, da, wie man fand und von ihnen erwarten konnte, ihr Verbrechen mehr Irrthum und Verblendung als Bosheit war. *)

* Wir haben ſchon oben angemerkt, daß Dännemark an der Conſpiration der Dalbauern mittelbaren Antheil hatte. Der ſeel. Büſching führt im 4ten Theil ſeiner Lebensbeſchreibungen denkwürdiger Perſonen S. 83 namentlich den General von Grüner (der einige Zeit hindurch däniſcher Geſandte am Schwediſchen Hofe war) als denjenigen an, der durch geheime Bemühungen und Beſtechungen den Aufſtand der Bauern hauptſächlich zu bewerkſtelligen wußte. Bey dieſen Thatſachen fällt es auf, daß bey dem Ausbruche der Bauernrevolte ſelbſt der damalige däniſche Ambaſſadeur in Stockholm, Herr von Berckentien, ganz ſtille ſaß, und die Bauern

Der Aufruhr der Dalbauern beſchleunigte inzwiſchen auch die Entſcheidung des unglücklichen Schickſals der beyden Generale Löwenhaupt und Buddenbrock, gegen die ſich faſt die ganze Nation vereinigt hatte. Der Hof ſuchte beyde, beſonders aber den Grafen Löwenhaupt zu retten; allein ſeine Bemühungen waren vergebens. Man benahm dem Könige jedes Mittel, jeden Weg der Begnadigung. Buddenbrock wurde am 18ten Julius decolliret, und die Freunde Löwenhaupts hofften, daß ſeine Aufopferung vorläufig die Wuth des Volks befriedigen und abkühlen würde. In dieſer Hoffnung ließ man den Grafen Löwenhaupt

weder heimlich noch öffentlich unterſtützte. Die Urſache davon war folgende: der fromme König Chriſtian der ſechſte von Dänemark hatte nämlich einen teutſchen Hofprediger, Namens Blume, der ſehr viel bey ihm vermogte. Dieſer ſtellte ihm vor, daß die Thronfolge des Kronprinzen in Schweden, und alſo die Wiederherſtellung der Calmarſchen Union nicht ohne Blutvergießen werde zu Stande gebracht werden können. Es ſey aber unverantwortlich bey Gott um einer Krone willen Menſchenblut vergieſſen zu laßen. Der gute König nahm dieſe Vorſtellung an, und verbot, die Dalekarliſchen Bauern weder mit Rath noch mit Gelde zu unterſtützen.

entſpringen. Aber ſeine Entweichung wurde zu ſeinem Unglücke gleich bekannt, und das Volk tobte von Neuem. Die Regierung war gezwungen, auf ſeine Einlieferung einen Preis von 20,000 Thalern Kupfer-Münze zu ſetzen. Und dieſes Blutgeld verführte einen eignen Unterthanen des Grafen, einen Schiffer, der ihn in einer Jacht fortbrachte, ihn zu verrathen. Man lieferte den Unglücklichen ſchon den erſten Tag nach ſeiner Flucht nach Stockholm zurück, und in Zeit von 48 Stunden war auch er nicht mehr. Er wurde am 4ten Auguſt enthauptet, und jeder Unbefangene machte bey ſeinem und ſeines Freundes ſchmähligen Tod die gegründete Anmerkung, daß, wenn doch einmahl wegen des unglücklichen Ausgangs der finniſchen Expedition eine Strafe hätte Statt finden ſollen, ſie eher diejenigen hätte treffen müſſen, welche Perſonen, die nicht zu Generalen taugten, zu Heerführern ernannt hatten, als dieſe ungeſchickten Heerführer ſelbſt.

Adolph Friedrich.

Adolph Friedrich hielt ſich zur Zeit ſeiner Wahl in Hamburg auf. Man ſchickte die Reichsräthe Wrangel und Axel Löwen dahin ab, um ihm ſeine Ernennung, und zugleich die Glückwünſche der Nation zu überbringen. Von Hamburg gieng der neue Thronfolger nach Stralſund, wo der Reichsrath Taube ihn mit 5 Kriegsſchiffen erwartete, um ihn nach Stockholm überzuführen. Der Prinz kam am 14ten October unter dem lauteſten Jubel des Volks in ſeiner künftigen Reſidenz an, gab drey Tage nachher ſeine Verſicherungen, und nahm ſogleich Sitz im Senate. Wegen der anhaltenden Kränklichkeit des Königs baten die Stände ihn bald darauf, das Präſidium im Reichsrathe Namens des Königs zu übernehmen. Der Thronfolger wurde auf dieſe Art einigermaaßen auch gleich Regent.

Mit ihm erhielt, wie ſchon angeführt worden, Schweden das Guſtavianiſche Geſchlecht wieder auf den Thron. Es war dem Reiche daran gelegen, dieſen Regentenſtamm zu erhalten. Daher war man auch, gleich nach der Wahl und Ankunft des Prinzen, auf ſeine Vermählung bedacht. Bey dem Mißvergnügen, welches der däniſche Hof wegen ſeiner vereitelten Projecte auf die Schwediſche Krone nicht verbarg, rieth die Politik, die Freundſchaft mit dieſem Hofe durch eine Heyrath wieder zu gewinnen zu ſuchen. In dieſer Abſicht reiſete der Graf Teſſin nach Copenhagen, und hielt um die Kronprinzeſſin von Dänemark für ſeinen Herrn an. Allein Chriſtian VI. war disguſtirt. Er wies den Antrag der ſchwediſchen Stände unter dem ungegründeten Vorwande ab, „ſeine Tochter ſey bereits an den Herzog von Cumberland verſprochen.“ Von Copenhagen gieng Teſſin nach Berlin, und warb um die Prinzeſſin Louiſe Ulrica, die auch am 18ten Auguſt 1744 an den ſchwediſchen Thronfolger vermählt wurde.

So freudenreich, glänzend und vielverſprechend der Eintritt Adolph Friedrichs und ſeiner Gemahlin in Schweden war, ſo verdrüßlich wurde ihre Lage bald nach ihrer Ankunft. Kein Fürſt verdiente mehr den Thron, wie Adolph Friedrich; aber keinem wurde der Vorzug einer Krone mehr verbittert, wie ihm. Seine ganze Regierung iſt eine ununterbrochene Reihe von Zänkereyen und Mißverſtändniſſen mit dem übermüthigen Reichsrathe und mit den Ständen. Die Demüthigungen und Bedrückungen, die er ſich gefallen laſſen mußte, überſteigen zum Theil allen Glauben. Alles dieß war indeß eine unvermeidliche Folge der unſeligen Spaltungen und des Factionengeiſtes der Schweden zerrüttete, und der unter dieſer Regierung auf das höchſte ſtieg.

Der heilloſe Ausgang des finniſchen Feldzuges hätte die Nation von der Nothwendigkeit der Verbeſſerung des Militärs überzeugen und man hätte es dem neuen Thronfolger danken ſollen, daß er auf dieſen wichtigen Gegenſtand ſeine erſte Aufmerkſamkeit richtete. Aber grade das Gegentheil geſchah. Man

gab den Bemühungen des Prinzen um die Wiederherſtellung und Reforme der Armee die gehäſſigſte Auslegung. Man argwöhnte bey dieſen Verbeſſerungen eine Wiederauflebung des Syſtems Carls XII. Und nichts war fähiger, den Prinzen verhaßt zu machen, als die Aufbürdung und der Verdacht dieſes Syſtems, das ſeit der Revolution 1720 gleichſam zum Staatsverbrechen geworden war. Nicht genug, daß man auf dieſe Art ihm ungerecher Weiſe die Liebe und das Vertrauen des Volks zu rauben ſuchte, gieng man auch ſelbſt damit um, ihn mit dem Könige zu entzweyen. Ohrenbläſer ſchwatzten dieſem ein, daß der Kronprinz an ſeiner gänzlichen Entſetzung, oder wenigſtens doch daran arbeite, öffentlich zum Mitregenten ausgerufen zu werden. Dieſe Verläumdung fand ſo viel Glauben, daß der König auf dem Reichstage 1747 dieſe erdichtete Intrigue ſeines Succeſſors zur Sprache brachte. Erſtaunt über eine ſo freche Beſchuldigung erklärte Adolph Friedrich voller Schmerz und Unwillen, „daß er diejenigen, die ſich unterſtehen würden, ihm ſol-

..e Gedanken einzugeben, für Verräther des Vaterlandes, und für die ärgſten ſeiner Feinde erkennen würde.“ Dieſe lebhafte Erklärung vereitelte die böſen Abſichten einer ränkevollen Parthey, und ſtellte zwiſchen dem Könige und ſeinem Erben die Eintracht wieder her. Eben dieſe Parthey gieng kurz vorher noch weiter. Sie arbeitete heimlich daran, die feſtgeſtellte Succeſſion zu ſtören, und den Herzog von Cumberland nach Schweden zu bringen. Dieſe Conſpiration und ihr unſinniges Project wurde indeß frühe genug durch ihre Urheber ſelbſt verrathen, und koſtete verſchiedenen Perſonen den Kopf *).

König Friedrich I. ſtarb inzwiſchen am 25ſten März 1751 in einem Alter von 74 Jahren. Schon im Februar 1748 hatte er einen Anfall vom Schlage, und von dieſer Zeit an

*) Unter andern auch einen Engländer, Namens Blackwal, der nach Schweden kam, um in der Verbeſſerung des Ackerbau's und der Oekonomie Unterricht zu geben. In einer Audienz beym Könige ſprach er höchſt anſtößig über den Kronprinzen, und that wirklich den Vorſchlag zu einer andern Succeſſion.

war er immer kränklich. Am 19ten März 1751 rührte ihn der Schlag zum dritten Male, und zwar ſo heftig, daß ſeine ganze rechte Seite gelähmt wurde, und Sprache und Gedächtniß ihm vergiengen. Letzteres hatte ſchon ſeit geraumer Zeit bey ihm gelitten. Selten konnte er ſich zuletzt auf den Namen, oder auch nur auf die Charge einer Perſon beſinnen, ſondern nannte alles Doctor. „Laßt mir den Doctor kommen,“ ſagte er, und weil Niemand wußte, wen er meynte, ſo mußte man ſo lange fragen, bis man es errieth. Einſt wollte er unter dieſer Benennung den Oberjägermeiſter gerufen haben, und da Niemand auf denſelben fiel, ſo machte er ſich endlich dadurch verſtändlich, daß er hinzuſetzte: „den Doctor von den Hirſchen.“ Er bleibt übrigens einer der merkwürdigſten Regenten in Schweden, vorzüglich wegen der Aufnahme der Künſte und Wiſſenſchaften unter ſeiner Regierung. Unter ihm entſtand die nachdem ſo berühmt gewordene Akademie der Wiſſenſchaften, wie auch die Maler- und Bildhauer-Akademie in Stockholm. Er liebte die Pracht

und lebte groß, aber nicht zum Schaden, ſondern zum Vortheil des Landes, da er ſeinen Aufwand aus ſeinen eigenen Mitteln beſtreiten konnte. Nur zwey Leidenſchaften findet der Moraliſt an ihm zu tadeln; ſeine unmäßige Neigung zum andern Geſchlechte und ſeine übertriebene Jagdluſt, die ihn oft verleitete, Geſchäfte zu verſäumen, und die Kräfte des Landmanns unnütz zu brauchen. Er fand einen Ruhm und eine Freude darin, mit eigner Hand über 200 Bären erlegt zu haben. Dieſen Ruhm kann man ihm gönnen, da er auf dieſe Art dazu beytrug, das Land von dieſen Ungeheuern zu ſäubern. Auf dieſen Jagden hatte er den damaligen Biſchof von Weſterås, der ein beſſerer Schütze, als Theologe war, oft in ſeiner Geſellſchaft, und der Biſchof war bey ſolchen Parthieen nie ohne Begleitung ſeines Küſters. Graf Rochus von Lynar ſah beyde geiſtliche Herren einmal auf einer ſolchen königlichen Jagd einen lebendig gefangenen, dem Küſter aber wieder entſprungenen, Haſen in eigener Perſon hezzen. Friedrich hatte übrigens das geſelligſte

und ungezwungenſte Weſen eines Privatmannes, und man ſah es ihm an, daß er nicht erzogen worden, um König zu ſeyn, und daß er in der Jugend gedient hatte. Seinen erſten Feldzug that er 1694 unter Wilhelm III, bey dem er Adjutanten-Dienſte verrichtete. In der bekannten Schlacht beym Schellenberge wurde er tödtlich verwundet. Die Wunde war kaum halb geheilt, als ſie ihm in der Schlacht bey Hochſtädt zufälliger Weiſe beynahe das Leben koſtete. Der Prinz erhitzte ſich nämlich während des Treffens ſo heftig, daß die Wunde zu bluten anfieng. Um das Blut zu ſtillen, und um durch einen chirurgiſchen Verband keine Zeit zu verliehren, ließ er geſchwind ein Pechpflaſter darüber ſchlagen, das bey der Ablöſung ihm nicht nur die heftigſten Schmerzen, ſondern wegen eines dazu getretenen Fiebers auch die größte Gefahr zuzog. Auch in Norwegen wurde er gefährlich bleſſirt. Als der Wundarzt ihm dort die Kugel aus der Hüfte nahm, ſchlug er ihm bey jedem Schnitte mit geballter Fauſt ins Geſicht. Der Chirurg konnte auf ſolche Art

nicht arbeiten, und dem Patienten war es — wie er ſagte — bey der Heftigkeit ſeiner Schmerzen unmöglich, dieſe mechaniſche Bewegung ſeiner Hand zu unterlaſſen. Man holte daher einen Grenadier, der ſich für einige Ducaten ſo lange ſchlagen ließ, bis die Operation vorbey war. Ueberhaupt hatten es die Aerzte bey Friedrich I nicht gut, wenn er krank, ſo wie auch ſeine Jäger nicht, wenn er übler Laune war. Der Baron Höpken ſagte daher einſt mit jovialiſcher Freymüthigkeit zum Könige ſelbſt: „Wenn er ſich etwas wünſchen ſollte, ſo wäre es, des Königs Arzt zu ſeyn, wenn er ſich auf der Jagd, und ſein Jäger, wenn er ſich krank befände.“ Von ſeinen ehemaligen Feldzügen ſprach er übrigens gerne, aber mit vieler Beſcheidenheit. Als ein Geiſtlicher einſt in einer öffentlichen Rede ſeiner vielen glorreichen Siege erwähnte, ſagte er lächelnd: „der gute Mann weiß gewiß nicht, daß ich nur zweymal allein commandirt, und beydemal Schläge bekommen habe.“

Die engen Schranken ſeiner königlichen Gewalt und ſeine politiſche Ohnmacht waren

wohl hauptſächlich Urſache an ſeinem ſichtba≈ ren Widerwillen gegen die Regierungsgeſchäf≈ te. Er ſcherzte oft ſelbſt über die Unbedeu≈ tenheit ſeiner Autorität, und führte bey ſol≈ cher Gelegenheit eine Bittſchrit an, die er un≈ ter der Addreſſe: à ſon Excellence, Excellence, Excellence, le Roi de Suéde, erhalten. „Der Narr, ſagte er, hat mich zur dreyfachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrathe habe.“ Ein andermal ſprach er vertraut mit dem Biſchof Swedberg, und dieſer ſagte zu ihm: „die Nation wundert ſich, Eure Maj. ſo ſelten in dem Reichsrathe zu ſehen.“ Das iſt nicht zu verwundern, — war die Antwort — ich habe da ſechzehn Präceptores.“

Ohne Maitreſſe konnte Friedrich I nicht ſeyn. Nach dem Tode der Gräſin Taube (von welcher ſchon oben Meldung geſchehen) wählte er ſich ein Fräulein Horn zur Beyſchläferin. Seine Gemahlin ertrug dieſe Anomalie und ihre eigene Hintanſetzung mit beyſpielloſer Geduld. Kein Mangel der Erwie≈

derung war im Stande, ihre unbegränzte Liebe zu dem Könige zu mindern. Man würde dieß unbegreiflich finden, wenn ihr Charakter nicht darüber hinreichenden Aufſchluß gäbe. Sie war nicht nur den Geſichtszügen, ſondern auch der Gemüthsart nach ein unverkennbares Ebenbild ihres Bruders, Carls XII. Selbſt darin glich ſie dieſem, daß ſie durchaus ungerne franzöſiſch ſprach *). Nur klein von Statur war ſie zugleich höchſt einfach in ihren Sitten und in ihrer Kleidung. Sie trug nie Gold und Silber, ob ſie gleich in dieſem Stücke dem Geſetze nicht unterworfen war, wie die übrigen Schweden. Auch war ſie ſehr religiös, wenn man anders eine ſorgfältige Abwartung des äußern Gottesdienſtes für ein ſicheres Zeichen der Gottesfurcht halten darf. Alle Nach-

*) Carl XII hatte die franzöſiſche Sprache hinreichend inne. Aber er wollte ſie nicht ſprechen, und nahm lieber ſeine Zuflucht zum Lateiniſchen, ſo mühſam und ſo barbariſch er ſich auch darin ausdrückte. König Stanislaus fragte ihn einſt: „Quis eſt iſte praefectus?“ und Carl antwortete: „Eſt pauper ille Colonellus, cujus uxor facit fixtum mixtum cum aliis maritibus!“

mittage wurde in ihrem Vorgemache Betſtunde gehalten, in der ein paar Lieder geſungen und von dem Hofprediger Gebete geſprochen wurden. Dieſe fromme Sitte ahmten die erſten Perſonen ihres Hofes ämſig nach. Graf Arwid Horn hatte täglich eine beſtimmte Stunde zur Abendandacht, die nie ausgeſetzt und verſäumt wurde, wenn er auch die zahlreichſte Geſellſchaft, und ſelbſt fremde Geſandten bewirthete. Der Graf knieete während dieſer Andacht, und wer ſich während des Gebets nicht in das Nebenzimmer entfernte, knieete mit. Eben ſo ſtrenge nahm auch der Graf Cronhielm, der zweyte im Senate, der äußerlichen Religioſität wahr. Letzterer ſcheint bey ſeiner übrigen Rechtſchaffenheit indeß doch mehr um das Irrdiſche, als um den Himmel bekümmert geweſen zu ſeyn, da er ſogar auf dem Sterbebette mehrere Kaufleute zu ſich kommen ließ, und aufs genaueſte alle bevorſtehende Trauerbedürfniſſe ſeiner Familie ſelbſt erhandelte; aus Furcht, ſeine Gemahlin möchte ſonſt zu viel dafür bezahlen. Wie ſich übrigens mit dieſer Religiöſität die Grauſamkeit

der Königin gegen den unſchuldigen Görz reime, ſtellen wir dahin. Und war der andächtige Horn nicht auch die Haupttriebfeder der ſchreyenden Aufopferung dieſes Lieblings Carls XII? Doch der andächtige Horn gab auf die Verwendung des biedern Paſtor Conradi für den Unglücklichen die Antwort: „Ich kenne den Baron Görz. Iſt es wahr, daß er ſich bekehrt hat, ſo müſſen wir ihn je eher, je lieber, in den Himmel ſchicken, denn ſonſt ſchlägt er wieder um, und geht ſeiner Seligkeit verluſtig.“ — In der That ein Eifer für die Bevölkerung des Himmels, der um ſo lobenswerther iſt, da jeder ehrliche und rechtſchaffene Mann zwar nicht ſeines Kopfes, aber doch — auf gutes Glück! — ſeiner Seligkeit dabey ſicher iſt!

Adolph Friedrich beſtieg nunmehr ungehindert den Thron, und zwar mit vollkommner Erbgerechtigkeit für ſeine männlichen Nachkommen. Die Freude der Nation über das neue Regentenhaus mußte um ſo größer ſeyn,

da aus der Ehe des Königs ſchon drey Prinzen da waren, die eine lange Dauer der allgemeinen Wohlfahrt verkündigten. Dazu kam, daß der jetzige Fürſt von allen andern Verbindungen und eignen Verhältniſſen ganz unabhängig war, indem er keine Erbſtaaten hatte, und ſich ſeinem neuen Reiche gradezu allein widmen konnte. Außerdem bekräftigte er bey ſeiner Thronbeſteigung nicht nur die Conſtitution von 1720; ſondern ließ ſich ſelbſt noch neue Einſchränkungen der königlichen Gewalt zum Beſten der Freyheit des Volks gefallen.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die königliche Autorität nach jener Conſtitution nicht viel mehr als ein Schatten, und der König am Ende ein bloßer Scheinkönig war. Mit dieſer ſeiner urſprünglichen Ohnmacht, und den nachher noch hinzugekommenen Einſchränkungen war man aber bald auch nicht mehr zufrieden. Man wollte durch neue Schranken und durch neuen Zwang die Lage des Königs völlig zu einem Stande von Minderjährigkeit herunterbringen, worin er weder eignen Willen, noch ein Eigenthum haben ſollte. In die-

ſer Abſicht geſchahen auf dem famöſen Reichs=tage 1756 Schritte, die für den König nicht erniedrigender und demüthigender, und von Seiten der Stände nicht verwegener ſeyn konnten.

Eine junge Dame, die um die Königinn war, hatte nämlich ausgeſtreuet, daß einige Juwelen der Fürſtin zu Hamburg verſetzt worden. Man glaubte dieſer Sage, und belohnte die Angeberin ſogar mit einer Penſion. Man ſchloß, das für das Pfand gehobene Geld ſey zu Beſtechungen beſtimmt, um die Hofparthey zu vergrößern, und der König habe Plane gegen die Freyheit. Dieſe Plane müßten vereitelt werden, und dazu könnte man nicht ſicherer kommen, als wenn man dem Könige die Mittel zu Beſtechungen nähme. Dieß könnte am beſten geſchehen, wenn man ihn zwänge, die verpfändeten Juwelen wieder einzulöſen, und dazu würde er am leichteſten genöthigt werden, wenn die Stände eine Unterſuchung nicht nur der Kronjuwelen, ſondern auch des Demantſchmuckes der Königinn verlangten.

Man kann nicht läugnen, daß die Stände (nach dem 13ten Artikel der 1723 publicirten Verordnung wegen Veräußerung der Krongüter) zu einer ſolchen Unterſuchung befugt waren. Allein ein ſolches Recht, deſſen Reſervation während einer Minderjährigkeit des Fürſten, oder auch bey einer Thronerledigung allerdings conſequent und wichtig war — ein ſolches Recht ohne hinreichenden Grund, und bloß auf ein unerwieſenes Gerücht auszuüben, verrieth den ſchändlichſten Argwohn, und erniedrigte den König auf die ſchimpflichſte Weiſe. Dazu kam, daß die Edelſteine, von denen die Rede war, der Königinn als Braut von dem Grafen Teſſin im Namen des Königs waren überreicht worden, und daß ſie dieſelben mithin als ihr Eigenthum, nicht aber als ein Pfand der Nation anſehen konnte, wovon ſie, ſobald und ſo oft es verlangt wurde, Rechenſchaft ablegen müßte.

Die Königinn, über dieſes Mißtrauen der Stände und über eine ſo ſchnöde Behandlung auf das empfindlichſte gereizt, weigerte ſich, eine Viſitation ihres Schmuckes zuzulaſſen.

Sie

Sie erklärte aber zugleich, „daß ſie die benannten Juwelen von den ihrigen trennen, und ſie den Ständen zurückliefern würde, weil ſie ſich von nun an zu gut hielte, ſelbige länger zu tragen.“

Dieſe Erklärung erbitterte die Stände noch mehr. Sie kamen mit einer zweyten weitläuftigen Vorſtellung ein, worin ſie die Befugniß ihrer Foderung eben ſo umſtändlich als nachdrücklich deducirten, und mit folgenden ſchneidenden Worten ſchloſſen:

„Die Stände wünſchen keine Aendrung in Ewr. Majeſtät Geſinnungen gegen Dero Gemahlin, recht ſehr aber, daß der Königin Maj. Ihre Geſinnungen gegen das Reich ändre. Sie verlangen nichts mehr, als daß man Ewr. Maj. in Ruhe laſſe, um Ihre Unterthanen glücklich, und Ihre Regierung ruhmwürdig zu machen. Daher wünſchen ſie, daß eine Perſon, deren Wohlfahrt mit Ewr. Maj. Ihrer ſo genau verbunden iſt, beſtändig in dem Beſitze ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit bleiben möchte. Uebrigens hegten ſie zu des Königs väterlicher Sorgfalt das beſte

Vertrauen, und — man merke wohl — gebrauchten ungerne die Mittel, die Gott und Recht und Befugniß ihnen ſonſt ertheilten.“

So tief auch der König den Uebermuth und die ungebührlichen Anmaaßungen der Stände in dieſer Vorſtellung fühlte, und ſo ſehr ihn die vermeſſene Einmiſchung ſeiner Unterthanen in ſeine häuslichen Verhältniſſe kränken mußte, ſo erlaubte ihm ſein ruheliebender und ſanfter Charakter dennoch nur Aeußerungen einer Mäßigung, die willig und zuvorkommend die Hand zum Frieden bietet. Er betheuerte in ſeiner Replik den Ständen: „daß die Königinn die Nation liebe und hochachte; er verſicherte, daß ſeine Gemahlin die Stände nie habe beleidigen wollen, und wenn ſich in ihre erſte Antwort einige harte Ausdrücke eingeſchlichen hätten, ſo rühre dieß nicht von dem Willen einer abſichtlichen Beleidigung, ſondern hauptſächlich davon her, daß die Königinn ihr Schreiben in einer Sprache abgefaßt habe, deren ſie nicht völlig mächtig ſey. Sie habe übrigens dieſe Juwelen 10 Jahre getragen, ohne daß die Stände ſich je die

quäſtionirte Unterſuchung hätten einfallen laſſen, und eine ſolche Unterſuchung könne ſie doch durchaus nicht anders anſehen, als einen Verdacht, der ihre Ehre auf das empfindlichſte träfe. Zudem könne ſie dieſe Diamanten, die ihr in ſeinem Namen als Heyrathsgeſchenk überreicht worden, nach einem eignen Artikel des Vermählungstractat nicht anders als ihr Eigenthum anſehen.“ Weit entfernt, daß dieſe Nachgiebigkeit des Königs die Stände zu mildern Geſinnungen hätte bringen, und der ganzen verdrießlichen Diſcuſſion ein Ende machen ſollen, reizte ſie ihren Eigenſinn noch mehr. Sie beſtanden auf ihrer Foderung, und ließen in ihre neue Antwort die beleidigenden Ausdrücke fließen: Sie bäten den König, er möge künftig Herr ſeines Hofes und ſeines Reichs ſeyn. Worte, die nach dem, was die Stände ſchon vorher über die Königinn und ihren Einfluß geäußert hatten, keiner weitern Erklärung bedürfen.

Kaum war dieſe ärgerliche Sache beygelegt, als die Stände noch kühnere Schritte wagten, und die Autorität und Gewalt

ihres Regenten ſelbſt in einem Rechte angriffen, deſſen Beſitz nicht etwa bloß das allgemeine Recht, ſondern die Natur ſelbſt jedem ordentlichen Vater als heiliges und unzuverkümmerndes Eigenthum zuſichert. Man entriß nämlich dem Könige die Macht, ſeine Prinzen ſelbſt erziehen, und diejenigen Perſonen wählen zu können, denen er die Bildung ſeiner Kinder anvertrauen wollte. War die Verkümmerung und der Raub dieſes väterlichen Rechts ſchon an und für ſich höchſt kränkend und niederſchlagend für den König, ſo mußte er es durch die Art, wie es geſchah und wie die Stände ihre Uſurpation zu motiviren und zu rechtfertigen ſuchten, noch mehr werden. In ihrer desfallſigen Vorſtellung ſagten ſie ohne Hehl und Schminke grade heraus: „daß alle Könige, wenn ſie ihren eigenen Neigungen überlaſſen wären, darnach trachteten, ihre Macht zu erweitern, und daß ſie ſchon aus dieſer Urſache Grundſätze und Maximen hätten, die den Abſichten und Wünſchen des Volks grade entgegen wären.“ Die nähern Reſultate dieſer Behauptung und ihrer

Anwendung auf die willkührliche Erziehung der königlichen Kinder fallen von ſelbſt ins Auge. Mehrere Ausdrücke in dieſer Vorſtellung ſagen überdem noch deutlicher, daß man dem Könige keine andre als ehrgeizige Abſichten zutrauen könne, die auch offenbar auf den Kronprinzen fortgepflanzt werden würden, ſobald man die Sorge für ſeine Erziehung dem Könige überließe. Wie ungerecht dieſe Vorausſetzung und dieſe imaginaire Beſorgniß übrigens gegen Adolph Friedrich war, bewies ſeine bisherige Aufführung hinreichend. Weit entfernt, Grundſätze und Abſichten zu nähren, die man auf ſolche boshafte Weiſe ihm unterſchob, dürfte ihn eher der Tadel treffen, daß er von Anfang ſeiner Regierung bis zu Ende zu nachgiebig, zu wenig ehrgeizig war.

Vergebens berief ſich der König auf den dritten Artikel der Regierungsform, der ihm die Ernennung der Erzieher des Kronprinzen offenbar zugeſteht. Der geheime Ausſchuß antwortete auf alle ſeine Erinnerungen und Einwendungen: „Die Stände des Reichs wären Geſetzgeber und Gewalthaber. Aber Geſetzge-

bung und Gewalt würde ohne Wirkung ſeyn, ſobald ein Dritter ihnen Hinderniſſe in den Weg legen könnte. Aus dieſem Grunde hätte ſich der König durch einen feyerlichen Eid verpflichtet, mit den Ständen immer Eines Sinnes zu ſeyn, ſo daß er mit ihren Beſchlüſſen entweder zufrieden ſey, oder zufrieden ſeyn müſſe."

Und nach dieſem anmaaßenden Grundſatze, der jeden Begriff von königl. Würde über den Haufen warf, ernannten die Stände nunmehr nicht bloß den Gouverneur des Kronprinzen, ſondern auch ſelbſt die Perſonen, die ihm zur Aufwartung dienen ſollten. Der König mußte ſich nicht nur dieß gefallen, ſondern durch den übermüthigen Willen der Stände ſich auch dazu zwingen laſſen, einem der bisherigen Lehrer ſeiner Prinzen, Herrn von Dalin, auf einige Zeit den Hof zu verbieten. Was die Stände zu dieſem Verlangen bewog, iſt immer ein Geheimniß geblieben, und beſagtem Inſtructor nie etwas öffentlich zur Laſt gelegt worden, welches ein ſolches Verfahren hätte rechtfertigen können. Sein einziges

Verbrechen war am Ende wohl kein anderes, als daß er das Vertrauen ſeines Herrn und die Liebe ſeines Zöglings beſaß, und — dem franzöſiſchen Syſteme abgeneigt war.

Man kann nicht läugnen, daß der Erziehungsplan, den die Stände jetzt für den Kronprinzen entwarfen, und auch die Wahl der Männer, die ſie zu ſeinen Aufſehern und Lehrern ernannten, den höchſten Beyfall verdienten. Allein ſeine Erziehung war auch ſchon vorher den beſten Händen, und die Inſtruction, die der König für den Gouverneur ſeines Sohnes, den Grafen und Reichsrath Teſſin, 1749 mit eigner Hand entworfen hatte, war muſterhaft, und hob von ſelbſt jeden Verdacht einer Corruption des künftigen Thronfolgers zum Nachtheile der Freyheit der Nation. Nach dieſer Inſtruction ſollte bey der Bildung des Prinzen vor allem darauf geſehen werden, daß ſein Herz zu reiner Gottesfurcht, zum Gehorſam gegen ſeine Eltern und zur Liebe gegen ſeine Unterthanen gewöhnet würde. Es wurde dem Gouverneur nachdrücklich darin aufgelegt, den Prinzen vor der Ein-

bildung zu bewahren, als wenn ein Theil der Nation beſſer gegen ihn geſinnt ſey, wie der andere. (Eine Anweiſung, die der leidige Factionengeiſt leider! nothwendig machte.) Ueberdem ſollte der künftige Thronfolger zum Studium der Conſtitution ſorgfältig angehalten werden, um ſeine und die Rechte der Nation ungekränkt zu erhalten zu wiſſen. Man ſollte ihn ferner in der Kriegskunſt gehörig unterweiſen, ihm die Geſchichte, als die beſte Lehrerin der Regierungskunſt empfehlen, ihm vorzüglich Liebe gegen den producirenden Theil ſeiner künftigen Unterthanen beybringen, die die Stütze jedes Staats wären; ihn vor Schmeichlern und Verläumdern jeder Art bewahren, und ihm Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten einflößen, der eine Zierde jedes Regenten wäre u. ſ. w. *).

Wer wird in Abrede ſeyn, daß dieſer Plan ſeinem ganzen Umfange nach wohl überdacht, und ſeine Tendenz für das Land durchaus

*) M. ſ. dieſe Inſtruction ausführlich in den Geneal. Hiſtoriſch. Nachrichten vom Jahre 1749. Theil 135. S. 223. ff.

wohlthätig war! Und dennoch wollte die Hauptparthey ſich überreden, daß herrſchſüchtige Maximen darin zum Grunde lägen. In dieſem Plane war keine Rede vom künftigen Gehorſam des Prinzen gegen den Senat und die Stände; er führte den Prinzen auf ſtandhafte Vertheidigung ſeiner Rechte; er gab ihm Anweiſung, ſich unter dem größern Haufen Freunde zu machen, und endlich wollte eben dieſer Plan, daß der künftige Regent auch ein wackrer General werden ſollte. In allen dieſen Punkten fand man nun eben ſo viele heimliche Schlingen gegen die Freyheit; jene Freyheit, die die Nation ſich ſo theuern Preiſes erkauft hatte. Ueber dieſes erſte Kleinod des Volks könne man — ſagten die Hüte — nicht genug wachen, und um es gegen ſeinen gefährlichſten Feind, gegen den Ehrgeiz des Regenten, zu ſchützen, müſſe man mit Sorgfalt darauf denken, in dem Herzen der künftigen Thronfolger von der erſten Jugend an jeden Keim und die leiſeſten Regungen irgend einer deſpotiſchen Leidenſchaft zu unterdrücken. Man müßte ſie früh gewöhnen, ſich in die engen

Schranken der königl. Gewalt in Schweden zu fügen, um ſie nicht in Gefahr zu ſetzen, nachher Aufwallungen zu haben, die ſich mit der Natur der Conſtitution nicht vertrügen. Zu dem Ende müſſe man dem künftigen Thronerben während ſeiner Erziehung beſonders folgende Grundſätze beybringen: — „Niemand ſey ein gebohrner Sklave, und Könige würden als Menſchen, nicht als Könige gebohren. Das Volk habe ein unſtreitiges Recht, die höchſte Macht und die damit verbundenen Gerechtſame für ſich zu behalten. Die Stände allein hätten die Macht, Geſetze zu geben, und bey Erklärung und Auslegung dieſer Geſetze wären die Reichsräthe die einzigen und geſetzmäßigen Rathgeber des Königs. Dieſen müſſe er zu ſeines und des Landes Beſten ein vollkommenes Vertrauen ſchenken. Ein ſchwediſcher König müſſe mehr von ſeinem Volke geliebt, als gefürchtet ſeyn wollen, und dürfe ſich daher keinen Zwang erlauben, den kein freyes Volk ertragen könne u. ſ. w.“

Man muß geſtehen, daß der Erziehungsplan der Stände (er wurde unterm 26ſten Fe-

bruar 1756 von dem Landmarſchall und den Deputirten unterſchrieben dem Könige übergeben) im Ganzen vollkommen fähig war, einen guten und tugendhaften Regenten zu bilden. Und wenn man nicht läugnen kann, daß Liebe und Sorge für die Freyheit ihn eines Theils eingaben, ſo muß man auf der andern Seite doch auch bekennen, daß dieſer republicaniſche Geiſt von einer Aengſtlichkeit begleitet war, die am Ende das höchſte Mißtrauen, mithin auch die höchſte Beleidigung gegen das regierende Haus in ſich ſchloß. Und ſchärfer unterſucht, mochte es wohl nicht eigentlich die Reichsfreyheit ſeyn, die man ſo ſorgſam und zärtlich zu bewachen ſchien! Hinter jenen Grundſätzen eines democratiſchen Republicanismus verbarg ſich am Ende das Syſtem der ariſtocratiſchen Herrſchſucht, und ein ungemäßigter Ehrgeiz, der ſeinen Triumph darin fand, die einſtmalige Souveraine ihre jetzige Unbedeutenheit und Ohnmacht, und dagegen die hohe Gewalt und den entſcheidenden Einfluß nicht des Volks — ſondern der Senatoren und Ariſtokraten fühlen zu laſſen.

Nach dieſem unerhörten Eingriffe der Stände in die väterlichen Rechte des Königs thaten ſie einen noch kühnern Schritt, deſſen Zweck dahin zu gehen ſchien, den kleinen Ueberreſt der königlichen Vorrechte auf einmal und völlig zu vernichten.

Sie kamen nämlich mit der unterthänigen Bitte ein, „daß dem Senate ein kö„niglicher Stempel übergeben würde, „deſſen er ſich ſtatt der königlichen Unterſchrift „in allen Fällen, wo dieſe nöthig wäre, bedie„nen, und ſeinen Ausfertigungen dadurch eben „die Autorität und volle Kraft geben könnte, „als wenn ſie von Sr. Majeſtät eigenhän„dig unterzeichnet wären.“ Außer einer etwanigen Krankheit oder Unpäßlichkeit des Königs — lautete es in dieſer ſonderbaren Addreſſe — könnte es mehrere Urſachen geben, die den König abhielten, das zu unterzeichnen, was ihm zu dem Ende zugeſchickt würde. Dergleichen Zögerungen aber dürften ſehr oft von nachtheiligen Folgen ſeyn, und daher wäre es nothwendig, daß in allen Sachen, wo das Hauptſiegel des Königs bisher

gebräuchlich geweſen, ohne Ausnahme ein ſolcher Stempel des Senats mit des Königs Namen ſubſtituirt würde, ſobald die königliche Unterzeichnung nicht auf das erſte, oder zweyte Anſuchen des Reichsraths erfolgte. „Wir ſind in unſerm Gewiſſen überzeugt — ſagten die Stände an einer andern Stelle dieſer Addreſſe mit übereilter aber ſehr conſequenter Offenherzigkeit — daß der erhabene Name des Königs den Befehlen und Ausfertigungen mehr Nachdruck giebt.“ War dieß nicht offenbares Bekenntniß, daß man durchaus einen Namenkönig brauche, um den großen Haufen durch die Täuſchung, daß ein König im Staate den Vorſitz habe, deſto ſicherer zu regieren? Und leuchtet aus eben dieſem Geſtändniſſe nicht klar in die Augen, daß der größere Theil der Nation der Monarchie zugethan, und daß dieſe Zuneigung deſſelben gegen die Souverainität dem Senate kein Geheimniß war?

Der König erwiederte auf dieſe exorbitante Foderung: „Er könne die Beſchlüſſe des Senats nicht eher unterſchreiben, als bis er ſie unterſucht und geprüft hätte.“ Bey die-

ſer Aeußerung ſtützte er ſich offenbar eben ſo ſehr auf die Heiligkeit ſeiner Pflicht, als auf das Recht ſeines Berufs. Aber aus dieſem Geſichtspuncte ſah der Reichsrath dieſe Erklärung nicht an. Man gab ihr im Gegentheil die gehäſſigſte Deutung, und fand in ihr ein ungebührliches Mißtrauen gegen den Senat, und ſelbſt auch die geheime Abſicht, den Reichsrathsbeſchlüſſen ſich durch Mehrheit zu widerſetzen. Nun nahm der Senat den 16ten Artikel der Conſtitution zu Hülfe, und legte ihn ſo aus," daß ein Beſchluß des R. R. durch die Pluralität gültig ſey, der König möge ihn genehmigen oder nicht." „Das Reich — hieß es weiter — müſſe nach den Geſetzen, nicht aber nach dem Gewiſſen des Königs regiert werden. Es komme alſo nicht darauf an, daß der König die Beſchlüſſe des Senats erſt unterſuche, ſondern nur darauf, daß er durch ſeine Unterſchrift für die Vollziehung derſelben ſorge." Der König gab in ſeiner Erwiederung auf dieſe Erklärung ſeinen Schmerz über eine ſo verkehrte und gehäſſige Auslegung ſeiner Grundſätze rührend und an-

ziehend zu erkennen. Er bat, „man möge ihm doch die Freyheit nicht rauben, ſeine Unterſchrift zu verweigern, wenn er in den Beſchlüſſen des Senats etwas gegen ſeine Ueberzeugung und gegen ſein Gewiſſen fände.“ Aber aller Bitten und Vorſtellungen ungeachtet, mußte er in ſeiner Ohnmacht endlich auch in dieſem Stücke, wo es auf eines ſeiner weſentlichſten Vorrechte ankam, nachgeben, und in den Gebrauch eines ſolchen Stempels willigen. Auf dieſe Art erhielten Verordnungen, die er nicht entwarf, Beſchlüſſe, in die er nicht willigte, ſeine Unterſchrift und volle Kraft. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden zwar an ihn gerichtet. Allein dieſe Ehre war weiter nichts, als leere Formalität. Die eigentliche Majeſtät und ihre Rechte beruheten auf dem Senate. Dieſer entſchied, und der König hatte keinen Willen. Er war — wie ein neuerer Schriftſteller ſich paſſend ausdrückt — die todte Ueberſchrift eines Staatsgebäudes, das für einen König aufgeführt war, in dem aber keiner weniger zu ſagen und anzuordnen hatte, als grade der König.

Allen dieſen, faſt unglaublichen, Kränkungen des Königs gieng noch eine andere vorauf, deren Anlaß höchſt unbedeutend war, in dem aber die jetzige Erbitterung des Senats gegen den Regenten am Ende hauptſächlich ihren Grund hatte. Der ſchrankenloſe Ehrgeiz der Senatoren fand ſich nämlich durch einen (ſchon 1755 gegebenen) königlichen Befehl, „daß außer den königlichen Kutſchen kein Wagen in den innern Schloßhof fahren ſollte," höchlichſt beleidigt. Die Gemahlinnen der Reichsräthe Höpken und Scheffer fuhren einige Tage nach der Publication dieſes Befehls zur Cour nach Hofe, und ihre Kutſcher waren angewieſen, grades Wegs in den innern Schloßplatz zu fahren. Allein die Schloßwache verweigerte die Einfuhr. Die Senatoren waren ſchlau genug, wegen dieſer vermeintenVerachtung nicht bloß um ihrer ſelbſt willen Klage zu führen. Sie ſteckten ſich hinter den franzöſiſchen Geſandten, und bewogen dieſen, die Einfahrt in den Schloßplatz ebenfalls zu verſuchen, und wenn man ſie ihm verweigern würde, alsdann ſeine Klage beym Senate anzubringen.

Würde

Würde ihm dieſes wichtige Vorrecht aber geſtattet, ſo hätte alsdann jedes Mitglied des Reichsraths, wegen Gleichheit des Ranges, auf dieſen Vorzug eo ipſo rechtmäßigen und gegründeten Anſpruch. Der Verſuch fiel nach Wunſch, und ſeiner Abſicht gemäß aus. Nun gieng der Senat weiter. Der Oberſt der Garde wurde wegen der den Reichsfrauen wiederfahrnen Beleidigung zur Rede geſtellt. Er entſchuldigte ſich damit, daß der ganze ärgerliche Vorfall ohne ſein Wiſſen geſchehen ſey, und ſchob die Schuld auf den Unterofficier. Dieſer wurde ohne weitern Anſtand auf Befehl des Senats arretirt. Der König erfuhr den ungebührlichen Schritt des Reichsraths mit dem höchſten Unwillen, gab dem Oberſten der Garde Befehl, den arretirten Unterofficier ſo gleich wieder auf freyen Fuß zu ſetzen, und verbot, dem Senate über dieſe Sache weder Rechenſchaft zu geben, noch desfalls Befehle von demſelben anzunehmen. Er caſſirte auf dieſe Art das voreilige und geſetzwidrige Betragen des Senats gänzlich. Er erſchien nachdem deshalb in der Rathsverſammlung ſelbſt, und recht-

fertigte die Caſſation der reichsräthlichen Procedur mit den Gardereglements Friedrich I, und ſelbſt mit ſeiner Verordnung des letzten Reichstags, in welcher ausdrücklich beſtimmt war, „daß die Garde bloß vom Könige Befehle anzunehmen habe.“ In dieſer Erklärung des Königs, die ſich offenbar auf ein beſtimmtes Recht gründete, fand der Senat indeß eine Verlezzung, und was noch mehr war, eine heimliche Untergrabung der Freyheit. Er ſchützte zugleich vor, daß er nicht mehr ſicher ſey, wenn die Garde nicht unter ſeinen Befehlen ſtände, und wenn der König ſich eine unbedingte Macht darüber zueignen wollte. „In dieſem letztern Falle erhebe der König ſeine Perſon über die höchſte Regierung, (den Senat,) und ſobald man eine ſolche Uſurpation in irgend einem Stücke zulaſſe, ſo ſey es um die gute Sache der Freyheit gethan, und der Deſpotismus ſey dann wieder im Keime ſeines Glücks.“

Durch Vorſpiegelungen dieſer Art, und durch die ſpitzfündigſten Folgerungen ſuchte der Reichsrath dieſe unbedeutende Sache zur Angelegenheit der Nation zu machen. Er drang

daher auf einen beſondern Reichstag, „um, wie es im Convocationsſchreiben hieß, die Nation wegen der Gefahren ihrer Freyheit zu warnen.“ Zu eben der Zeit drang auch der König auf eine Zuſammenberufung der Stände, — um bey der Nation Hülfe zu ſuchen, und durch ſie entſcheiden zu laſſen, „ob die Reichsräthe ſeine Vormünder oder bloß ſeine Räthe ſeyn ſollten.“

Wir haben ſchon geſehen, wie die Nation — oder eigentlicher die Hutparthey — entſchied, und wie der König auf dieſem Reichstage beynahe zur völligen Unmündigkeit herabgeſetzt wurde. Er ſelbſt ertrug ſeine Demüthigungen mit einer Gelaſſenheit und einem Kaltſinne, der die dreiſten Anſchuldigungen ſeiner Gegner am beſten widerlegte. Allein die Gewaltthätigkeiten, die man ſich gegen ihn erlaubte, und die Willkühr, mit welcher der Senat und die Stände die Conſtitution und die Geſetze — immer unter dem erborgten Scheine der Freyheit — handhabten, waren zu ausſchweifend, als daß ſie nicht unbefangnen Patrioten hätten die Augen öffnen, und dieſe mit

Nachdruck auffodern ſollen, jenem Unfuge ein Ende zu machen.

Und dieſen großen und kühnen Plan entwarfen der Obriſt Graf Brahe, der Oberhoffmarſchall Baron Horn und der Obriſt der königlichen Leibwache Graf Härdt. „Man kann ſich — ſagt der Letztere bey Gelegenheit der Anläſſe und des Erfolgs dieſer patriotiſchen Conſpiration — keine ärgere politiſche Zerrüttung denken, wie ſie damals (1756) in Schweden war. Bitterkeit und Haß herrſchten gleich heftig unter den beyden Partheyen (der königlichen und der prädominirenden Hutparthey.) Wuth und Raſerey brachen von allen Seiten aus. Die Geiſtlichkeit, der Adel, der Bürgerſtand, ſelbſt die Bauern, alle wollten den Senat nach ihren Einfällen regieren. Sie tobten einer gegen den andern und verfolgten ſich ohne Schonung. Die Parthey des Senats glaubte ſich von dem ſchrecklichſten Deſpotismus bedroht, und die Parthey des Hofes beſorgte die fürchterlichſte ariſtokratiſche Tyranney. Die erſtere Parthey wurde von Frankreich unterſtützt, und war die mächtigſte. Aber

eben dieſe Vereinigung mit Frankreich war die Grundquelle aller Uebel des Staats. Der Hof wurde ſchaamlos verhöhnt, und die, welche ſich für die Hofparthey erklärten, wurden unerhört verfolgt. Leute, die nicht das mindeſte Verdienſt hatten, wurden zu den höchſten Ehrenämtern befördert, und auf eine empörende Art wurden bey jeder Gelegenheit Recht und Unrecht, geſetzmäßige Ordnung und Mißbrauch, Freyheit und Zügelloſigkeit, königliches Anſehen und Deſpotismus vermengt."

Solche empörende Mißbräuche machten eine Revolution wünſchenswerth, ſelbſt nothwendig. Wurde ihr Plan redlich entworfen und mit Klugheit und Glück ausgeführt, ſo hatten die Urheber deſſelben entſchiedene Verdienſte ums Vaterland, und den gerechteſten Anſpruch auf den Dank der Nation. Was die Natur dieſes nun bekannten Projekts ſelbſt anbetrifft, ſo ſieht man, daß der uneigennüzzigſte Patriotismus, und die lauterſte Liebe gegen den König und zugleich auch gegen die Nation daſſelbe eingaben. Man wollte die Regierungsform wieder auf den Fuß bringen,

wie ſie in der glänzendſten Periode des Reichs, unter Guſtav Adolph, geweſen war. Um ein Werk von ſo großem Umfange ohne vieles Blutvergießen zu Stande zu bringen, beſchloß man, ſich nicht zu übereilen, ſondern eine günſtige Gelegenheit abzuwarten, die ſich bey dem ungebührlichen Verfahren und der immer höher ſteigenden Arroganz und Gewaltanmaaßung des Senats früher oder ſpäter, aber gewiß bald darbieten würde. Zugleich ſollten Emiſſarien in den Provinzen, beſonders im Dahllande, das Volk nicht nur auf eine ſolche Revolution vorbereiten, ſondern es ſelbſt zum erſten Werkzeuge ihrer Ausführung machen. Bey der Liebe, welche die Bauern für ihren König hatten, bedurfte es nur einer einfachen Schilderung ſeiner jetzigen unterdrückten und traurigen Lage, um ſie gegen die Unterdrücker in Harniſch zu bringen. Sobald man nun einer ſolchen Stimmung des Volks und eines Aufſtandes der Dalbauern zum Vortheile des Hofes verſichert ſeyn könnte, dann ſollte der Reichsrath durch die Garden aufgehoben, und durch den Dalaufruhr der Sturm der Regie=

rungsveränderung von Provinz zu Provinz verbreitet werden. ꝛc. ꝛc.“

Man betrieb dieſen großen und wohlüberdachten Plan noch mit der größten Verſchwiegenheit, als ſich eine Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Entwurfe einen höchſt tragiſchen Ausgang gab. Der Baron Horn hatte nicht Geduld genug gehabt, die Vollführung der Revolution zu erwarten. Er ließ durch einige Vertraute, unter denen ſich — man bedenke die Unvorſichtigkeit! — ſogar ein königlicher Laufer und drey Unterofficiere befanden, den Pöbel in Stockholm zum Beſten des Hofes aufhetzen. Nun verſammelte ſich (am 25ſten Junius 1756) das Volk des Abends ganz unerwartet zu mehrern Tauſenden. Die Mißvergnügten wußten ſchon, daß der Graf Brahe das Oberhaupt der Parthey ſey, die eine Revolution im Sinne hatte. Sie ſchickten alſo an ihn drey Deputirte, die ihn, da ſie ihn nicht zu Hauſe trafen, bey dem Grafen Hardt aufſuchten, ihn dort fanden, und erklärten, „daß ſie um Mitternacht alle bewaffnet ſeyn würden, um gewiſſe Herren gefangen zu neh-

men, welche den König auf tauſenderley Weiſe kränkten und beſchimpften.“ Hardt und Brahe baten die Aufrührer, ruhig zu bleiben, und die Ausführung ihres Projects auf eine gelegnere Zeit zu verſchieben. Aber vergebens. Nach einer Stunde waren eben die Abgeſandten wieder da, und brachten die Nachricht, „daß es mit dem Aufſchube ſchon zu ſpät ſey. Alles wäre ſchon in Bewegung, um ſich auf dem Verſammlungsorte zu vereinigen.“ In dieſer kritiſchen Lage giengen beyde Grafen zum Könige, um ihn zu bereden, ſeine Parthie zu ergreifen, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Allein zu dieſem heroiſchen Schritte hatte der König nicht Entſchloſſenheit genug. Seinen friedlichen Neigungen war ein ſolcher Gewaltſtreich durchaus zuwider. Alle Vorſtellungen, ſelbſt die Bitten und das Anerbieten ſeiner Gemahlin, ſich in dieſen entſcheidenden Augenblicken mit ihm zu Pferde zu ſetzen, und überall zu begleiten, waren vergebens. Unterdeſſen war das Complott ſchon entdeckt. Der Verräther war ein Unterofficier von der Garde, Namen Schedwin, ein Vertrauter der Ca-

pitaine Stahlſchärd und Pucke, die von Anfang an um das Project wußten, und es eifrig betrieben hatten. Sogleich verſammelte ſich der Senat. Weil er ſich nicht völlig auf die Garniſon verlaſſen konnte, ſo wurde die Bürgerſchaft zu den Waffen aufgeboten. Drohende Schaaren durchſtrichen nun die Straßen, jagten die Mißvergnügten auseinander, und ſchleppten einen Haufen derſelben in die Gefängniſſe. Am folgenden Tage wurden Baron Horn, Graf Brahe, und die eben genannten Officiere arretirt. Von den Häuptern der Verbindung entkamen nur der Landrichter Baron Wrangel, ein Lieutenant Gyllenſpetz und der Graf Hårdt, die ſich alle nachdem in Preußen aufhielten.“ Mein Dienſt — erzählt der Letztere in ſeinen Memoiren — rief mich den folgenden Tag nach jenem unglücklichen Abend an den Hof. Ich ſpeißte beym Könige zu Mittage. Man ſprach nichts; man ſah ſich einander an. Nur die Königinn behielt ihre Faſſung. Nach Tiſche gieng ich zum Grafen Brahe, der die Sache noch nicht für ſo ernſthaft anſah, als ſie wirklich war.

Aber gleich nachher erfuhren wir, daß der Baron Horn eingezogen ſey. Von ihm konnten wir leicht vorherſehen, daß er nicht ſtandhaft genug ſeyn würde, ſeine Complicen zu verſchweigen. Ich kam zu Hauſe, und erfuhr, daß außer mehrern Perſonen auch ein junger Officier arretirt wäre, der mir aus Dankbarkeit ſehr zugethan war. Man brachte ihn auf die Marterbank, um von ihm das Geſtändniß des ganzen Complotts herauszubringen. Er hielt die Tortur mit ſtoiſchem Muthe aus, und hatte nacher noch Stärke genug, mir folgenden Zettel zu ſchreiben:“

„Ich komme aus der Hölle. Man hat mich in Anſehung Ihrer viel gefragt, und vorzüglich mich auch wegen der Patronen quäſtionirt, von denen man ausgeſagt, daß ſie ſich in dem Hauſe des Grafen Brahe befänden. Die Marter brachte mich zum Geſtändniſſe, daß ich um die letztern wüßte. Aber in Anſehung Ihrer habe ich geantwortet, daß auch der Teufel ſelbſt mich zu keiner Lüge bringen würde.“

„Sobald ich dieſen Zettel erhielt, — fährt Hardt fort — ſchickte ich ihn ſogleich an den Grafen Brahe, und ſchrieb bloß die drey Wor-

te darunter: „Je m'en vais.“ (Ich gehe davon) Wollte Gott! er wäre meinem Beyſpiele gefolgt! Meine Frau war außer ſich. Wir umarmten uns ohne ein Wort hervorbringen zu können, und ich reiſete in Begleitung eines Freundes bey Nacht in einem Boote ab. Ich hatte zum Glück ehrliche Schiffer, die ich gut bezahlte. Erſt ſpät nach meiner Flucht erfuhr man, welchen Weg ich genommen. Zehn Meilen von Stockholm ſtieg ich an Land, gieng zu einer Perſon meiner Bekanntſchaft, nahm dort ein Pferd, und reiſete nur bey Nacht. Des Tages begab ich mich in irgend eine entlegene Hütte mitten in einem Walde, von welcher Art Hütten es in dieſer Gegend viele giebt. Mein Bruder lebte auf einem ſeiner Landhäuſer, 40 Meilen von der Reſidenz. Eine halbe Meile von ſeinem Wohnorte lag ein Weiler, der ihm auch zugehörte. Hier ruhte ich mich im Vorbeygehen aus, nahm die gehörigen Maaßregeln, mich bey den Bauern nicht zu verrathen, und ließ meinen Bruder rufen. Er wußte noch nichts von dem, was in Stockholm vorgefallen war, und mein trauriger Be=

ſuch mußte ihn beſtürzen. In der folgenden Nacht ſtieg ich durch ein Fenſter in ſein Haus, damit keiner ſeiner Bedienten meine Ankunft erführe. Er hatte einen Freund in der Nähe, der Officier unter dem dortigen Cavallerieregimente war. Dieſen ließ er rufen, und der brave Mann erbot ſich, mich an die Gränze zu begleiten. Er gab vor, daß er Pferde für ſein Regiment einkaufen wollte, und ich begleitete ihn in einer alten Livree, als Bedienter. Wir ritten Tag und Nacht durch, bis wir nach Helſingborg kamen. Hier nahm ich ein Boot, und fuhr bey Nacht über den Sund. Des Morgens gieng ich in die Stadt Helſingoer, wo der Commendant mein Anverwandter und Freund war. An der Thür gab ich mich für einen Bedienten aus, der mit dem Commendanten zu ſprechen hätte. Aber die Domeſtiken ſahen mich für einen Bettler an. Ich beſtand indeß darauf, daß ich ihrem Herrn nothwendig gemeldet werden müſſe. Der General kam endlich ſelbſt, um zu ſehen, was es gebe. Ich entdeckte mich ihm, und er hatte ſchon von Stockholm einige Nachricht. Er gab mir Wä-

ſche und Kleider, und ſchickte einen ſichern Boten an meine Frau nach Stockholm. Inzwiſchen war meine Flucht ſchon in allen Zeitungen und Intelligenzblättern bekannt gemacht, und ein Preis auf meinem Kopf geſetzt worden. Man hatte mich in Stockholm unter Trommelſchlag aufgefodert, mich zu ſtellen und 1000 Ducaten dem vorſprochen, der mich ſchaffen, oder meinen Aufenthalt ſicher angeben würde. Eine Menge Emiſſarien wurden mir nachgeſchickt, und an mehrere Höfe ergiengen Reclamationen, mich im Betretungsfalle ausliefern zu laſſen. Unter ſolchen Umſtänden konnte meines Bleibens in Helſingoer nicht lange ſeyn. Ich reiſ'te zwey Tage nach meiner Ankunft, unter dem Namen und Paß eines Fremden, von dort nach Hamburg. Hier hatte aber der Schwediſche Reſident ſchon Ordre, auf mich zu vigiliren, und ich gieng nun zu dem Fürſten von Waldeck. Der Senat erfuhr indeß meinen Aufenthalt, und erſuchte den Kaiſer, mich arretiren zu laſſen. Waldeck erhielt das kaiſerliche Schreiben; ich blieb aber unangetaſtet, reiſete jedoch zu mehrerer Sicherheit nach der Schweiz.

Immittelſt hatte der Großfürſt von Rußland, Peter III, allen durch dieſe Conſpiration unglücklich gewordenen Schutz verſprochen, und meine Frau gieng deshalb zu ihrer Schweſter nach Hollſtein, wohin ich ihr ein halbes Jahr nach meiner Flucht von Stockholm folgte, einige Zeit zu Kiel lebte, und 1757 in Preußiſche Dienſte trat.“ *).

Aſiatiſcher Deſpotismus hätte in einem ähnlichen Falle nicht weniger Rückſicht auch nur auf den Schein von Gerechtigkeit nehmen können, als ſich in dem Betragen der herrſchenden Parthey bey dem Verhöre der unglücklichen verhafteten Conſpiranten zeigte. Sie mußten ſich zur Verantwortung vor ein ſogenanntes geheimes Tribunal ſtellen, deſſen Mitglieder von den Ständen aus ihren eignen Mitteln erwählt wurden. Außer den Partheyen durfte Niemand dem Verfahren dieſes Forums beywohnen, das weder durch Geſetz, noch Form und Herkommen gebunden war, ſondern lediglich Willkühr und eigenes Gefallen zur

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois, ecrits pendant ſa retraite. p. 166. ſqq.

Richtſchnur ſeiner Proceduren und Sentenzen machte. Da die Organe dieſes Gerichtshofes von den Ständen ſelbſt, mithin von der herrſchenden Parthey erwählt waren, ſo beſtanden ſie offenbar aus eben den Leuten, gegen welche die Beleidigungen, wegen derer man die Gefangenen zur Verantwortung zog, begangen waren. Konnte man da wohl Unpartheilichkeit erwarten? — Auch nicht einmal Mitleiden und Erbarmen ließ ſich hoffen, da zu der Richtung, welche der Eigennutz der Sentenz dieſes Tribunals ſchon allein geben mußte, noch die Wuth der Faction kam!

Alle Bekenntniſſe der Unglücklichen wurden durch die Tortur erzwungen, die damals in Schweden entſetzlich und wahrhaft hölliſch war. Der Hauptbeweis gegen den Grafen Brahe war, „daß er auf ſeinem Landgute Kugeln und Kartätſchen hätte machen laſſen.“ Dieß war wirklich geſchehen. Der Stallmeiſter des Grafen wußte darum, und hatte, aus Furcht und um ſich in Sicherheit zu ſetzen, die Ausſage davon gethan. Brahe führte zu ſeiner Vertheidigung an,“ die Patronen —

deren man etwa 3 bis 400 Stück fand — wären auf Befehl des Königs gemacht worden, um im Falle eines unerwarteten Angriffs nicht ohne gehörige Vertheidigungsmittel zu ſeyn.“ Aber alle Entſchuldigungen der Gefangenen wurden nicht gehört. Vier Wochen nachher wurden Brahe, Horn, die Officiere Stahlſwård und Pucke nebſt noch vier andern Complicen verurtheilt, und enthauptet. Nach ihrer Hinrichtung erfolgten noch mehrere Bluturtheile, beſonders gegen die Mitverſchwornen im Dahllande. Graf Hårdt, der Landrichter Baron Wrangel und der Lieutenant Gyllenſpetz wurden ebenfalls zum Schwerdte verdammt, ſobald man ſie in peinliche Gewalt bekommen würde. Und bis dahin ſchlug man ihre Namen an den Galgen.

Das Verbrechen, wodurch dieſe Männer ihr Leben und ihre Ehre verlohren, war keineswegs hinreichend erwieſen, ſondern an und für ſich von ſehr zweifelhafter Beſchaffenheit. Es hatte gar nicht den Anſchein, daß ihr Vorhaben geweſen, den König zu einem unumſchränk-

ſchränkten Monarchen zu machen. Sie wollten ihn nur in ſeine geſetzmäßigen Rechte wieder ſetzen. Und da in einer freyen Regierungsverfaſſung jede Uſurpation der Gewalt, ſie ſey nun von Seiten der Krone, oder von den Volkszweigen der Geſetzgebung, der Freyheit gleich gefährlich werden kann, ſo iſt der Widerſtand am Ende in dem einen Falle eben ſo gut zu rechtfertigen, wie in dem andern. Vergebens führte die Stimme der Unpartheylichkeit dieſe gegründete Reflexion zum Vortheile der Unglücklichen an, und vergebens verwendete ſich der König mit ſeiner Gemahlin bey den harten Richtern und bat auf die erniedrigendſte Art um eine Milderung des Urtheils! Man gab auf dieſe Bitte eine Antwort, die eben ſo unehrerbietig, als verwegen abgefaßt war. Um indeß nicht naher Zeuge von den Martern und der Aufopferung ſeiner Freunde zu ſeyn, gieng der König gleich nach der Entdeckung des unglücklichen Complots mit ſeiner Familie nach Drottningholm.

Auf ſolche Art ſah Adolph Friedrich durch die Intriguen und Gewaltthätigkeiten der

Hüte nicht nur ſeine Gemahlinn auf die ſchnö- deſte Art verhöhnet, ſeine väterlichen Rechte durch die vermeſſenſten Schritte gekränkt, ſei- ne Majeſtät zu einer Ohnmacht und Unbedeu- tenheit herabgebracht, in der er nicht mehr über ſeinen eigenen Willen und über ſeine Unter- ſchrift diſponiren konnte; ſondern — was für ſein edles Herz gewiß noch ſchmerzhafter war, — auch ſeine Freunde wegen ihres Eifers für ihn entweder aufs Schafott gebracht, oder als ehrlos auf immer aus dem Vaterlande verwieſen. Franzöſiſches Geld und franzöſiſche Eingebungen hatten ſei- ne Gegner in Stand geſetzt, alle dieſe Streiche gegen ihn und ſeine Autorität auszuführen. Nichts war alſo natürlicher, als daß er zu ſei- ner Rettung daſſelbe Mittel wählte, deſſen die Ariſtokraten ſich mit ſo gutem Erfolge gegen ihn bedient hatten.

Er wandte ſich in dieſer Abſicht an Eng- land und Rußland. Der brittiſche Hof hatte ſchon ſeit geraumen Jahren keinen Miniſter in Stockholm, und die franzöſiſche Parthey wuß- te die Aufnahme eines engliſchen Geſandten

am Schwediſchen Hofe immer zu hintertreiben, weil ſie vorausſah, daß er ihren Planen und Entwürfen gefährlich werden könnte. Dennoch wurde von einer angeſehnen Perſon in Stockholm ein Memoire an den Londoner Hof geſchickt, worin die Lage des Königs eben ſo wahr, als ſtark und rührend geſchildert ward. Dieſe Vorſtellung verfehlte ihren Zweck um ſo weniger, da dem engliſchen Hofe daran gelegen war, der franzöſiſchen Regierung in Schweden ein Ende zu machen. In dieſer Abſicht communicirte England nicht bloß mit dem Könige, ſondern auch mit allen vornehmern Schweden, von denen man wußte, daß ſie dem bisher herrſchenden Syſteme abgeneigt waren. Es wurden von London große Summen nach Stockholm geſchickt, um den Hof in Stand zu ſetzen, ſeine Parthey theils mehr zu beleben, theils durch Corruption ſie zu vergrößern. In Ermanglung eines eigenen Miniſters in Schweden wurde das ganze Geſchäft durch den britiſchen Geſandten in Copenhagen, Goodrick, beſorgt. Dieſer ſtand mit dem damaligen ſchwediſchen Geſchäftsträger am däniſchen Ho-

ſe, Herr Faxel, einem heimlichen Gegner der Hüte, in genaueſter Verbindung. Die engliſchen Bemühungen hatten alſo guten Fortgang. Und was dieſe nicht vermogten, die herrſchende Parthey verhaßt zu machen, brachte die eigne heilloſe Politik der letztern bey Gelegenheit des ſiebenjährigen Krieges vollends zu Stande.

Eben das Syſtem, dieſelbe Denkungsart, eben die großen Erwartungen von Siegen und Vortheilen und dieſelben auswärtigen Triebfedern, welche vormals die finniſche Expedition hervorgebracht hatten, bewirkten auch diesmal die Theilnahme Schwedens an dem großen Verein gegen das Haus Preußen. Am 14ten May 1757 erklärte der ſchwediſche Comitial-Geſandte zu Regensburg, Herr von Greifenheim, in Gemeinſchaft mit dem franzöſiſchen Miniſter, „daß Schweden, als Garant des Weſtphäliſchen Friedens, nicht nur befugt, ſondern ſelbſt auch verpflichtet ſey, an dieſem Kriege Theil zu nehmen, um die Ruhe in Deutſchland wieder herzuſtellen.“ — Zu gleicher Zeit ſammlete ſich unter Au-

führung des Feldmarſchalls Ungern Stern-berg in Pommern eine ſchwediſche Armee von 17000 Mann. Sie gieng am 13ten September über die Peene, nahm Demmin, Anclam und die Inſeln Uſedom und Wollin weg, drang ſelbſt in die Ukermark vor, und ließ ſich anſehnliche, jedoch mit Gelindigkeit beygetriebene Kriegsſteuern bezahlen. Die Schweden fanden auf dieſem Zuge faſt gar keinen Widerſtand. Die damalige Preußiſche Beſazzung in Stettin war kaum 2000 Mann ſtark, mithin zu ſchwach, dem Vordringen der Feinde Einhalt zu thun. Aber dies Glück der ſchwediſchen Waffen war nur von kurzer Dauer. Der ruſſiſche Feldmarſchall Graf Apraxin zog ſich nach der ſiegreichen Schlacht bey Großjägerndorf ganz unerwartet mit ſeinem Heere aus Preußen zurück, und ſchafte dem Berliner Hofe von dieſer Seite Luft und Erleichterung. Nun führte Lehwald ſein Corps nach Pommern, und die Schweden kamen ins Gedränge. Ungern-Sternberg ſuchte Hülfe bey dem Herzoge von Richelieu. Er ſtellte dieſem dringend vor, daß er bey der Schwäche

ſeiner Armee genöthigt ſeyn würde, ungeachtet der ſchlimmen Jahrszeit ſeine Truppen einzuſchiffen, und nach Schweden zurückzukehren. Die erbetene Hülfe erfolgte nicht, und die Schweden mußten bey Ankunft des Lehwaldſchen Heers alle ihre Eroberungen aufgeben, und ſich unter die Kanonen von Stralſund zurückziehen. Anklam und die Peenemünder-Schanze wurden indeß auf einige, aber nur kurze Zeit, von ihnen behauptet. Bey der Belagerung der letztern zeichnete ſich die Bravour der ſchwediſchen Beſatzung auf die ehrenvollſte Art aus. Eine glühende Kugel ſetzte das Dach ihres Pulvermagazins in Brand, und während man Anſtalt zum Löſchen machte, ſtiegen mehrere wackre ſchwediſche Soldaten, ohne der augenſcheinlichen fürchterlichen Gefahr zu achten, in die Keller, ſchleppten die Pulverfäſſer heraus, und warfen ſie ins Waſſer.

Stralſund ausgenommen, war ganz Schwediſch-Pommern nunmehr in den Händen der Preußen. Auch behaupteten dieſe bis an die Thore jener Feſtung ihre Winterquartiere, und hielten die Schweden daſelbſt und auf der Inſel Rügen wie belagert. Dieſe Einſchließung

dauerte bis in die Mitte des Junius (1758) als Graf Dohna (der jetzt das Commando der Preußiſchen Armee in Pommern führte, weil der Feldmarſchall Lehwald, ſeines Alters und ſeiner Kränklichkeit wegen, abdankte, dieſelbe aufgeben mußte, weil die Ruſſen von neuen die Neumark und Pommern bedrohten. Durch ſeinen Rückzug bekamen die Schweden wieder volle Freyheit, in die brandenburgiſchen Provinzen vorzudringen. Sie nahmen auch am 27ten Juli die Peenamünder-Schanze wieder ein, machten die dortige Beſatzung von 300 Mann zu Kriegsgefangenen, und 4 Wochen nachher (nach der Schlacht bey Zorndorf) ſtanden ihnen alle Märkiſche Provinzen offen. Sie konnten ohne Widerſtand bis Berlin vordringen, und ſich dieſer Reſidenz, worin ſich der Schatz, die Stückgießerey, die Gewehrfabriken, die Pulvermühlen, die Mondirungs- und Munitions-Magazine faſt für die ganze Preußiſche Armee befanden, beynahe ohne Schwerdtſtreich bemeiſtern. Aber die Befehle des Reichsraths, der dieſen Krieg gänzlich dirigirte, waren im-

mer zweydeutig; und der Armee fehlte es faſt an Allem, was zum Kriege unentbehrlich iſt. Die Pferde, die man aus Schweden zur Fortbringung der Artillerie und des Gepäcks ſchickte, waren zum Theil der Transportkoſten nicht werth. Das Schießgewehr der Soldaten war ſo untauglich, daß ſelbſt beym Exerciren mehr als die Hälfte verſagte. Ueberdem liefen die Gelder für die Löhnung und andre Kriegsausgaben nur höchſt langſam und dürftig ein. Und dennoch brach die Armee unter Hamilton nach Prenzlau auf, um von da weiter auf Berlin loszugehen. Obgleich in der ganzen Uckermark kein Soldat war, der ſich ihnen widerſetzen konnte, ſo war der Marſch wegen der angeführten Umſtände dennoch höchſt langſam. Ueberdem nahm man unrichtige Wege. Der Marquis von Mont-Alembert, der bey der Armee war, empfahl den ſchwediſchen Generalen die Route über Templin nach Zedenick, und dann längs der Havel nach Berlin. Statt deſſen aber marſchirte man, auf den irrigen Rath des General Lieven, nach Ruppin, und poſtirte ſich hier bis hinauf nach Fehrbellin.

Immittelſt ſchickte Friedrich II den General Wedel mit einigen Truppen ab, um die Reſidenz zu decken. Zugleich detaſchirte der Herzog von Bevern von Stettin aus ein Corps Preußiſcher Infanterie und Huſaren über die Peene, und zwang die Schweden, Anklam und Demmin zu verlaſſen, und ſich nach Stralſund zurückzuziehen. Durch dieſe Diverſion erhielten die Preußen in Pommern wieder freye Hände. Sie ſtreiften abermals bis unter die Thore von Stralſund, und brandſchatzten die ganze Provinz. Während deſſen kam die ſchwediſche Armee bey Ruppin in die traurigſte Lage. Die Preußen ſchnitten ihr alle Zufuhr ab. Der Soldat hatte täglich kaum ein halb Pfund Brodt, und mehrere Tage hindurch auch nicht einmal Salz. Ueberdem fehlte es ihm an nöthiger Kleidung. Der größte Theil der Armee hatte weder Schuhe noch Strümpfe mehr auf den Beinen, und 300 Mann —— lagen krank. Und doch wollte der Senat in Stockholm, daß ſie Eroberungen machen ſollte. „Sie hat Pulver, und

Kugeln und Bley und Bajonette, ſagte man, und das iſt genug!“

Anlaß, Zweck und Bedeutung dieſes auffallenden Raiſonnements der Herren in Stockholm laſſen ſich leicht errathen. Im gegenwärtigen Falle war indeß eine ſolche Sprache nicht etwa verfehlt; ſie war höchſt ungerecht gegen die wackern Truppen, die die bey Tarnow wüthend einhauenden preußiſchen Dragoner und Huſaren mit dem Bajonette auffiengen, und die ſich von den Feinden nur bey den Haaren aus dem Gliede reißen ließen! *).

*) Wedel griff bey Tarnow 100 ſchwediſche Reuter und 200 Mann Infanterie an. Die erſtern giengen der preußiſchen Cavallerie mit der bravſten Entſchloſſenheit entgegen, wurden aber umringt, und theils niedergehauen, theils gefangen. Nun ſchloß die übrige Infanterie ein enges Quarree, das die Preußen ohngeachtet der ungeſtümſten Angriffe nicht zu brechen, und aus einander zu ſprengen vermögend waren. Die Dragoner von Plettenberg ſtürzten wie Raſende in die Bajonette der Schweden. Ein Unterofficier von dieſem Regimente ergriff einen ſchwediſchen Officier beym Haarzopf, und riß ihn ſo aus dem Gliede. Mit gleicher Entſchloſſen-

Nach der unglücklichen Schlacht bey Hoch-kirchen erhielt Wedel Befehl nach Sachſen zu marſchiren. General Mannteufel, der mit einem ſehr kleinen Corps zurückblieb, war zu ſchwach, die Schweden mit Gewalt zu vertreiben. Aber er hatte mächtige Unterſtützung in den falſchen Maaßregeln des ſchwediſchen Senats, und beſonders in dem großen Mangel, der die feindliche Armee drückte. Hamilton war deshalb genöthigt, die Truppen im November und December, (1758) nach Stralſund und Rügen zurückzuziehen, wobey Mannteufel ihn beſtändig verfolgte. Durch dieſe Retraite, und durch das Anrücken des General Dohna wurden gleich zu Anfang des folgenden Jahrs Anklam und Demmin zur Capitulation genöthigt, und im April gieng auch die Peenamünderſchanze wieder an die Preußen über. Nach der Schlacht bey Kunnersdorf mußte indeß Dohna wieder zur Armee des Königs ſtoßen, und Pommern räu-

heit und Muthe behaupteten die Schweden ihren Poſten in Fehrbellin, aus welchem Orte Wedel ſie vergebens zu vertreiben ſuchte.

men. Nun drangen (im Auguſt 1759) die Schweden wieder ins Brandenburgiſche vor, rückten bis Prenzlau und trieben in der Ukermark und in der Grafſchaft Ruppin wieder ſtarke Brandſchatzungen ein. Bey Annäherung des Winters zogen ſie ſich indeß, wie in dieſem ganzen Kriege bisher immer geſchehen war, wieder in ihr eignes Land. Man lag in guter Ruh in den Winterquartieren, als Mannteufel am 30ſten Januar 1760 ganz unvermuthet in Pommern einbrach. Der erſte Angriff geſchah bey Anklam und Stolpe. Bey letzterm Orte ſtand ein Fähndrich Sträle mit 24 Mann. Umringt von einigen hundert Huſaren wollte er doch von keiner Capitulation hören. Mit raſendem Muthe ſuchte er ſich durchzuſchlagen, bis er voller Wunden und mit einem Reſte von zwey Mann gefangen genommen wurde. Während deſſen aber ſammelten ſich die ſchwediſchen Regimenter bey Greifswald, und rückten dem Feinde entgegen. Bey ihrer großen Uebermacht mußte Mannteufel nur auf den Rückzug bedacht ſeyn. Er warf ſich zuletzt in Anklam,

wurde dort gefangen und nebſt andern Officieren zur ſchwediſchen Armee abgeführt.

Man ſieht aus dem ganzen Gange und aus allen Auftritten dieſes Krieges, daß er eine vollkommne Wiederhohlung der finniſchen Expedition war. Der König ſelbſt nahm ſo wenig Theil daran, daß er ſich um die Führung deſſelben gar nicht bekümmerte. Und der Senat war in ſeinen Anordnungen ſo ſaumſelig, ſelbſt auch ſo uneinig, daß alles was der Muth der wackern Soldaten hätte ausrichten können, vereitelt werden mußte. Dazu nehme man, daß von den commandirenden Officieren bey der Armee nur ſehr wenige mit dem Kriege ſelbſt zufrieden waren. Die Heerführer wurden im erſten Jahre dreymal gewechſelt. Sie waren gezwungen, ihre Unternehmungen nach den Fingerzeigen einer entfernten und mit der Lage der Dinge unbekannten Verſammlung fortzugängeln, und mußten ſich überdem gefallen laſſen, daß jedes mißlungne Unternehmen auf ihre Rechnung geſchrieben wurde.

Immittelſt giengen dem Volke über die völlige Fruchtloſigkeit dieſes Krieges die Augen auf, und der allgemeine Unwille ſtieg aufs höchſte. Man nahm ſeine Zuflucht zu einem neuen Reichstage, der im October 1760 eröfnet wurde. Weit entfernt, in dieſer Zuſammenkunft der Stände an eine Fortſezzung des Krieges zu denken, beſchäftigte man ſich nur mit der Unterſuchung des Geſchehenen, und mit den Mitteln, den Frieden wieder herzuſtellen. Das Beyſpiel Rußlands kam dieſem Wunſche und Werke zu Hülfe, und am 22ſten May 1762 wurden zu Hamburg durch den preußiſchen Miniſter von Hecht und den ſchwediſchen Regierungsrath von Olehoff die Friedenstractaten unterzeichnet. Dieſer unnütze Krieg koſtete übrigens dem Reiche gegen 55 Millionen Silbermünze und eine Menge Menſchen, ohne dabey das mindeſte gewonnen oder ausgerichtet zu haben. In militäriſcher Hinſicht hat er indeß die Merkwürdigkeit, daß man jetzt zum erſtenmal ſchwediſche Huſaren- und Jägercorps ſah.

Eben dieſer Krieg und der Reichstag, den er veranlaßte, gab indeß den Freunden des Königs, den Mützen, die willkommenſte Gelegenheit, die Hutfaction zu ſtürzen. Die Reichsräthe und Grafen Höpken, Carl Scheffer, und Palmſtierna wurden von den Ständen angeklagt, „daß ſie zuerſt zu dieſem Kriege gerathen, und das Land in Unheil gebracht hätten.“ Sie verlohren ihre Stellen, einige ihrer Collegen traten freywillig ab, und machten Perſonen von der Gegenparthey, die ſie 1739 geſtürzt hatten, wieder Platz. Und was die Mützen zum vollſtändigen Siege ihrer Faction auf dieſem Reichstage noch nicht bewirken konnten, bereiteten ſie auf die nächſte Ständeverſammlung vor. Sie deckten daher der Nation in Schriften und Geſprächen den zerrütteten Zuſtand des Landes auf, ſchoben die Schuld davon öffentlich und ausſchließend auf die ſchlechte Staatsverwaltung der Hüte, und namentlich auf den unbeſonnenen letzten Krieg. Das Vertrauen des Publikums gegen die bisher herrſchende Parthey hatte überdem durch den drük-

kenden Geldmangel, eine Folge der unrichtigen Berechnung der Koſten des Krieges mit Preußen, von ſelbſt gänzlich abgenommen, und die Mützen wuchſen dagegen in der Neigung des Volks. Dazu kam, daß Frankreich noch einen großen Subſidien-Rückſtand ſchuldig, und in der Bezahlung nicht nur höchſt nachläßig, ſondern ſelbſt auch ſchwierig war. Die Nation fieng nun an, die Verbindung mit dieſem Reiche, wodurch Schweden kurz nacheinander in zwey unnöthige und koſtbare Kriege verwickelt worden war, als verderblich anzuſehen, und die üblen Rathgeber zu haſſen, die das franzöſiſche Syſtem empor gebracht hatten. Zugleich arbeiteten der engliſche Miniſter Goodrick (er kam nach dem Friedensſchluſſe mit Preußen nach Stockholm) in Verbindung mit dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen Oſtermann, mit aller Anſtrengung, dem franzöſiſchen Syſtem den letzten Stoß zu geben.

Dieß geſchah auf dem Reichstage 1765. Gleich zu Anfang deſſelben hatte die Mützen-Parthey gänzlich die Oberhand, und der ge-

heime

heime Ausſchuß erklärte, „daß die Verbindung mit Frankreich dem Staate durchaus nachtheilig, und es daher unnöthig ſey, noch ferner einen Geſandten am franzöſiſchen Hofe zu halten." Der nächſte Schluß der Stände war, „daß ſieben Senatoren (die Hauptſtützen des franzöſiſchen Syſtems) das Vertrauen der Nation und ihre Stellen verwürkt hätten," mithin entlaſſen wurden. In ihre Plätze traten lauter eifrige Mützen, und unter den ſechzehn Reichsräthen waren nunmehr zwölf declarirte Gegner des franzöſiſchen Hofes.

So vollkommen auch dieſer Sieg der Mützen war, ſo wenig war er von Dauer. Gleich bey Eröfnung des Reichstages, und noch mehr nach der Dimiſſion der ſieben Senatoren bemerkte man offenbar eine Aenderung in den Geſinnungen des Hofes. Gegen den unerträglichen Uebermuth der bisher herrſchenden Parthey ſuchte der König, wie oben angeführt, Hülfe bey England. Er erhielt ſie; aber in dem Augenblicke, da es ihm gelungen war, über ſeine Gegner zu triumphiren, ſchlug der Hof ſich wieder zu ihrer Par-

they und kehrte ſeinen bisherigen Freunden den Rücken. Der engliſche und ruſſiſche Miniſter waren bisher bey Hofe mit vorzüglicher Auszeichnung, und der franzöſiſche Ambaſſadeur und ſeine Freunde dagegen mit kalter Entfernung behandelt worden, und nun begegnete man erſtern auf einmal mit auffallender Gleichgültigkeit, und diſtinguirte die letzteren.

Dieſer plötzliche und höchſt auffallende Wandel in dem Benehmen der königlichen Familie wird erſt dann begreiflich, wenn man erfährt, daß der franzöſiſche Miniſter dem ſchwediſchen Hofe verſichert hatte: „ſein Herr würde nicht abgeneigt ſeyn, dem Könige die Souverainität zu verſchaffen, wenn man die franzöſiſche Allianz beybehalten, und die widrigen Maaßregeln der Mützen vereiteln würde.“ Zu dieſem verführeriſchen Verſprechen kam, daß die Mützen, nachdem ſie die Regierung an ſich gebracht hatten, nicht mehr ſo eifrige Royaliſten waren, wie vorher. Es ſchien einmal das Loos der königlichen Majeſtät in Schweden zu ſeyn, daß nur die ſchwächere Parthey ihr ergeben

war. Die herrſchende Faction ſchien immer den Grundſatz zu haben, die königliche Autorität zu unterdrücken, um ihre eigene deſto mehr zu erheben. Statt alſo, wie es der erſte Entwurf der Mützen war, die Macht des Königs zu vergrößern, ſuchte auch ſie derſelben neue Schranken zu ſetzen. Und dieß that ſie in einem ſehr weſentlichen Stücke.

Nach der Regierungsverfaſſung ſtand es dem Könige frey, bey einer Senaturvacanz aus drey ihm vorgeſchlagenen Subjecten Eines zu wählen. Auf dieſe Weiſe konnte ihm keine widrige Perſon aufgedrungen werden. Aber die Mützen machten jetzt das Geſetz, „daß, wenn ein Candidat der Senatur vom Könige dreymal verworfen worden, die Stände die Macht haben ſollten, ihn zum viertenmale vorzuſchlagen, in welchem Falle der König es nicht länger in ſeiner Gewalt haben ſollte, denſelben zu verwerfen.“ Man brachte dieß neue Geſetz auch unverzüglich in Vollziehung, indem die Stände den Baron Duben, deſſen Senatur-Competenz vom Könige ſchon dreymal abgewieſen war, ohne wei-

tere Umſtände zum Reichsrath ernannten. Der König weigerte ſich ſtandhaft, ſein Patent zu unterzeichnen. Allein der Senat hatte in dieſem Falle den königlichen Stempel. Kurz nachher that Adolph Friedrich noch einen entſchloſſenern Schritt, wozu er ſich durch dieß conſtitutionswidrige Verfahren der Stände berechtigt glaubte. Es wurden ihm nämlich drey Perſonen zum Staatsſecretariate vorgeſchlagen. Er ſtrich ihre Namen, und ernannte, gegen die Vorſchrift der Conſtitution, aus eigner Autorität einen Vierten.

Solche Vorfälle mußten die Erbitterung zwiſchen der Hofparthey, zu der ſich nunmehr die Hüte öffentlich geſchlagen hatten, und zwiſchen den Mützen aufs höchſte treiben. Die Folgen davon ſah man auch gleich nach dem Schluſſe des Reichstags. Der Hof und ſeine Anhänger ließen nichts unverſucht, das neue Miniſterium bey der Nation kreditlos zu machen. Die Hüte hatten die Finanzen zerrüttet hinterlaſſen; Frankreich weigerte ſich jetzt, bey ſeiner gänzlichen Hintanſetzung, die rückſtändigen Subſidien zu bezahlen; England

und Rußland wollten ſich auf ſolche Hülfsgelder nicht einlaſſen; die Circulation im Lande war im kläglichſten Zuſtande, und die Ausſichten in die Zukunft waren höchſt traurig und beunruhigend. Unter dieſen mißlichen Umſtänden beſchloſſen die Mützen, zur Beſtreitung der Ausgaben, eine Million in Genua zu leihen. Dieſes erfuhr aber der Herzog von Choiſeul, und erklärte dem Genueſiſchen Geſandten in Paris, „daß ſein Hof es der Republik ſehr übel deuten würde, wenn ſie ſich in dieß Geld-Negoce einließe, da Frankreich die größte Urſache hätte, mit dem bisherigen Benehmen der Schweden unzufrieden zu ſeyn.“ Durch dieſen Streich wurde auch dieſe Hülfsquelle, auf welche die herrſchende Parthey ſo ſicher gerechnet hatte, verſtopft. Ueberdem boten die Hüte alle erſinnliche Mittel auf, die öffentliche Noth, und dadurch die allgemeine Unzufriedenheit aufs höchſte zu bringen, und eine neue Reichsverſammlung nothwendig zu machen, auf der die Mützen geſtürzt werden ſollten. Die Statthalter in den Provinzen, die Freunde der Hüte und des

franzöſiſchen Syſtems waren, mußten von ihren Diſtricten die traurigſten Schilderungen nach Stockholm ſchicken. Ein ähnliches Intereſſe bewog die anſehnlichſten Handlungshäuſer, den Wechſelcours immer tiefer zum Sinken und die Gewerbe in Stockung zu bringen. Zugleich bediente man ſich der Preßfreyheit, welche die Mützen auf dem letzten Reichstage zu einem uneingeſchränkten Civilgeſetze gemacht hatten. Eine Menge Broſchüren, worin alle Einrichtungen des neuen Miniſteriums auf die heftigſte Art angegriffen, und die daraus entſpringenden Uebel mit den grellſten Farben geſchildert wurden, überſchwemmte das Land. Man ſchrieb und ſagte laut und öffentlich, „daß die Mützen von Rußland regiert würden, und daß Schweden Gefahr laufe, eine Provinz Rußlands zu werden.“ Die Mützen gaben, zufolge ihres Sparſamkeits-Syſtems, Verordnungen gegen den Luxus, und unterſagten das Tragen ſammtner und ſeidener Kleider. Und dieſem Verbote gaben die Hüte die Auslegung, daß es darauf abzwecke, die ſchwediſchen Manufac-

turiſten aus dem Lande zu jagen, um ſich England dadurch verbindlich zu machen. Ferner ſuchte man dem Volke einzureden, daß ſeine Steuern durchaus noch mehr vergrößert werden müßten, da die franzöſiſchen Subſidien aufhörten u. ſ. w. — Bey dem großen und auf alle Art beförderten baaren Mangel des Volks, und bey der allgemeinen Lähmung der wichtigſten Gewerbe mußten ſolche Vorſpiegelungen doppelt wirken. In kurzer Zeit war der Unwille und das Mißtrauen der Nation gegen die neue Staatsverwaltung auch allgemein.

Um in ihren Unternehmungen gegen die Mützen völlig ſicher zu ſeyn, zogen die Hüte den König auf alle Art in ihren Plan. Sie machten ihm große Verſprechungen und gaben ihm Hofnung, „daß alle Einſchränkungen, welche die königliche Autorität ſeit 1720 hätte erfahren müſſen, widerrufen und aufgehoben werden ſollten, ſobald ſie wieder ans Ruder kämen.“ Die neuen Kränkungen, die Adolph Friedrich auf dem letzten Reichstage erfuhr, ſchienen tiefer auf ihn gewirkt

zu haben, wie die vorhergehenden ähnlichen Verkümmerungen ſeiner Rechte. Zudem hatte der Kronprinz, nachmals Guſtav der dritte, damals ſchon ein Herr von 20 Jahren, voller Kopf und entſchloßner Energie, auf die Beſchlüſſe ſeines Vaters großen Einfluß. Und ſo wurde, durch Zureden und theilnehmendes Auffodern von einer, und durch glänzende Verſprechungen von der andern Seite, Adolph Friedrich bewogen, bey dem Sturze einer Faction, die einſt ſeinen Anhang ausmachte, nun aber ſein heftigſter Gegner war, die Hauptrolle zu übernehmen.

Das Schauſpiel wurde damit eröffnet, daß der König im Senate durch den Kronprinzen ein Papier vorleſen und zu Protocoll bringen ließ, in dem er gegen die während ſeiner Regierung vorgefallenen Uſurpationen der Stände und des Senats proteſtirte, und den Anordnungen des neuen Miniſteriums ſeine Einwilligung verſagte. Ausdrücklich ſtanden in dieſer Proteſtation die Worte: „daß der König jetzt zum erſten Sklaven der Nation erniedrigt worden.“

Nach dieſer Erklärung ſchickte der Senat eine Deputation aus ſeiner Mitte zum Könige, um ihn zur Zurücknahme dieſer Proteſtation, und zur Unterzeichnung der neuen Verordnungen zu bewegen. Aber Friedrich Adolph blieb ſtandhaft, und verlangte, um ſeinen eigenen und den allgemeinen Beſchwerden des Landes ein Ende zu machen, eine neue außerordentliche Zuſammenberufung der Stände. Auf dieſem Reichstage ſollte, dem Plane der Hüte nach, die Unzufriedenheit der Nation zum völligen Ausbruche kommen; hier ſollte das gährende Mißvergnügen ſeine eigentliche Richtung erhalten, und der Herrſchaft der Mützen ein eben ſo ſchnelles als ſchimpfliches Ende gemacht werden.

Die Mützen konnten dieſe Abſicht und einen ſolchen Ausgang der vom Könige verlangten Reichsverſammlung leicht vorausſehen. Es war ihnen nicht unbekannt, daß die Hüte ihnen das Zutrauen der Nation ſchon entzogen hatten, und daß mithin der Sieg der Letztern eben ſo leicht, als ſicher ſeyn würde. In die verlangte außerordentliche Ständever-

ſammlung zu willigen, war daher eben ſo viel, als ihre eigne Abſetzung und das Ende ihrer Staatsverwaltung zu befördern. Um dieß abzuwehren, ſuchten ſie jedes Mittel hervor. Noch war die Gewalt in ihren Händen, und noch glaubten ſie durch eine bloße Negative den ganzen Plan des Königs und der Hüte vereiteln zu können. Sie wieſen deshalb den Vorſchlag des Königs ab, und nur eine Einzige Stimme im Senate unterſtützte denſelben. „Bevorman in eine ſolche Propoſition „willige, hieß es, müſſe erſt unterſucht werden: „ob dem Könige das Recht zuſtehe, außerordentliche Reichsverſammlungen anzuſetzen?“ — Die Geſetze und die Conſtitution ſagten hierüber nichts. Das Verlangen des Königs bot daher auf einer Seite eine neue Gelegenheit dar, ſeine Autorität in dieſem Stücke durch ein beſtimmtes Geſetz noch mehr einzuſchränken; und wollte oder konnte man dieß nicht, ſo gewann man doch auf der andern Seite durch die vorläufige Abweiſung dieſes Verlangens und durch die über den ſtrittigen Punct zu eröffnenden Diſcuſſionen wenigſtens Zeit.

Was aber auch die Mützen hervorſuchen mochten, die Gefahr, die ihre Herrſchaft bedrohte, abzuwenden, wurde durch einen einzigen entſcheidenden Streich ihrer Gegner vereitelt. Am 12ten December 1768 weigerte ſich der König eine vom Senate ihm vorgelegte Acte zu unterzeichnen, und erklärte dieſem Collegio zugleich ſchriftlich, „daß, wenn der Senat ſich dem von ihm ſchon einmal vorgeſchlagenen Reichstage noch länger widerſetze, er ſich gezwungen fände, die Regierung niederzulegen. Als Gründe für die unumgängliche Nothwendigkeit einer neuen Reichsverſammlung führte er die immer größer werdende allgemeine Unzufriedenheit, die gänzliche Abnahme der Bergwerke, des Handels und der Manufacturen, die Unordnungen in der Circulation, den Druck der neuen Auflagen und das, aus dieſem allen hervorgehende, immer größer werdende Elend des Volks, an.“ „Die Schuld davon ſchiebe er nicht auf den Senat; aber ſeine und des Senats Pflicht ſey es, auf Mittel zu denken, die Quellen des bisherigen

Elends zu ſtopfen, und dieß könne nur durch eine Ständeverſammlung geſchehen.“

Binnen 48 Stunden ſollte Antwort auf dieſe Erklärung erfolgen. Sie erfolgte nicht; und nach Verlauf des beſtimmten Termins gieng der König in den Senat, um den Beſchluß deſſelben perſönlich zu hören. Man gab zur Antwort: „über einen ſo wichtigen Antrag könne nicht ſo ſchnell abgeſchloſſen werden, und was den Punct der Niederlegung der Krone anbeträfe, ſo hoffe und erwarte man mit Zuverſicht, daß es damit nicht ernſtlich gemeint ſey, und daß der König ein den Geſetzen und ſeinen eigenen Verſicherungen ſo ſehr zuwiderlaufendes Vorhaben nicht ausführen werde.“

Adolph Friedrich ſah dieſe Ausflucht des Senats als abſchlägige Antwort auf ſeinen Antrag an. Er erklärte demnach, „daß er von dieſem Augenblicke an nichts mehr mit der Regierung zu thun habe,“ und verließ mit Unwillen den Thron und den Reichsſaal. Unmittelbar darauf gieng der Kronprinz Guſtav mit gehörigem Gefolge in

alle Collegien der Stadt, machte den Entſchluß ſeines Vaters bekannt, und notificirte zugleich, „daß künftig nichts mehr unter königlicher Unterſchrift und Stempel ausgefertigt werden dürfte.“ Er forderte im Kanzley-Collegio die Auslieferung dieſes Stempels; man ſchlug dieß Verlangen aber ab, weil der Präſident nicht zugegen ſey. Zugleich wurde überall eine Druckſchrift ausgetheilt, worin die Gründe angeführt waren, die den König zu dieſem Schritte vermogt hätten. Die Beſtürzung war unter dem Volke allgemein. Alle Collegien, das Militär und die Bürgerſchaft ſchlugen ſich zur Parthey des Königs, ohne den man nicht ſeyn konnte, und nicht ſeyn wollte. Vergebens verſuchte der Senat, den Regenten von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Als er ſah, daß ſeine Bemühungen fruchtlos waren, wandte er zuletzt noch alle Mittel der Interpretation und Spitzfündigkeit an, um die Schreckbilder des Volks zu verſcheuchen. Er behauptete in dieſer Abſicht, „daß es einerley ſey, ob der König die Regierung niedergelegt habe, oder nicht.

Es falle dadurch bloß Eine Stimme im Reichsrathe weg, welches die Mehrheit der Stimmen nicht aufheben könne. Ueberdem ſey ſeit 1755 feſtgeſetzt geweſen, den königlichen Stempel zu Senatsbeſchlüſſen zu gebrauchen, wenn der König ſeine Einwilligung verſagte. Alſo auch hierinn mache die Niederlegung der Krone keinen Unterſchied.“ Allein auf dieſe und andre Vorſtellungen antworteten alle Collegien, „daß Schweden nach den Grundgeſetzen eben ſo wenig ohne einen König, als ohne Senat regiert werden könne, und daß alle Geſchäfte daher ſtille ſtehen müßten, bis die Stände zuſammen berufen würden.“

Dieſe Weigerung, dem Reichsrathe vor der Zuſammenberufung der Stände zu gehorchen, und die Erklärung der Chefs der in Stockholm liegenden Regimenter, „daß ſie unter den jetzigen Umſtänden für den Gehorſam der Soldaten nicht bürgen könnten,“ zwangen den Senat endlich, in den verlangten Reichstag zu willigen. Sobald dieß geſchehen war, nahm der König (am 19ten

December 1768) die Regierung wieder an, und das bisherige Interregnum, das nicht volle ſechs Tage dauerte, hatte ein Ende.

Nun war die Parthey der Mützen ihrem Untergange nahe. Indeß ſuchte ſie den Hüten den Triumph durch alle Mittel, die noch in ihren Händen waren, zu erſchweren. In dieſer Abſicht beſtimmte ſie Norkiöping (eine Stadt, die wegen ihrer Entfernung und localen Unbequemlichkeit durchaus kein paſſender Ort war) zum Sitz der neuen Reichsverſammlung. Auch giengen nur fünf Senatoren mit dem Könige dorthin ab. Die übrigen blieben in Stockholm zurück, um einigermaaßen eine vom Reichstage unabhängige Regierung fortzuerhalten. Zugleich ſtrengten ſich die Mützen unter ruſſiſcher, engliſcher und ſelbſt auch däniſcher Unterſtützung und Mitwürkung auf alle Art an, ſolche Reichstags-Männer zur Wahl zu bringen, die ihrem Syſteme und ihrer Parthey ergeben waren. Aber alle dieſe Kunſtgriffe, Anſtrengungen und Bemühungen waren vergebens. Der franzöſiſche Miniſter

hatte ungeheure Summen, die ihn und die Hüte in Stand ſetzten, den Gegnern des Verſailler Hofes einen ſichern Vorſprung abzugewinnen.

Bey Eröffnung des Reichstags (am 19ten April 1769) ſah man auch bald, daß die franzöſiſche Parthey unter dem Adel, der Geiſtlichkeit und der Bürgerſchaft offenbar das Uebergewicht hatte. Nur unter den Bauern behaupteten die Mützen anfänglich noch die Oberhand. Nun ſtreuete man unter dieſem Stande aus, „daß die Mützen damit umgiengen, den König abzuſetzen,“ und ſogleich trat er zu den Hüten über. General Ferſen, einer der eifrigſten und einſichtsvollſten Anhänger Frankreichs, ward zum Marſchall des Reichstags erwählt. In den geheimen Ausſchuß wurden bloß declarirte Hüte gezogen, und auch nicht ein Einziger von der Mützenparthey in denſelben aufgenommen. Die ganze Regierung war alſo wieder in den Händen der Hüte.

Das erſte Geſchäft des geheimen Ausſchuſſes lief auf die Unterſuchung des Verfahrens der

der bisher herrſchenden Parthey. Die in Stockholm zurückgebliebenen Senatoren wurden aufgefodert, unverzüglich auf dem Reichstage zu erſcheinen. Nach ihrer Ankunft legte man ihnen ſechs Beſchwerde-Puncte vor, worüber ſie ſich binnen wenig Tagen verantworten ſollten. Dieſe Beſchwerden waren vorzüglich: „ihre Widerſetzung gegen den vom König verlangten Reichstag; ihre Aeußerung, daß das Reich ohne König durch den Reichsrath könne regiert werden, und endlich ihr gefliſſentliches Zurückbleiben von der Reichsverſammlung.“ Die Angeklagten ſuchten ſich zu rechtfertigen; allein die ſichtbare Muthloſigkeit ihrer Vertheidigung ſchwächte auch die wenigen Gründe, die ſie zum Vortheil ihrer Sache anführten. Das Reſultat war, „daß alle Senatoren, die Herren von Wallwyck und Hiärne ausgenommen, ihrer Ehre und Güter für verluſtig erklärt, jedoch aus ſchonender Milde der Stände bloß mit der Einbuße ihrer Stellen beſtraft wurden.“

Ihre Abſetzung gieng ſogleich vor ſich. In ihre Stellen traten alle durch die vorige Reichsverſammlung entſetzten Senatoren, von denen man überzeugt war, daß ſie durchaus dem franzöſiſchen Syſtem anhiengen.

Nunmehr hatte die Sache des Königs die ſchönſten und hofnungsvollſten Ausſichten. Der Verſailler Hof hatte ihm verſprochen, ſeine Gewalt vergrößern zu helfen, und gleiche Zuſicherungen hatten ihm die Hüte gegeben. Der Anfang des Reichstags entſprach dieſen Verſprechungen, und den Wünſchen des Königs vollkommen. Er ſah ſeine Gegner gedemüthigt, und außer Stand geſetzt, ihm weiter offenbar ſchaden zu können. In allen vier Ständen war die Pluralität jetzt ſo königlich geſinnt, daß die geſtürzte antiroyaliſtiſche Parthey laut ſagte: „es wäre nunmehr um die Freyheit der Nation geſchehen.“ Aber alle dieſe ſchönen Erwartungen des Hofes giengen zu Trümmern, als (im Junius 1769) auf eigenen Antrieb der Stände der Reichstag von Norköping nach Stockholm verlegt wurde. Mit der Veränderung des bisherigen

Aufenthalts ſchienen ſich gleich nachher auch die Geſinnungen der meiſten Reichstagsdeputirten geändert zu haben. Die Unterhandlungen wurden dadurch unterbrochen, und den Mützen ward neue Gelegenheit gegeben, gegen das Beſte des Königs zu arbeiten. In Norkiöping war der Eifer der Nation für den König in der größten Glut, weil ſeine letzten Schritte ſo entſcheidend und zum Theil ſo allarmirend und beſtürzend geweſen waren. Dieſe Glut aber kühlte ſich bald ab, und wurde je länger, je lauer. In der erſten Aufwallung hätte zu Norkiöping viel für den König ausgerichtet werden können. Man verſäumte aber dieſe günſtigen Augenblicke, und verlohr darüber nachdem faſt alles.

Bey Eröffnung des Reichstags, und nach der Dimiſſion des bisherigen Senats war ernſthaft die Rede davon, „den in die Staatsverwaltung von Reichstag zu Reichstag eingeſchlichenen Mißbräuchen ein Ende zu machen.“ In dieſer Abſicht wurde dem Ausſchuſſe, und der Juſtiz- und geheimen Deputation aufgetragen: „Mittel vorzuſchlagen, wie der

Regierungsverfaſſung mehr Feſtigkeit gegeben werden könnte?“ Dieſe Commiſſionen gaben einſtimmig: „daß, wenn man die Wohlfarth des Landes wünſche, durchaus die Regierungsverfaſſung von 1720 in ihrer Reinigkeit wieder hergeſtellt, und mithin alle ſeitdem getroffene Verfügungen zu noch größerer Beſchränkung der königlichen Gewalt aufgehoben und annullirt werden müßten.“ Bey dem Intereſſe, welches die Nation an den Vortheilen des Königs nahm, zweifelte Niemand, daß dieſer Vorſchlag ohne Widerrede würde angenommen, und dem Könige alles zurückgegeben werden, was Eigenſinn und Ungerechtigkeit der Partheyen ihm von Zeit zu Zeit geraubt hatten. Man verſicherte ſogar, daß Frankreich dieſe vorgeſchlagene Regierungsveränderung mittelſt einer Flotte unterſtützen würde.

Aber, was geſchah? — Als der unterbrochene Reichstag zu Stockholm wieder angefangen wurde, war die Pluralität der Stände gegen die meiſten Anträge des Ausſchuſſes und der Deputation. Jener, anfänglich ſo

ſehr geprieſene, Entwurf wegen Wiederher=ſtellung der Conſtitution von 1720 hatte, als er der vollen Ständeverſammlung zur Prüfung und Bekräftigung vorgelegt wurde, das Schickſal — durch die Stimmenmehrheit gänzlich verworfen zu werden.

Alles blieb alſo am Ende beym Alten. Der König hatte beym Auseinandergange des Reichstags, (am 30ſten Januar 1770) von der ganzen Gährung und von den großen Auftritten und Vorfällen keinen weitern Vortheil, als daß ihm künftig die Ernennung eines Juſtiz=Kanzlers vorbehalten, und ihm von den Ständen verſprochen wurde, die Bezahlung ſeiner Schulden, die ſich auf 20 Tonnen Goldes beliefen, zu übernehmen.

Ohnſtreitig wäre der Ausgang dieſes Reichstags für den König entſcheidender geweſen, wenn ſeine Parthey in ihren Grundſätzen ſich mehr vereinigt oder genähert hätte. Aber ſo entſtand unter den Royaliſten wieder eine zweyfache Faction; eine, welche nach dem Entwurfe des franzöſiſchen Hofes dem Könige die völlige Souverainität ver=

ſchaffen wollte; und eine andere, die bloß das damalige Miniſterium vom Ruder entfernen, aber keine Aendrung in der bisherigen Regierungsverfaſſung zugeben wollte. Jene erſtere Parthey hieß im beſondern Verſtande die Hofparthey, und dieſe letztere ſignaliſirte ſich durch den Namen der alten Hüte.

Die Extreme beyder Partheyen leuchten von ſelbſt ein. Eine Nation, die ſchon gewohnt war, hinterm Pfluge und in der Tabagie eben ſo dreiſt Politik zu ſprechen, (ein damals gewöhnlicher Ausdruck) als es in der Antichambre und beym Souper geſchah, mußte ſchon das bloße Wort Souverainität — empören. Aber eben ſo empörend mußte es auch für die Freunde der Königswürde ſeyn, nach ſo großen Anſtalten, nach ſo vielfältigen Anſtrengungen und baaren Aufopferungen, den guten, wackern Adolph Friedrich immer noch in ſeiner alten Ohnmacht zu ſehen. Der ſtille Character des Königs trug vieles dazu bey, daß die Sache ſo ohne Vortheil für ihn ablief. Für häusliche Glückſeeligkeit mehr, als für den Thron geſchaffen,

wußte ſein Herz nichts von dem Ehrgeize, der nach Gewalt dürſtet, und ihm fehlte auch der Muth, der jenen zu begleiten pflegt! So äuſſerte ſich ſeine Sinnesart bey der unglückli-chen Conſpiration 1756, und ſo offenbarte ſich ſein Charakter auch bey dieſem großen Auftritte. Sein kühner Entſchluß, durch die Niederlegung der Krone die Sache des Königthums zu beſſern, war nicht ſein, ſondern das Werk des Kronprinzen, und der Ueberredung durch die Häupter der franzöſiſchen Parthey. Noch wenige Augenblicke vorher, ehe er dieſen Schritt wagte, äußerte er gegen dieſe Letztern ängſtliche Bedenklichkeiten, die man nur dadurch heben konnte, daß man ihm die Verſicherung gab: „Er würde bey dieſer Sache nichts risquiren, und Frankreich und die Hutparthey würden heilig ihr Verſprechen halten, ihm den Thron mächtiger wieder zu ſchaffen, als er ihn verlaſſen würde. „Daß es dem Verſailler Hofe mit dieſem Verſprechen Ernſt war, leidet keinen Zweifel. Es war ihm daran gelegen, durch eine Regierungsrevolution dem Einfluſſe des engliſchen und

ruſſiſchen Hofes in Schweden ein Ende zu ma- chen. Bey dem Charakter und den Grund- ſätzen der Schwediſchen Nation war es indeß nicht rathſam, eine ſolche Veränderung durch Gewalt zu Stande bringen zu wollen. Sie ſollte durch die Stände ſelbſt bewirkt werden. Eine Methode, die nicht ſicherer erdacht wer- den konnte, die aber dießmal fehlſchlug.

Eine Regierungsrevolution in Schweden war indeß jetzt zu Verſailles ſchon feſt beſchloſ- ſen, und ihre Ausführung erfolgte früher, als man damals erwartete.

Adolph Friedrich gieng am 12ten Februar 1771, im 61ſten Jahre ſeines Alters, plötzlich mit Tode ab. Am Morgen deſſelben Tages war er noch friſch und geſund, und am Abend heiter und vergnügt in einem feſtlichen Cirkel bey Hofe. Um 8 Uhr ſpürte er Beklem- mungen der Bruſt, und entfernte ſich in ein Nebenzimmer. Die Königin folgte ihm voller Beſtürzung, und ſank ſinnlos nieder, als ihr Gemahl ſagte: „Er fühle den Tod, und wün- ſche ſeine Kinder zu ſehen.“ Dieß waren ſei- ne letzten Worte. Wenige Augenblicke darnach

hatte ihn ein Schlagfluß ſchon getödtet. „Seit Guſtav dem Erſten, ſagt ſein Sohn und Nachfolger Guſtav III, *) war er in Schweden der einzige König, der ſeinen Thron von drey Prinzen umgeben ſah. Dieß Glück mag er mit mehr Königen gemein haben; aber die Tugenden, die ein fühlbares Herz und den Menſchenfreund verrathen, theilt er nur mit Guſtav Adolph und mit Heinrich dem Vierten. Dieſe Tugenden, die bloß im Verborgenen wirken, und ſich wieder zu verbergen ſuchen, wenn ſie unwillkürlich an Tageslicht kommen, ſagen der Nachwelt, was er gethan haben würde, wenn ſein guter Wille weniger beſchränkt geweſen wäre! Wie mußte jener Arme ſich nicht gerührt fühlen, den Adolph Friedrich auf dem Wege nach Loka hülflos und ohnmächtig fand, ihn aufhob und ſelbſt

*) In den Perſonalien K. Adolph Friedrichs, die Guſtav ſelbſt verfaßte, und die der Biſchof von Linköping, V. Filenius, beym ſolennen Begräbniſſe in der Ritterholms-Kirche ablas.

zum Arzte brachte, als er in ſeinem Erretter ſeinen König erkannte. Züge der Art ſollten in den Herzen der Unterthanen unauslöſchlich bleiben, und zum Beſten der Menſchheit ſollten ſolche Regenten unſterblich ſeyn. Aber man ſchätzt ſein Glück gewöhnlich nicht eher, als bis man es eingebüßt hat."

II.

Revolution in Schweden 1772.

Guſtav der Dritte hielt ſich bey dem Tode ſeines Vaters zu Paris auf. Er hatte ſeine damalige Reiſe vorzüglich auf Veranlaſſung des Herzogs von Choiſeul unternommen, der den Wunſch geäußert hatte, ſich mit ihm über die Mittel einer Regierungsverändrung in Schweden näher beſprechen zu können. Die Stände ſchienen einigermaaßen zu ahnden, daß dieſe Reiſe politiſche Zwecke haben könnte, und man machte daher auf dem letzten Reichstage dagegen ſtarke Einwendungen. Man nahm ſich ſelbſt nicht einmal in Acht, in der Reichsverſammlung laut zu ſagen, „daß der Kronprinz

durch eine ſolche Reiſe, und durch eine Bekanntſchaft mit fremden Regierungsformen zu gefährlichen Geſinnungen könnte verleitet werden.“ Eine Beſorgniß, die in mehrerer Hinſicht eigentlich höchſt lächerlich war, die ſich in den Erfolgen aber bald als gegründet erwies.

Gleich nach dem Hinſcheiden Adolph Friedrichs verſammelte ſich der Reichsrath noch um Mitternacht, um wegen der Thronvacanz die nöthigen Verfügungen zu treffen. Man leiſtete dem künftigen Regenten im Senate ſogleich den Huldigungseid, den Tags darauf auch alle Collegien, die Bürgerſchaft und das Militär in Stockholm ablegten. Mit dieſer Huldigungsacte kam der General-Lieutenant Baron Pehr Scheffer am 15ten May bey dem jungen Könige an, und nahm von dieſem die gewöhnlichen Verſicherungen entgegen. Gleich nach dem Empfang derſelben wurde der Namensſtempel Adolph Friedrichs zerſchlagen, die Stücken davon verſiegelt ins Reichsarchiv gelegt, und alle Beſchlüſſe des Senats wurden auf der Stelle unter Guſtavs Namen aus-

gefertigt. Schon am zehnten Tage nach der Botſchaft von dem Tode ſeines Vaters trat der neue Regent ſeine Rückreiſe nach Stockholm an. Er beſuchte auf dieſem Wege den Braunſchweigſchen Hof, und auch ſeinen Onkel Friedrich den Einzigen *). „Der König

*) Man hat hin und wieder geglaubt, daß Friedrich der Große an der ſchwediſchen Regierungsveränderung (1772) vorzüglichen Antheil gehabt. Aber grade das Gegentheil iſt wahr. Als Guſtav auf ſeiner Rückreiſe nach Stockholm zu Braunſchweig war, ſchrieb er von da an den König von Preußen: „Er habe zwar die Abſicht gehabt, zu Berlin einen Beſuch abzuſtatten, aber dringende Angelegenheiten erfoderten ſeine ſchleunige Rückkehr nach Stockholm, ſo daß es ihm unmöglich werde, ſich die Freude des Beſuchs zu verſchaffen.“ — Als Friedrich dieſen Brief erhielt, meldete er dem Prinzen Heinrich: „Er vermuthe, daß ſein Neveu durch Frankreichs Einredungen davon abgebracht ſey, ihn zu beſuchen. In den Augen von ganz Europa müßte es aber außerordentlich ſcheinen, daß er zweymal in Braunſchweig geweſen, ohne nach Berlin zu kommen.“ Zugleich trug er dem Prinzen Heinrich, der den Charakter des jungen Königs beſſer, als er, kannte, auf, deshalb einen gehörigen Brief zu ſchreiben, der Sr. Majeſtät von Schweden eigenhändig übergeben

von Schweden — ſchrieb dieſer an Alembert — iſt hier durchgereiſet. Er hatte viele Vorliebe für Frankreich; aber er verläßt es, um in ſeinem Vaterlande die erſte Rolle zu übernehmen. Aber welch ein Land für die Künſte iſt ſein Schweden!!! Einer ſeiner Landsleute behauptet, man müſſe das verlohrne Paradies in Schonen ſuchen; ein andrer (Linnäus) verſichert ganz treuherzig, daß Pferde und Menſchen in eine Claſſe gehören; ich weiß nicht, was vor ein dritter Narr (Swedenborg) Geiſter beſchwört, und ſich mit jedem Todten, den man verlangt, unterredet. Leute, welche über die Abdankung der Königin Chriſtine einen Schleyer werfen wollen, verſichern, daß ſie, überdrüßig der rohen Sitten der damaligen Schweden, lieber als Privatperſon im Schooße einer geiſtreichen und gebildeten Nation habe leben, als über ein Volk herrſchen wollen, das ſie verachtete. Für den neuen König wollt' ich wohl wetten, daß er dieſer

werden ſollte. — Dieß geſchah. Und gleich nach Empfang des Briefes reiſete Guſtav nach Potsdam.

Urſachen halber nicht abdanken wird. Er wird vielmehr ſich bemühen, den Norden aufzuklären, und an die Stelle gothiſcher Pedanterey und alberner Vorurtheile Geſchmack für Künſte und Wiſſenſchaften zu pflanzen. Er iſt liebenswürdig und voll Geiſt. Aber welchen Stoff wird er finden, ſeine Geduld zu üben! „Es iſt etwas Schreckliches, König in dem Lande zu ſeyn:“

Man wird von den übrigen, zum Theil höchſt ungerechten, Sarkasmen dieſes Briefes dieſe letzte Aeußerung des gekrönten Weiſen unterſcheiden, und ſie nicht übertrieben finden, wenn man ſich erinnert, welche Demüthigungen ſein Schwager als König ſich hatte gefallen laſſen müſſen. Dieſer hinterließ ſeinem Sohn den Thron noch ohnmächtiger und unſicherer, als Er ihn erhalten hatte. Die Intriguen der Höfe, die ſich um die Regierung Schwedens zankten, die Erbitterung der Factionen, die das Reich trennten, waren bey dem Regierungsantritte Guſtavs aufs höchſte geſtiegen; die Kräfte des Landes waren durchaus erſchöpft! Handel und Gewerbe waren

in Stockung, und unter allen dieſen Umſtänden ſchien es faſt unmöglich, das Land je wieder in Flor bringen zu können. Solche Ausſichten und Verhältniſſe hätten auch einen ſtärkern Geiſt niederſchlagen können. Nur der Muth eines Guſtav konnte dadurch nicht gebeugt, und ein Genie wie das ſeinige dadurch nicht abgeſchreckt werden, in ſich ſelbſt Mittel aufzuſuchen, dieſe Verwirrungen zu ſeinem Vortheile zu benutzen.

Die Geſchichte hat wenig Beyſpiele von Regenten, die ſo vorbereitet und ausgerüſtet und tüchtig den Thron beſtiegen, als Guſtav der Dritte. Mit Talenten gebohren, die in jedem Stande geglänzt haben würden, und die ſeiner künftigen Beſtimmung vorzüglich angemeſſen waren, hatte er durch die treflichſte Erziehung (die, wie wir oben geſehen haben, anfänglich ſein Vater und nach der Zeit die Stände leiteten) dieſe natürlichen Fähigkeiten bis zum höchſten Grade ausgebildet. Die Leitung ſeiner erſten Kindheit übernahm eine Gräfin Strömfeld, aus dem Heldengeſchlechte der Wrangel. Nach dem Geiſte ihrer Ahnherren

herren war ihre Erziehung mehr männlich, als nach dem Charakter ihres Geſchlechts. In ſeinem dritten Jahre gab der junge Prinz unter ihrer Aufſicht einem Hofmann, der ſeinen lebhaften Witz bewunderte, und von der Wiederauflebung Guſtav Adolphs in ihm ſprach, zur Antwort: „Was ſie jetzt als Schmeicheley ſagen, könnte noch wohl Wahrheit werden.“ Nach dem Tode dieſer wackern Erzieherin (1751) lenkte der Graf Carl Guſtav Teſſin ſeine Bildung. Die Methode dieſes großen Mannes, den alle Fürſtenerzieher zum Muſter nehmen ſollten, wenn ſie auch nicht allemal im Stande ſind, ihn zu erreichen, iſt ſelbſt in Deutſchland durch ſeine vertrauten Briefe an den Prinzen bekannt. Er trug ſeinem Zöglinge die Lehren der Lebensphiloſophie und der Regentenpflichten in dem anmuthigſten Gewande, in Fabeln, Erzählungen und Fragen vor, die ſo abgefaßt und eingekleidet wären, daß der Lehrling ihre Reſultate ſelbſt heraus finden konnte, die daher auch einen deſto bleibendern Eindruck auf ihn machen mußten. Auch die perſönlichen Fehler des Prinzen rot-

tete er auf eben dieſe Art aus, indem er ihre Lächerlichkeit, oder ihr Ungeziemendes und Schädliches an erdichteten Perſonen darſtellte, und ihn dann unerwartet darauf führte, daß er eben dieſe Fehler ſelbſt an ſich habe. Unter der Führung dieſes weiſen Mentors machte der junge Guſtav Fortſchritte, die bey weitem ſein Alter übertrafen. Aber er genoß deſſen Bildung und Unterricht nur fünf Jahre. Teſſins Verdienſte wurden verkannt. Man beſchuldigte ihn, daß er eine zu große Ergebenheit gegen das königliche Haus habe, und er erfuhr dieſerhalb mancherley Kränkungen. Dieſe bewogen ihn, ſeine Stelle als Oberhofmeiſter des Prinzen, und ſeine übrigen Würden aufzugeben, und die Ruhe des Privatlebens auf ſeinem Landgute Okerö, bey Norköping, zu ſuchen, wo er auch 1770 im 76ſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, aber in dürftigen Umſtänden ſtarb, da ihm der Reichsrath den Gnadengehalt, den man ihm bey ſeinem Abtritte bewilligte, nachher wieder genommen hatte. In Teſſins Stelle folgte, nach dem Willen der Stände, der Reichsrath Baron Schef-

ſer. Dieſer vollendete, was der erſtere ſo glücklich angefangen und gegründet hatte. Unter der Anleitung Scheffers gieng Guſtav nachdem zu den öffentlichen Geſchäften über, erhielt ſchon im 15ten Jahre Sitz im Reichsrathe, und nahm nun alſo ſelbſt ſchon Theil an den Regierungsgeſchäften.

Bey der Erziehung und Bildung Guſtav's durch ſo trefliche Lehrer wurde kein Theil des menſchlichen Wiſſens verſäumt, der entweder nothwendiges Requiſit eines tüchtigen Fürſten, oder auch im Stande iſt, den Thron durch ſeinen Beſitzer zu verſchönern. Guſtav der Dritte theilt daher mit Friedrich dem Einzigen den Ruhm, unter den gekrönten Häuptern aller Zeiten der feinſte Kenner und geſchmackvollſte Bearbeiter der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte geweſen zu ſeyn. Er war der treflichſte Redner, der geſchmackvollſte Tonkünſtler, Dichter und Zeichner. Er ſprach die meiſten lebenden Sprachen, und wurde, wie Friedrich II, und wie Julius Cäſar, ſein eigner Hiſtoriograph. Seine Schriften liegen noch in einem eiſernen Kaſten auf der

Univerſitäts-Bibliothek zu Upſala, und ſollen nach ſeinem eigenen Befehle erſt nach funfzig Jahren bekannt gemacht werden.

Guſtav war ungefähr 25 Jahr alt, als er den Thron beſtieg. Seit der Conſtitution 1720 hatten die Schweden nur Ausländer zu Regenten gehabt. Die Freude des Volks, die Krone wieder auf dem Haupte eines eingebohrnen Fürſten zu ſehen, war daher unbeſchreiblich. Dieſe Freude wurde durch das leutſelige Betragen, und durch die liebenswürdige Herablaſſung des neuen Regenten noch mehr erhöht. Noch ehe er das Reich betrat, erklärte er in einem Briefe an den Reichsſenat, „daß er ſeine Regierung mit Verbeſſerung der Staatswirthſchaft anfangen wolle, um die Laſten des Volks zu erleichtern." In dieſer Abſicht wurde die franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft zu Stockholm gleich abgedankt, und in eben dieſer Abſicht unterſagte er allen Aufwand und alle koſtbaren Anſtalten bey ſeinem Empfangen im Reiche. Statt ſich mit dem Beſchauen der Ehrenpforten und Illuminationen, und mit dem Empfange von

Lobgedichten zu beſchäftigen, wie ſonſt wohl geſchieht, beſah er auf ſeiner Reiſe in ſeinem Staate die öffentlichen Anſtalten, erkundigte ſich auf das genaueſte nach dem Zuſtande ſeiner Unterthanen, und feſſelte durch ſeine ſeltene Popularität ihre Herzen unwiderſtehlich. In Carlskrona beſuchte er unter andern die Caſernen der Matroſen. Es war eben Mittag, und die Leute aßen ihre Erbſenſuppe. Als ſie beym Anblicke des Königs beſtürzt und ehrfurchtsvoll aufſtanden, befahl Guſtav ihnen, ſich wieder zu ſetzen und fortzueſſen. „Kinder, ich habe dieſe Stunde beſtimmt, euch zu beſuchen, weil ich euer Gaſt ſeyn, und eure Suppe verſuchen will.“ Und damit ließ er ſich von dem nächſten Matroſen einen Löffel geben, koſtete die Suppe und gab den Löffel mit einem kleinen Geſchenke zurück. Der Admiral, welcher den König begleitete, bot dem Matroſen für dieſen Löffel nachher eine anſehnliche Summe, um ihn als ein ehrenvolles Denkmal für das Schiff aufzubewahren. Der gerührte Matroſe kannte indeß keinen Preis für dieſen Löffel, ſchnitt mit ſei-

nem Meſſer den Namen Guſtav's und dieſen Vorfall auf denſelben, und verwahrte ihn als Heiligthum für ſeine Familie.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Stockholm und ſobald er im Senate als König Sitz genommen hatte, ließ er bekannt machen, „daß an den drey erſten Tagen jeder Woche alle Perſonen, die ein erhebliches Anliegen hätten, ohne Ausnahme bey ihm freyen Zutritt haben ſollten. Sie ſollten ſich nur um die beſtimmte Zeit im Vorgemache einfinden, wo ſie von dem gegenwärtigen Kammerherrn aufgezeichnet, und nach der Ordnung, wie ſie ſich eingefunden, ohne Rückſicht auf Stand, bey ihm eingeführt werden ſollten.“ Bey dieſen Audienzen ließ er ſich in die geringſten Angelegenheiten der Hülfeſuchenden ein, und half wo er helfen konnte. Ein Bauer aus dem Dallande, dem er ſeine Bitte gewährt hatte, ſagte beym Weggehen: „Gott bewahre dich! Ich reiſe vergnügt von dir. Meine Landsleute würden meiner Erzählung nicht glauben, wenn ſie dieß von dir geſchriebene Papier nicht ſähen. Sie werden ſagen, daß Du

ein guter Vater biſt, und wenn Du je deiner Kinder bedarfſt, ſo werden wir alle, die in den drey Thälern wohnen, auf jeden Wink für dich bereit ſeyn." Schon als Kronprinzen hatte man Guſtav III als Freund des Volks und der Menſchen kennen und verehren gelernt *). Und wenn er jetzt als König ſich

*) Aus mehrern ſchönen Anekdoten, die man davon hat, nur Eine. Guſtav war auf einer Reiſe nach Grypsholm wegen Zerbrechung des Wagens einmal genöthigt, in eine arme Bauerhütte zu treten. Alles Elend, was die Armuth zu begleiten pflegt, ſchien ſich unter dieſem Dache vereinigt zu haben. Der Hauswirth lag krank auf einem Strohlager, auf dem Tiſche war nur ein kümmerliches Haberbrod, und um denſelben ſtanden ein Paar halb verhungerte Kinder. Die Hausfrau war indeß beſchäftigt, für ihre Gäſte Milch zuzubereiten, das beſte und einzige was ſie hatte. Der Anblick dieſes Elends erſchütterte den jungen gefühlvollen Prinzen, der nicht erkannt ſeyn wollte. Er gab dem Unglücklichen einen anſehnlichen Theil ſeines Taſchengeldes, und ſchickte ihm gleich nach ſeiner Ankunft einen Arzt aus Grypsholm. Von einem Bedienten erfuhren die gerührten armen und nun geretteten Leute nachher, daß ihr Wohlthäter der Kronprinz geweſen.

zu einer ſolchen Sorgfalt herabließ, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Nation den neuen Regenten als Vater anſah. Im Feuer des Danks ſchrieb man ſein Betragen bloß auf reines Wohlwollen, — welches dabey freylich auch zum Grunde lag — und man vergaß, daß Ehrgeiz und künftige Entwürfe auf dieß Betragen vielen Einfluß hatten.

Noch ehe Guſtav feyerlich gekrönt war, machte er ſich auf ſolche Art zum Abgott der Nation. Nur die Mützenparthey und die Anhänger des ruſſiſchen und engliſchen Hofes, und die Ariſtokraten, die ſich bey dem bisherigen Conſtitutions- und Regierungs-Unweſen ſo wohl befunden hatten, ſcheueten ihn. Sie kannten aus alten Erfahrungen unter der vorigen Regierung die Energie, und Unerſchütterlichkeit ſeines Charakters; ſie hatten Gelegenheit gehabt, ſein Genie bewundern zu lernen; ſie konnten nach den Auftritten des letzten Reichstags von ſeinem Aufenthalte in Paris nicht das beſte erwarten; ſie waren Zeugen von der Vorliebe und der Zuneigung des Volks gegen ihn — was blieb unter ſol-

chen Umſtänden übrig? — Kein andres Mittel, als unvermerkt dem gefährlichen jungen Löwen neue Feſſeln umzuwerfen. — Wie man dieß anfieng, und wie Guſtav mit Muth und Klugheit die neugeſchmiedeten, und auch die alten Ketten zerbrach, wollen wir jetzt ſehen.

Nach der Conſtitution mußte innerhalb dreyßig Tagen nach dem Ableben des Königs ein Reichstag verſammelt werden. Wegen Abweſenheit des Prinzen wurde er indeß auf drey Monate ſpäter hinaus gerückt, und erſt auf den 13ten Junius berufen. Die Hüte hatten dabey die Abſicht, daß Guſtav dadurch Zeit gewinnen ſollte, alles, was zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Hofe etwa noch unausgemacht ſeyn könnte, zu Stande zu bringen. Aber ſie vergaßen bey dieſem ſchlauen Plane, daß die Mützenparthey durch eben dieſen Verſchub Gelegenheit bekam, alle ihre Kräfte anzuſtrengen, um auf dem nächſten Reichstage die Mehrheit der Stimmen zu haben. Goodrik und der Graf Oſtermann unterſtützten ſie in dieſem Geſchäfte

um ſo mehr, da ſie gleich nach der Zurückkunft des Königs nur zu deutlich merkten, daß er ganz dem franzöſiſchen Hofe, und dieſer ihm ergeben ſey. Bis dahin hatte der franzöſiſche Hof nur Geſandten vom zweyten Range in Stockholm gehabt, jetzt aber erſchien ein Ambaſſadeur, und zwar in der Perſon des Grafen von Vergennes; eines Mannes, deſſen politiſche Fertigkeit ſchon damals glänzte, und der nachdem in der Geſchichte Frankreichs und Europa's geraume Jahre hindurch eine der erſten Rollen ſpielte. Ihm folgte gleich darauf auch ein Miniſter des ſpaniſchen Hofes, deſſen bloße Ankunft ſchon verrieth, daß die franzöſiſche Parthey und deren Intereſſe auf dem nächſten Reichstage auch Unterſtützung vom Madridter Hofe finden würde. Ueberdem konnte man deutlich bemerken, daß der junge König, ohngeachtet er jede Aeußerung einer Vorliebe für irgend eine Parthey ſorgfältig zu vermeiden ſuchte, doch am häufigſten und liebſten mit ſolchen Perſonen umgieng, die dem franzöſiſchen Intereſſe wohl wollten.

Alle dieſe Umſtände und das Arbeiten der Partheyen gaben hinreichend zu erkennen, daß der nächſte Reichstag wichtige Erfolge hervorbringen würde. Der König eröffnete ihn am 25ten Junius mit einer Rede, durch die alle Anweſende gerührt, aber nur wenige gebeſſert wurden. Seit den Zeiten Carl Guſtav's war es das erſte Mal, daß ein ſchwediſcher König ſeine verſammelten Stände ſelbſt anredete. (Vorhin geſchah es gewöhnlich durch den Präſidenten der Kanzley, oder durch einen andern Reichsrath.) Guſtav empfahl in dieſer Rede nachdrücklichſt Eintracht, und betheuerte von ſeiner Seite die ſtrengſte Ehrfurcht für die Conſtitution. „Er halte es für ſein ſchönſtes Loos, ſagte er am Schluſſe, den Namen eines Schweden zu führen, und das ſtolzeſte Ziel ſeines Ehrgeizes ſey: „Erſter Bürger einer freyen Nation zu ſeyn."

Es iſt nicht zu vermuthen, daß der König die Uneinigkeit unter den Partheyen heimlich ſollte unterhalten haben, wie man verſchiedentlich hat behaupten wollen. Ob es

aber mit ſeinem Wunſche einer ruhigen Harmonie unter ihnen wirklicher Ernſt geweſen, läßt ſich ſehr bezweifeln. Grade dieſe Uneinigkeiten und Zänkereyen kamen ſeinem großen Plane, die bisherige Verfaſſung umzuſtoßen, hauptſächlich zu Hülfe. Indeß unterließ Guſtav nichts, die Täuſchung aufs höchſte zu treiben. Er ließ die Häupter beyder Partheyen zu ſich rufen, und that ihnen Vorſchläge zur Ausgleichung. In dieſen Vorſchlägen ſuchte er nicht nur ihre politiſchen Syſteme zu vereinbaren, ſondern er gieng in denſelben auch ſelbſt darauf aus, ihren Einfluß auf die Regierung und ihre Gewalt gemeinſchaftlich zu theilen. Aber die Syſteme der Partheyen waren einander ſchnurſtracks zuwider, und jede war bisher gewohnt, die Herrſchaft, wenn ſie in ihren Händen war, excluſiv zu beſitzen. Der ganze Ausſöhnungsplan des Regenten war alſo am Ende ein Glaukom, von dem er den großen Vortheil hatte, daß die Nation ſeine Bemühungen als den uneigennützigſten Patriotismus auslegte, und in ihrer Zuneigung gegen ihn noch wär-

mer und eifriger wurde. „Wenn, ſagte er unter andern in einer ſeiner Reden bey dieſer Gelegenheit, meine Abſichten weniger lauter und aufrichtig, meine Liebe fürs Vaterland und deſſen Freyheit weniger zärtlich wäre, ſo würde ich ruhig meinen Zeitpunct wahrnehmen, und nach dem Beyſpiele meiner Vorfahren mir ſeine Uneinigkeit auf Koſten der Freyheit zu Nutze machen.“ Bey ſolchem Scheine von Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit mußte ſelbſt das Mißtrauen hintergangen werden, und es war faſt unmöglich, die wahren Abſichten des jungen Regenten zu durchſchauen. Doch wir wollen dieſen Reichstag, der der zügelloſen Freyheit das Siegel aufdrückte, und ſeine wichtigern Verhandlungen ſelbſt näher kennen lernen.

Bey der Eröffnung deſſelben hatten die Mützen im Prieſter- Bürger- und Bauernſtande eine entſchiedene Mehrheit; eine ſchlimme Ausſicht für die Plane des Königs. Im Ritterſtande hatten dagegen die Hüte das Uebergewicht, und auch der Reichstagsmarſchall, Baron Axel Leyonhufwud, war von die-

ſer Parthey. Indeß war der geheime Ausſchuß, der in Allem, was die auswärtigen Angelegenheiten anbetraf, freye Macht hatte, und der faſt durchgehends den Reichstag lenkte, faſt gänzlich den Mützen zugethan. Der König mußte unter ſolchen Umſtänden nur zu ſehr beſorgen, daß ſeine Parthey zur gänzlichen Ohnmacht herabſinken, und ſeine Lage noch trauriger werden würde, als die ſeines Vaters. Nur ein Betragen wie das ſeinige, und nur die ſchlaueſte Klugheit konnten ſeine Sache in dieſer gefährlichen Kriſe retten. Durch das erſtere täuſchte er, wie ſchon angeführt worden, auf die künſtlichſte Art, und die letztere kam ihm zu Hülfe, den Reichstag in eine vortheilhafte Unthätigkeit zu ſetzen, die Zwietracht zwiſchen dem Adel und den übrigen Ständen durch ſeine Anhänger aufs höchſte zu bringen, und die Unzufriedenheit des Volks zur unruhigſten Gährung zu treiben.

Die erſte Sache, welche vorkam, betraf die Wiedereinſetzung der während der vorigen Ständeverſammlung verabſchiedeten Senatoren; mithin eine Abdankung des größten Theils der

biſherigen Reichsräthe, die ſämmtlich dem franzöſiſchen Intereſſe ergeben waren. Konnte die Hofparthey dieſen fatalen Streich auch nicht ganz abwenden, ſo mußte ſie ihn wenigſtens ſo viel möglich zu verzögern und zu mildern ſuchen. Vorläufig traten alſo nur zwey Ex-Senatoren, eifrige Mützen, wieder in den Reichsrath; doch ohne Verdrängung anderer, nur in vacante Plätze. In ihren Diplomen war der Veranlaſſung ihrer vormaligen Dimiſſion auf eine Art erwähnt, welche die Ehre des verſtorbenen Königs angriff, und die daher ſeinem Sohne nicht gleichgültig seyn konnte. Guſtav verweigerte alſo die Unterſchreibung ihrer Beſtallung. Er ließ dem Senate und auch dem geheimen Ausſchuſſe die Gründe dieſer Weigerung in einer nachdrücklichen Schrift vorlegen, in welcher er erklärte, „daß er gegen die Wiedereinſetzung der neuen Senatoren Nichts, aber mit Recht Alles gegen die Ausdrücke, und die Außerungen, mit denen ſie geſchehe, einzuwenden habe.“ Er würde, drückte er ſich unter andern aus, nicht nur ſeine Ehre aufs Spiel ſetzen, ſondern auch

alle göttliche und menſchliche Geſetze übertreten, wenn er ſich dazu verſtehen wollte, mit dem erſten Schritte zum Throne das Andenken ſeines Vaters zu ſchänden. Auf dieſe lebhafte Erklärung erwiederten die Stände, „daß es mit jenen Ausdrücken gar nicht übel und beleidigend für den verſtorbenen König gemeynt ſey.“ Und Guſtav mußte die Diplome unverändert unterſchreiben, weil nach den Grundgeſetzen nichts geändert werden durfte, was die Stände einmal beſchloſſen hatten. Die Nation bewunderte übrigens bey dieſem Vorfalle die liebenswürdigſte Pietät, die muthige Entſchloſſenheit und zugleich auch die Biegſamkeit des Characters ihres neuen Fürſten. Nur ſeine Gegner zogen daraus nicht ſo günſtige Folgerungen. Sie fanden darin neuen Anlaß zum Mißtrauen, und eine neue Auffoderung, ſich gegen den Ehrgeiz des jungen Königs noch ſorgfältiger zu verwahren. Und das ſollte jetzt geſchehen.

Guſtav hatte ſchon von Paris aus ſeine königlichen Verſicherungen gegeben, nach der Norm, wie ſie Adolph Friedrich vor ſeiner

Krö-

Krönung gab, und wie ſie damals unter dem Titel einer Verſicherung Schwediſcher Könige, unter Mit-Autorität der Stände öffentlich, mithin als gültiges und feſtſtehendes Grundgeſetz bekannt gemacht wurden. Damit war man jetzt nicht zufrieden. Man verlangte vor der Krönung eine neue königliche Verſicherung.

Ein beſonderer Ausſchuß der Stände, derſelbige entwarf, machte folgende Zuſätze: a) der König ſolle künftig nicht mehr das Recht und die Freyheit haben, die Krone eigenmächtig und in Abweſenheit der Reichsſtände niederzulegen, wie es Adolph Friedrich gethan hätte, um ſeine Plane (eine außerordentliche Zuſammenberufung der Stände, oder dergleichen) durchzuſetzen. Die Beamte und Officiere, die in ſolchen Fällen des Königs Abſichten befördern würden, ſollten unfähig ſeyn, der Krone und dem Reiche weiter zu dienen. b) Künftig ſollten auch unadliche Beamte und Officiere die Stellen bekleiden können, und darauf Anſpruch haben, die bisher nur mit Adlichen beſetzt worden."

Letztere Condition empörte den Adel. Er hatte ſeit 1723 vor den übrigen drey Ständen ungemäßigte Vorrechte; z E. Freyheit zum in- und ausländiſchen Handel; Recht, confiſcirte Güter wieder einzulöſen; nach gehöriger Decimirung ſeine Einkünfte zu verzehren, wo er wollte, und — die Hauptſache — die erſten und ſelbſt ausſchließenden Anſprüche auf die vornehmſten Bedienungen im Staate.

Natürlich widerſprach der Adel ſolchen Neuerungen aufs heftigſte. Er verlangte eine königliche Verſicherung auf den vorigen Fuß, während die unadlichen Stände auf ihrem Willen beſtanden. Dieſe erfuhren das Unangenehme, daß der König auf die Seite des Adels trat, und die vorgeſchlagenen neuen Verſicherungen nicht ohne Beyſtimmung des Ritterhauſes unterſchreiben wollte. Ein Schritt des Königs, der damals unerklärlich ſchien, deſſen ſchlauer Zweck aber war, die Reichsverhandlungen in die Länge zu ziehen, die Erbitterung der Stände aufs höchſte zu treiben, und — dadurch das Glück ſeiner Entwürfe zu befördern.

Dieſer Zweck wurde auch nicht verfehlt. Der Reichstag, der ohne allen wichtigen Erfolg ſchon ſo manchen Monat geſeſſen hatte, gieng der Weyhnachtsferien halber auf vier Wochen auseinander, und verſammelte ſich wieder am 15ten Januar 1772. Man fieng den Streit wieder an, die Unadlichen mit geſtärktem, der Adel mit ſchwächerm Muthe. Letzterer ſah endlich ein, daß ein längerer Widerſtand gefährlich werden könnte, weil nach der Conſtitution der Beſchluß dreyer Stände hinreichend war. Er willigte alſo nach mancherley Schwierigkeiten und Einwendungen in die neue Verſicherungsacte des Königs, die aus 24 Artikeln beſtand, deren ganzes Reſüme war, daß der König — durchaus allem Ehrgeize abſchwören, und Namen- und Schatten-König wie ſein Vater ſeyn, aber wie dieſer ſich nie unterſtehen ſollte, die Regierung niederzulegen. Dieſe Acte, ein Werk, um das man ſich acht Monate geſtritten hatte, und das keine ſechs Monate dauerte, — wurde dem Regenten am 5ten May 1772 von einer großen Deputation

in ſeinem Schloſſe zur förmlichen Unterſchrift überreicht. Guſtav verſprach, ſie zu unterſchreiben, ohne ſie zu leſen. Und ohne ſie durchzuleſen, unterſchrieb er, und ſagte den Deputirten: „Ich hoffe, man hat das Beſte des Reichs zum Zweck gehabt, und dieſen Schwur hab' ich ſchon längſt in meinem Herzen abgelegt."

Nun ſtand der feyerlichen Krönung nichts mehr im Wege. Sie erfolgte am 29ſten May mit einem Pompe, und mit einer Pracht, die mit der politiſchen Bedeutenheit und Macht des Königs ſehr contraſtirte. Das Feſt dauerte bis zum 3ten Junius, und koſtete nicht weniger, als 27 Tonnen Goldes. Zur Krönungsrede hatte der Biſchof Filenius einen Text gewählt, der nicht paſſender, und in vieler Hinſicht nicht kühner ſeyn konnte. Es waren die Worte Joſua 1, 9: „Siehe ich habe dir geboten, daß du getroſt und freudig ſeyſt. Laß dir nicht grauen, und entſetze dich nicht; denn der Herr dein Gott iſt mit dir in Allem, was du thun wirſt." Guſtav verewigte übrigens das Andenken ſeines Krö-

nungstages durch die Stiftung des Waſa-Ordens, durch den von nun an die Verdienſte um den Ackerbau und die Oekonomie auf eine ausgezeichnete Art belohnt werden ſollten. Den Namen Waſa erhielt der Orden theils zum Andenken des Guſtav dieſes Namens, theils und auf das paſſendſte wegen ſeiner Beſtimmung, indem Waſa im Schwediſchen eine Korngarbe bedeutet, die auch das Symbol dieſes Ordens iſt.

Nach der Krönung ſchien Guſtav mehr Privatmann als König zu ſeyn. Auf den Luſtſchlöſſern in Eckholmſund oder Ulrichsdahl ſchien er ſich ganz der Ruhe und Philoſophie des Landlebens und den Muſen hinzugeben, und ſich um das Getöſe und den Lermen des Reichstags gar nicht zu bekümmern. Seine ſcheinbare Gleichgültigkeit gegen die politiſchen Angelegenheiten des Landes gieng ſo weit, daß ſie zugleich mit ſeinem häufigen Aufenthalte außer der Reſidenz ein Gegenſtand des öffentlichen Tadels wurde. So ſehr indeß Guſtav um dieſe Zeit müßig zu ſeyn ſchien, ſo thätig

und angeſtrengt arbeitete er an der Ausfüh- rung ſeines großen Plans.

Der Reichstag kam ihm darin zu Hülfe, ohne es zu ahnden. Man nahm jetzt mit Hef- tigkeit die Begebenheiten der letzten Stände- verſammlung, und die Staatsverwaltung der bisherigen Senatoren vor. Die gerichtliche Unterſuchung der letztern wurde einer beſon- dern geheimen Deputation aufgetragen, und das Reſultat war, „daß die bisherigen Reichs- räthe, die Grafen Wallwyck, Schwerin und Sinklair ausgenommen, vor unfä- hig erklärt wurden, das Vertrauen der Stände länger zu beſitzen, und ihre Stellen noch ferner zu beklei- den. Es half ihnen nichts, daß ſelbſt der König ihr Betragen billigte. Der Bauern- ſtand ſprach ihnen ſogar die Penſionen ab. Die Hüte waren nun alſo gänzlich geſtürzt, und es blieb ihnen kein Mittel, ſelbſt keine Hofnung übrig, ſich unter den jetzigen Um- ſtänden je wieder erhohlen zu können. Die Mützen hatten nämlich unter andern Anoma- lien auf dieſem Reichstage auch die beſondere

Freyheit eingeführt, Reichstagsmänner, die ihnen zuwider waren, aus ihren Ständen auszuvotiren. Ein Mittel, das nicht kräftiger und ſichrer ſeyn konnte, das Uebergewicht immer bey ihrer Parthey zu erhalten. Ueberdem ſtellten ſie eine allgemeine Unterſuchung derjenigen Amtsperſonen an, die beſchuldigt wurden, daß ſie bey dem vorigen und jetzigen Reichstage ſich unerlaubter Weiſe in die Wahl der Reichstagsmänner gemiſcht hätten. Das war bey allen vorigen Reichstägen geſchehen, und man hatte dieſen unvermeidlichen Mißbrauch ſtillſchweigend geduldet. Nur jetzt ſollte er geahndet werden, um das Reich der Mützen deſto feſter zu gründen. Mehreren Amtsperſonen wurden daher große Strafgelder zuerkannt, andere wurden auf immer aus dem Dienſte gewieſen, und noch andere wurden auf kürzere oder längere Zeit ſuſpendiret.

Selbſt die angeſehenſten Männer von der herrſchenden Parthey waren mit allen dieſen Vorgängen nicht zufrieden, und ſahen und ſagten voraus, daß die Sachen ſich ſo un-

möglich halten könnten. Auch der engliſche und ruſſiſche Miniſter riethen den Mützen Mäßigung an. Allein ihr Glück berauſchte ſie, und ſie waren unfähig, guten Rath anzunehmen.

Dem Könige konnten die groben Fehler der Mützen nicht anders, als willkommen ſeyn, und er wußte ſie auf das beſte zu benutzen. Auf ſein Anſtiften wurde der geſtürzten Hutparthey von Seiten der Macht, die ſie bis dahin unterſtützt hatte, unter der Hand bekannt gemacht, daß künftig aller Beyſtand mit Gelde aufhören würde. Die Beſtürzung und das Mißvergnügen der Hüte über dieſe Erklärung konnte nicht größer ſeyn. Mit der Aufkündigung der franzöſiſchen Hülfe erloſch der letzte Funken ihrer Hofnung. Und überdem waren mehrere unter ihnen bloß durch die franzöſiſchen Gelder bisher im Stande geweſen, dem Reichstage beyzuwohnen. Das Einzige, was die Hüte unter dieſen Umſtänden beruhigen konnte, war die heimliche Verſicherung, daß — der König auf alle Art bemüht ſeyn würde, für ſie zu ſorgen. Eine

Verſicherung, deren Zweck man nicht gleich, aber deſto auffallender und deutlicher bald nachher in ihren Folgen bemerkte.

In der Verzweiflung, gegen die deſpotiſchen Machinationen der Mützen je wieder empor kommen zu können; bey der Beſorgniß, in den jetzigen Gewalthabern ſelbſt ſtrenge und blutdürſtige Richter zu finden; bey dem ſchmerzhaften Verluſte der bisherigen Vortheile, und bey der Hofnung, vielleicht in dem Könige noch einen Retter zu finden, vergaß ein großer Theil der Hüte jetzt mit Freuden Conſtitution und alte Verfaſſung, und entſchloß ſich, dem Regenten in allem, was er unternehmen würde, behülflich zu ſeyn. Diejenigen unter ihnen, die noch eifrige Anhänger der Conſtitution waren, und die zugleich auch andere Urſachen hatten, auf jeden Fall den Ausgang der jetzigen Verwirrungen ruhig abzuwarten, begnügten ſich damit, auf ihre Landgüter zu gehen, und den Staat ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Unter dieſen letztern war beſonders der Graf Axel Ferſen, Feldmarſchall, einer der geſchickte-

ſten Anführer der Hutparthey. Bey ſeinem Abſchiede vom Reichstage ſagte er der Verſammlung mit eben ſo entſchloſſenem Muthe, als mit prophetiſchem Geiſte: „Kein vernünftiger Mann und kein Freund des Vaterlandes könne ihre Maaßregeln billigen. Die Dinge würden ſich ohne Zweifel ſehr geändert haben, wenn ſie ihn wiederſähen, aber dann hätten ſie ſich auch nur deshalb ſelbſt anzuklagen.“ Da Ferſen zugleich Obriſt der Garde und der feurigſte Anhänger der Conſtitution war, ſo war ſeine Entfernung für die Abſichten des Königs ein ſehr günſtiger Umſtand.

Inzwiſchen ſtieg das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit über das jetzige Regierungsweſen unter dem Volke hie und da immer höher. In den Provinzen giengen Emiſſarien der Hofparthey umher, die ſchon dadurch allein aufwiegeln konnten, daß ſie die neueſten Vorgänge, die Gewaltthätigkeiten, und den Eigennutz der herrſchenden Parthey, und die bedauernswerthe Lage des Königs ohne Rück-

halt und ohne allen Schein von Abſichten offenherzig erzählten. Da erfuhr man, daß ihre Häupter nichts weniger als große und bedeutende Männer, ſondern höchſt mittelmäßige und ſelbſt ſchwache Köpfe wären, die weiter keine Kunſt beſäßen, als ſich zu Orakeln einer wenig oder gar nicht denkenden Pluralität aufzuwerfen, und deren Genie ſich vorzüglich nur da wirkſam und erfinderiſch bewieſe, wo es darauf ankäme, ſich auf Koſten der Nation zu bereichern. Zu den Unordnungen, die aus dieſer traurigen Veranlaſſung der jetzigen Regierung entſprangen, kam noch ein anderes Uebel, wodurch die Nation für den Augenblick noch mehr gedrückt, und zum Murren gereizt wurde. Dieß war ein ſchrecklicher Getraide-Mangel, und in mehrern Gegenden eine drückende Hungersnoth, die, von Seuchen und Krankheiten begleitet, damals einen großen Theil von Europa heimſuchte. Man ſchob die Schuld davon auf die Nachläßigkeit und die verkehrten Maaßregeln der jetzigen Gewalthaber. Dieſe waren aber allerdings nicht daran Schuld, indem ſie große Vorräthe

von Getraide zur Vertheilung an die Statthalter verſchiedener Provinzen geſchickt hatten. Aber mehrere dieſer Statthalter wurden von der Hofparthey und von den Emiſſarien des Königs vermogt, die Vorräthe zurückzuhalten. Man hätte kein beſſeres Mittel wählen können, den Unwillen des Volks gegen die jetzige Regierung aufs höchſte zu treiben. Der Erfolg bewies auch, daß die Politik, die dieſes Mittel ausfand, ſich nicht irrte.

Der König hatte inzwiſchen einen Haufen von 150 Officieren unter den Befehlen des Oberſten Magnus Sprengtporten, eines eben ſo unternehmenden als verſchlagenen Mannes, und ſeines eifrigſten Freundes, verſammelt. Der Vorwand war, ſie in den Kunſtgriffen der Taktik zu üben; die eigentliche Abſicht aber, ihre Geſinnungen auszuforſchen. Der König war bey ihren Manoeuvres beſtändig zugegen. Sein Betragen feſſelte dieſe Männer bald. Sie waren in Kurzem ſeine eifrigſten Anhänger, zum Theil auch Vertraute ſeines Entwurfs, und entſchloſſen, für ihn alles zu wagen. Durch ihre Bemühungen wur-

den die Garden und der größte Theil der übrigen Beſatzung in Stockholm bald für den König gewonnen. Wo ihre ſchlaue und ſcheinbar abſichtsloſe Ueberredung nicht ganz hinreichte, da wurde franzöſiſches Geld gebraucht, das Vergennes, der Mitſchöpfer der nahen Revolution, in Menge hergab. Mit dieſem Zaubermittel reichlich verſehen, gieng Sprengtporten auch nach Finnland, um dort zur gehörigen Zeit einige Tauſend Mann zum Ueberſetzen nach Stockholm, und zur Unterſtützung des Königs in Bereitſchaft zu haben. Mit eben dieſem Mittel reiſeten die Brüder des Königs in die Provinzen; Prinz Carl nach Schonen, unter dem Vorwande, ſeine von Berlin zurückkehrende Mutter zu empfangen, und Friedrich nach Oſtgothland, unter dem Prätexte, das Mineral-Waſſer zu Medwi zu gebrauchen; beyde aber in der Abſicht, ſich der Truppen zu verſichern, und auf alle Fälle thätigen Beyſtand zu leiſten.

Während dieſe drey unverdächtigen Emiſſarien in den Provinzen an dem Sturze der Mützen, und an dem Untergange der Conſti-

tution arbeiteten, entwarf Guſtav die Grundgeſetze der neuen Regierungsform. Die Grafen Hermanßon und Scheffer, ſein Erzieher, theilten ihm zu dieſem Behufe ihre Gedanken und Plane mit. Und von allem dem wurden bis jetzt die Mützen in ihrer übermüthigen Sicherheit nichts gewahr. Im Gegentheile dachten ſie, deren Reich binnen kurzen zerſtöhrt war, auf den Entwurf, eine neue Verfaſſung zu gründen, die ihnen die ganze Regierung, unabhängig von den Ständen und dem Könige, in die Hände ſpielen ſollte.

Immittelſt circulirte im Lande eine Broſchüre, unter dem Titel: „Das Reich der Finſterniß und der Gewalt; zum Andenken des Hungers im Jahre 1772,“ die offenbar Empörung predigte. Zu gleicher Zeit wurde an den öffentlichen Plätzen in Stockholm ein Papier angeſchlagen, worin die Einwohner zum Aufſtande aufgefodert wurden. In mehrern Provinzen war ein ſolcher Aufſtand ſeinem Ausbruche ſchon nahe. Nun giengen den Mützen die Augen auf. Man verſammelte den geheimen Ausſchuß, und General Rud-

beck, Gouverneur in Stockholm, erhielt den Auftrag, nach Schonen zu gehen, um die Gemüther des Volks, bey dem er viel galt, zu beſänftigen. Zugleich gab man Sprengtporten, der jetzt in Stockholm wieder zurück, aber ſchon höchſt verdächtig war, Befehl, unverzüglich die Reſidenz zu verlaſſen, und zu ſeinem Regimente in Finnland zurück zu kehren. Auch beobachtete und bewachte man den König auf das ſorgfältigſte, und ſuchte ſich durch heimliche Aufpaſſer von jedem ſeiner Schritte zu unterrichten. Zugleich entwarf man die neue Regierungsform, die dem Reichsrathe von nun an eine unumſchränkte Gewalt verſchaffen ſollte. Man erwartete zu ihrer Einführung nur noch das Upländiſche Infanterie-Regiment, dem desfalls ſchon Ordres zugeſchickt waren.

Aber Guſtav kam der Vollendung dieſes Entwurfs zuvor. Unter den Officieren, welche er ſeit ſeiner Zurückkunft in ſeine Geſellſchaft gezogen hatte, befand ſich ein Capitain Abraham Hellichius, Sohn eines Geiſtlichen aus Schonen, voller Ehrgeiz und Muth.

Er hatte lange, aber vergebens nach dem Adel geſtrebt, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, ſich hervorzuthun. Der König bemerkte dieſe und andre, ſeinem Vorhaben angemeſſ.ne Stimmungen ſeines Charakters bald, gab ihm ſein Vertrauen, und wählte ihn zum Hauptwerkzeuge bey der Ausführung ſeiner Abſichten. Hellichius war damals Interims-Commendant von Chriſtianſtadt, einer der wichtigſten Feſtungen in Schweden. Nach dem verabredeten Plane ſollte er an einem beſtimmten Tage einen Aufruhr unter der Garniſon in Chriſtianſtadt veranſtalten, die Thore ſchließen, ſich der Feſtungswerke bemächtigen, und zugleich ein Manifeſt gegen die Stände bekannt machen, in welchem das Elend des Volks, die drückende Theurung und die ganze Zerrüttung des Landes bloß dem fremden Einfluſſe und den beſtochenen Geſinnungen der Reichsverſammlung zugeſchrieben würde. Zu gleicher Zeit ſollte er einen Officier an den Prinzen Carl abſchicken, der dieſem, unter dem Vorwande, daß er entflohen ſey, den Vorfall berichten,

ten, und ihm dadurch Gelegenheit ſchaffen ſollte, die Officiere der benachbarten Regimenter zu bewegen, ihre Truppen unter des Prinzen Commando zu verſammeln, um — die ausgebrochene Rebellion zu dämpfen.

Hellichius führte ſeine Rolle aufs Beſte aus. Er gab durch einige eigenmächtige Handlungen, die ihm Verantwortung zuziehen konnten, Gelegenheit, daß man ihm Verdruß machte. Dieſer Verdruß mußte ihm Anlaß geben, nun ohne Rückhalt zu ſprechen und den Empörer ohne Larve zu ſpielen. Die Garniſon — freylich nur 300 Mann — war gleich auf ſeiner Seite. Er bemächtigte ſich des Zeughauſes, ließ Kanonen auf die Wälle fahren, ſetzte den Stadtmagiſtrat ab, ſperrte die Stadt, bereitete ſich zur hartnäckigſten Gegenwehr, und ließ in Chriſtianſtadt und in der umliegenden Gegend ein Manifeſt vertheilen, worin er mit ſeiner Garniſon „den ſogenannten Reichsſtänden alle Achtung und allen Gehorſam aufkündigte, weil ſie alle Bande des Rechts und der Billigkeit zerriſſen, — der drückenden Hungersnoth nicht vorgebeugt,

— Nahrung, Handel und Geldumlauf in Verfall gebracht, — die allgemeine und beſondre Sicherheit verletzt, und die geſetzmäßige Gewalt des Königs geſchändet hätten.“ „Brave Schweden, hieß es am Schluſſe, die Bahn iſt jetzt gebrochen. So lange der König und das Vaterland nicht erhalten was ihnen gebührt, wird jeder von uns lieber ſterben, als die Waffen niederlegen. Kommt zu uns; überzeugt euch von der Redlichkeit unſrer Abſichten, und dann macht gemeine Sache mit uns.“ Nicht nur die Bürgerſchaft in Chriſtianſtadt, ſondern auch die Landleute in der umliegenden Gegend traten gleich auf die Seite der Mißvergnügten.

Der Bruder des Königs, Prinz Carl, hielt ſich damals in Landscrona, etwa acht Meilen von dem Orte des ausgebrochnen Tumults, auf. Viele von dem vornehmſten Adel aus Schonen waren um und bey ihm, um ihre Aufwartung zu machen. Begreiflicher Weiſe war er über die Nachricht von dieſem Aufruhre äußerſt beſtürzt. Er hielt mit dem Feldmarſchall Grafen Hamilton und

andern anweſenden Officieren ſogleich Kriegsrath, weil er keine geſetzmäßige Gewalt über die Truppen hatte. Nach den Reichsgeſetzen war es überdem nicht erlaubt, während eines Reichstags Truppen in Marſch zu ſetzen. Aber der verſammelte Kriegsrath war doch der Meynung, daß es unter ſolchen Umſtänden unumgänglich nothwendig ſey, die Regimenter ſchleunigſt zuſammen zu ziehen, und nach Chriſtianſtadt zu gehen, um den Aufruhr in ſeinem Keime zu erſticken. Carl rückte alſo mit zwey Regimentern Reuterey und mit einem Regimente Infanterie gegen Chriſtianſtadt an. Die Feſtung wurde ohne Blutvergießen berennt, und auf eben die Art vertheidigt. Niemanden geſchah etwas zu Leide, weder in der Stadt noch auf dem Lande, und man merkte nicht, daß Feindſeeligkeiten vorhanden waren. Demungeachtet ließ der Prinz ein Manifeſt publiciren, in welchem er den bitterſten Unwillen gegen die Rebellen ausließ. Aber mit dieſem Manifeſte wurde unter ſeiner Armee, und in der ganzen Gegend zugleich das Gerücht verbreitet, daß eine geheime Ver-

ſchwörung gegen den König entdeckt worden, und daß die Conſtitution und Sicherheit des Landes in der äußerſten Gefahr ſey; alles durch ruſſiſche Intrigue.

Carl ſchickte, wie er auf Chriſtianſtadt los-rückte, einen Courier nach Stockholm, um dem Senate und ſeinem Bruder von den dortigen Ereigniſſen, und ſeinen dagegen getroffenen Anſtalten Nachricht zu geben. Bey der Ankunft dieſes Couriers war in der Reſidenz aber ſchon alles in der größten Unruhe. Der Reichsrath von Funk war ſchon in Bereitſchaft, ohne Vorwiſſen des Königs und bloß nach dem Auftrage des Senats und des geheimen Ausſchuſſes, mit uneingeſchränkter Vollmacht nach Schonen abzugehen, um den Aufruhr mit gewaffneter Hand und nach ſeinen beſten Einſichten zu unterdrücken. Man faßte nämlich Verdacht gegen die Abſichten des Prinzen, und fürchtete ſich, das militairiſche Commando dort in ſeinen Händen zu laſſen. Die erſte Nachricht von dieſer Empörung überbrachte der General Rudbeck, der, wie oben angeführt worden, auf beſondern Auftrag des Senats nach

Schonen gereiſet war. Er kam an demſelben Tage, als der Aufruhr in Chriſtianſtadt ausgebrochen war, von Gothenburg vor die Thore dieſer Stadt. Man weigerte ſich, ihn einzulaſſen. Er rief dem wachthabenden Officier im Namen der Stände zu, ihm das Thor zu öffnen, erhielt aber zur Anwort, daß man keinen weitern Befehl annehme, als von dem Capitain Hellichius. Rudbeck gieng dann um die Stadt, und ſah alles in kriegeriſcher Geſtalt. Er fragte die Ingenieurs, die Riſſe zu neuen Feſtungswerken entwarfen: „Was ſie da machten?“ und man antwortete: „ſie hätten Befehl, das zu thun, was ſie eben thäten.“ Rudbeck eilte in größter Geſchwindigkeit nach Stockholm. Er kam dort in ſpäter Nachtzeit an, und den andern Morgen wurde der geheime Ausſchuß in aller Frühe verſammelt. Man beſchloß, daß unverzüglich ein Bataillon des Upländiſchen und ein anderes vom Südermannländiſchen Regimente nach Stockholm befehligt werden, und daß die Bürger-Reuterey in den Straßen patroulliren ſollte. Der Reichsrath erſuchte zugleich den König, die Stadt nicht

zu verlaſſen, und fertigte deſſen Brüdern Befehl zu, ſogleich nach Stockholm zurückzukommen. Dem Reichsrathe Funk wurde, wie ſchon erwähnt, uneingeſchränkter Oberbefehl in den Provinzen, und dem Reichsrathe Grafen Kalling eine gleiche Macht in der Reſidenz, beydes ohne Wiſſen und Genehmigung des Königs, übertragen. Dieſe beyden Männer hatten alſo jetzt die höchſte Gewalt in den Händen. Der König war Nichts mehr. Man gab an den Thoren Befehl, ihn unter keinem Vorwande aus der Stadt zu laſſen; man ließ auf Caſtenhof Zimmer zubereiten, wo er als Gefangner verwahrt werden ſollte, und man erwartete nur die Ankunft der beorderten Truppen, um die beſchloſſene Arretirung auszuführen und Guſtav zu zwingen, eine neue Regierungsform zu beſchwören.

Die Sache des Königs ſchwebte alſo in der äußerſten Gefahr. Seine völlige Sklaverey, oder ſeine größere Gewalt hing faſt nur noch von Augenblicken ab. Nur ſeine Entſchloſſenheit und ſeine Liſt konnten ihn retten.

Nichts gleicht der ſchlauen, gefaßten Verſtellung, mit welcher der König ſich jetzt betrug, und wodurch er das Glück ſeiner Sache vorzüglich beförderte. Als Baron Rudbeck ihm die Nachricht von den Vorfällen in Chriſtianſtadt überbrachte, fiel ihm Guſtav um den Hals, und dankte ihm für ſeine, bey dieſer Gelegenheit bewieſene Sorgfalt mit ſo vieler Innigkeit, daß der alte Krieger ihn mit der vollſten Ueberzeugung verließ, daß er um den Aufſtand des Hellichius durchaus nichts wiſſe, und daß alle die Gerüchte, die man von ehrgeizigen Planen des Königs gegen die Conſtitution ausgeſprengt habe, ohne den mindeſten Grund wären. Denſelben Abend ſpeiſeten unter mehrern Hofleuten der Fürſt Heſſenſtein und der Graf Ribbing beym Könige. Heſſenſtein zog die große Tagsneuigkeit umſtändlich ins Geſpräch. Der König rief, noch immer voller Erſtaunen, und ſelbſt mit erkünſteltem Unwillen, ein paarmal aus: „Wahrlich höchſt ſonderbar!“ Und — fiel Ribbing ihm mit dreiſter und forſchender Miene ins Wort — „was das Sonderbarſte iſt, iſt, daß

der wachthabende Officier zu Chriſtianſtadt dem Baron Rudbeck geſagt hat, daß dort alles auf Ewr. Majeſtät Befehl geſchehe.“ — Sie irren ſich,“ erwiederte Guſtav mit unveränderter Faſſung, „Rudbeck ſagte im Reichs-Senate, die Schildwache habe ihm das geſagt, und nicht der Officier; der hätte es wahrlich denn auch wohl beſſer wiſſen müſſen.“ Den andern Morgen ließ Guſtav den General Rudbeck wieder zu ſich rufen, um über denſelben Gegenſtand zu ſprechen. Rudbeck traf den Regenten aufs ämſigſte mit der Zeichnung eines Muſters zum Sticken für eine Hofdame beſchäftigt.“ Der gute Mann, ſagte er bey der Zurückkunft vom Schloſſe zu ſeinen Freunden, iſt keinem Menſchen auf Gottes Erboden gefährlich! Dieſe Aeußerung Rudbecks rettete einen jungen Officier, der im Verdachte eines Einverſtändniſſes mit Sprengtporten und Hellichius war, von der Marterbank, die man ihm ſchon bereitet hatte.

Während der König mit allen Maaßregeln, die der Senat zur Dämpfung des Auf-

ruhrs und zur Erhaltung der Ruhe in der Reſidenz ergriff, ſich vollkommen zufrieden ſtellte, gieng er, um die Täuſchung aufs höchſte zu treiben, noch weiter. Er patroullirte häufig ſelbſt mit der Bürger-Reuterey, die Befehl hatte, von Stunde zu Stunde die Straßen zu durchſtreifen. Sein Betragen entzückte dieſe Leute und die ganze Bürgerſchaft. Auf dieſen Zauber konnte ſich Guſtav verlaſſen. Eben diejenigen, welche die Stände für ſich bewaffnet hatten, waren gleich darauf die Erſten, die ſich für den König erklärten, und ſeine Sache mit Gut und Blut vertheidigt hätten.

Der entſcheidende Tag rückte indeß heran. Unter der Miene der Fröhlichkeit ſind Geheimniſſe am ſicherſten verborgen. Guſtav ſtellte den 18ten Auguſt Concert und großes Souper auf ſeinem Schloſſe an. Man hatte die Oper Thetis und Peleus, die erſte in ſchwediſcher Sprache, aufgeführt. Guſtav ſprach faſt nur von Gegenſtänden, die Bezug auf dieſe Oper hatten, und ſchien nichts als Heiterkeit zu athmen. Nach Tiſche traf ihn

das Loos, mit der Gemahlin des Generals Pechlin, ſeines gefährlichſten Gegners, zu ſpielen. Der König gewann ſtark, und ſteckte eine Banknote der Generalin mit dem Complimente in die Taſche: „Er werde ſie zum Andenken an dieſen Abend aufbewahren, und bedaure nur, daß er nicht ſogleich etwas habe, das werth ſey, von ihr angenommen, und als Erinnerung an ihn aufbewahrt zu werden.“— „Ewr. Majeſtät Worte, war die Antwort, werden als das ſchönſte Denkmal auf ewig in mein dankbares Herz eingegraben ſeyn.“ „Das werd' ich bald ſehen,“ erwiederte Guſtav, und brach das Geſpräch ab.

Sobald es bey Hofe ſtille war, nützte er dieſe Nacht, die letzte, die zwiſchen dem Wollen und Vollbringen ſeines großen Unternehmens lag, nach ihrer ganzen Wichtigkeit. Er ſchrieb mehrere Briefe, und unter dieſen einen an ſeinen Bruder Carl. Er benachrichtigte dieſen von den Urſachen, die ihn nöthigten, ſein Vorhaben nicht weiter aufzuſchieben. „Zwar bin ich, hieß es, keiner andern Hülfsmittel gewiß, als die ich in mir ſelbſt, und

iſt der Liebe des Volks finde. Aber ich hoffe, die Vorſehung wird meine gute Abſicht nicht ohne glücklichen Erfolg laſſen. Sollte ich indeß als Opfer meines Eifers für den Staat fallen, ſo beſchwöre ich Sie, nie Rache meines Todes an einem Schweden zu nehmen, weil ich gewiß bin, daß ich nicht durch die Hand eines Schweden fallen werde.“ — Als dieſe Briefe verſiegelt waren, verließ Guſtav das Schloß, um noch in der Nacht die Wachen zu viſitiren, wie er es ſchon ſeit einigen Nächten gethan hatte. Bey dieſem Geſchäfte hatte er eine Unannehmlichkeit, die ihn hätte niederſchlagen können. Als er zum Zeughofe kam, wollte ihn die Schildwache nicht einlaſſen. — „Kennſt du auch den, der mit dir ſpricht?“ ſagte er zu dem Soldaten.“ — „O ja! aber ich kenne auch meine Pflicht!“

Den folgenden Morgen verſammelte ſich der Senat, wie gewöhnlich, auf dem Schloſſe, und der geheime Ausſchuß im Ritterhauſe, um ihre für den König ſo gefährlichen Berathſchlagungen fortzuſetzen. Guſtav machte vor-

her in der Frühe einen Spazierritt, und begab ſich um 10 Uhr in den ſitzenden Rath. Bey dem Austritte aus ſeinem Zimmer bemerkte man an ihm eine Erſchütterung, und ein feuchtes Auge. Gleich nach ſeinem Eintritte in die Senatsverſammlung begann die Revolution. Man verlangte, daß er den Brief, den er in verwichener Nacht von ſeinem Bruder erhalten habe, in ihrer Verſammlung herleſen ſollte. Guſtav ſchlug das Begehren ab, zog den Brief aus der Taſche, hielt ihn in die Höhe, und betheuerte, daß er denſelben dem Senate nicht vorenthalten haben würde, wenn man ihn nicht auf eine ſo ungebührliche und widerrechtliche Art gefodert hätte. Es entſtand der lebhafteſte Wortwechſel, und *) — — —

— — — — — — —

*) Ob einige Reichsräthe in dieſem Augenblicke wirklich gerufen: „Es ſey hohe Zeit ſich der Perſon des Königs zu verſichern;“ ob einige von ihnen ſelbſt Hand angelegt, ihm den Degen zu nehmen; ob der König ſeinen Degen wirklich gezogen, und durch ſein aufgebrachtes Weſen die Verſammlung ſo außer Faſſung gebracht,

Guſtav verließ im höchſten Unwillen den Reichsſaal, und gieng auf den Zeughof, wo die Garde eben zur Parade ſtand. Er ließ einige Manoeuvres vornehmen, bezeugte ſeine Zufriedenheit in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, gieng durch alle Glieder, und ſchien nur darauf bedacht zu ſeyn, bey den Soldaten Liebe und Beyfall zu haben. Mittlerweile hatte ſich eine große Anzahl von Officieren, auf die er rechnen konnte, und mit denen er ſchon den verwichenen Abend Abrede genommen, ſich dieſen Morgen bey ihm einzufinden, um ihn her verſammelt. In ihrem Gefolge zog er mit der Wache auf das königliche Schloß zurück. Hier ließ er die auf- und abziehende Wache unterm Gewehr bleiben, und berief die anweſenden Ober- und Unterofficiere in die Wachſtube. An dieſe hielt er eine kurze, aber rührende Rede, ſtellte ihnen die Ungerechtigkeit der jetzigen Regierung vor, bey der das Volk und Er

daß er den Saal ohne Widerſtand verlaſſen können? — Dieſe Fragen läßt man am ſicherſten unbeantwortet.

ſelbſt ſeiner Freyheit und Ehre nicht mehr ſi=
cher wären; entdeckte ihnen ſein Vorhaben,
dieß Joch der Tyranney abzuſchütteln, betheu-
erte, daß er nicht nach der Souverainität ſtre-
be, ſondern dem Reiche ſeine uralte geſetzmä=
ßige Freyheit wieder geben wolle, wie ſie zu
Guſtav Adolphs Zelten geweſen, und frag=
te am Ende: „Ob ſie ſein Unternehmen unter-
ſtützen wollten?" — „Iſt das, ſchloß er, ſo ſey
mein Leben für Ihr und des Vaterlands Wohl
gewagt!" — Die Officiere, meiſt junge Män=
ner, antworteten mit Ja! Der König band
darauf ein weißes Taſchentuch um den Arm,
und verlangte, daß jeder, der ihm beyſtehen
wolle, ein Gleiches thun ſolle, damit dieß bey
entſtehender Verwirrung zum Wahrzeichen die-
ne. Alle thaten es, bis auf den Major Ce=
derſtröm und einen Capitain. „Bedenken
Sie wohl, was Sie thun, ſagte Guſtav mit
ſcharfem Blicke zu Cederſtröm." — „Ich habe
es bedacht, antwortete dieſer entſchloſſen, und
wie ich heute geſinnt bin, werde ich es auch
morgen ſeyn. Wäre ich feig genug, den Eid
zu brechen, den ich den Ständen geſchworen

habe, ſo würde mir auch der nicht heiliger ſeyn, den ich Ewr. Majeſtät leiſten ſoll.“ „Der König befahl, Cederſtrömen den Degen abzunehmen, beſann ſich aber bald wieder, und ſagte mit ſanftem Tone zu ihm: „Hier, zum Beweiſe meines Zutrauens und meiner guten Meynung von Ihnen, Ihren Degen wieder! Ich fodere keinen Eid von Ihnen; nur folgen Sie mir heute.“ „Unmöglich, Sire, können Sie mir trauen; ich bitte, mich für heute des Dienſtes zu entlaſſen;“ war die gewiſſenhafte, entſchloſſene Antwort. Die übrigen Anweſenden ſchworen dem König ſogleich den Eid der Treue. Während dem erſchien der Oberſtatthalter Graf Kalling einigemal auf dem Schloſſe. Seine Abſicht war, zur Vorbereitung auf gewaltthätige Ereigniſſe, Scharfſchüſſe unter die Wache austheilen zu laſſen. Aber er unterließ es, weil ihm hier alles verdächtig vorkam. Er ſuchte indeß näher hinter die Sache zu kommen, und wollte in die Wachſtube. Man wies ihn ab. Er beſtand mit Heftigkeit darauf, und ſchützte vor, daß er dem Könige wichtige Nachrichten zu hinterbringen ha-

be. Die Antwort war: „Er ſolle ſich in den Reichsrath begeben, da werde ihn der König ſprechen.“

Bald darauf trat der König mit den Officieren aus der Wachſtube, um nach dem Parade-Platz zu gehen, wo das Garde- und Artillerie-Regiment ſchon verſammlet war. Er befahl vorher, das Schloß mit Ketten zu ſperren, und Niemand weder aus- noch einzulaſſen. Auf dem innern Hofe blieb ein Theil der Wache unterm Gewehr. Der General Graf Friedrich Horn übernahm die Bewachung des Schloſſes, und ſchickte den Hauptmann Aminoff nebſt zehn andern Officieren ab, dem Reichsſenate im Namen des Königs die Degen abzufodern, und ihm Arreſt anzukündigen. Noch vor der Thüre des Saals wollten einige von dieſem Commando aus ſcheuer Furcht ſich trennen, in dem Augenblicke riſſen aber andere die Thüre auf. Von den Fenſtern ihres Verſammlungszimmers hatten die Senatoren geſehen, was auf dem Schloßplatze vorgefallen war, ohne einen ſolchen Erfolg zu ahnden. Ein Theil von ihnen ſchien ſich erſt

der

der Wache widerſetzen zu wollen, allein ſie ergaben ſich endlich der Gewalt. Sie wurden in ihrem Zimmer verſchloſſen, und alle Zu- und Ausgänge deſſelben wurden beſetzt. Der geheime Ausſchuß erfuhr das Schickſal des Senats bald. Der Oberſtatthalter Baron Rudbeck überbrachte ihm mit wildem Ungeſtüm die erſchütternde Nachricht davon. Alle Mitglieder flüchteten ſich voller Schreck aus einander, und jeder dachte nur auf ſeine Sicherheit.

Immittelſt ritt Guſtav, im Geleite der Officiere und an der Spitze der übrigen Schloßwache, zum Paradeplatz, nach dem Zeughofe und in andre Theile der Stadt, wo die Truppen ſtanden, die er zu verſammeln befohlen hatte. Das Glück ſeines Unternehmens hieng zu Anfang dieſes Zuges noch einmal an einem ſchwachen Faden. Als man ſich eine kurze Strecke vom Schloſſe entfernt hatte, wurden einige Officiere ängſtlich. Sie äußerten gegen den König die Beſorgniß, daß ſein Unternehmen ſchwerlich gelingen würde, wenn nicht auch noch Männer von größerem Gewichte und

Einfluſſe, als ſie hätten, Theil daran nähmen, Der König hielt einen Augenblick ſtill, und — ſchien zu wanken. Auf einmal rief ein Sergeant, der das Geſpräch gehört hatte, „Es ſoll wahrhaftig gut gehen Ewr. Majeſtät! Lange lebe Guſtav III.“— „Nun, ſo will ichs wagen, rief der König laut, und redete die Soldaten nun faſt eben ſo, und mit gleichem Erfolge, wie vorher die Officiere an. Unter das allgemeine Ja!, das ſich für ihn erklärte, miſchte ſich nur ein Einziges Nein! auf das aber nicht geachtet wurde.“ „Sollte es aufs Aeußerſte kommen, ſagte Guſtav darauf zu dem Baron Lieven, der bey dieſer Gelegenheit ein Commando Grenadiere anführte, ſo vergeſſen Sie nicht, daß Sie mit Brüdern zu thun haben.“ Und einem Kammerherrn hatte er vor dem Wegzuge vom Schloſſe aufgetragen, im Falle er ſo unglücklich ſeyn ſollte, ein Opfer ſeines Unternehmens zu werden, dem Prinzen Carl zu melden, „daß er nicht durch die Hand eines Schweden gefallen ſey.“

Alle Truppen in Stockholm folgten dem Beyſpiele der Garde. Man huldigte dem Könige mit Freuden. So wie er mit bloßem Degen unter einem faſt unabſehbaren Gefolge durch die Straßen ritt, wiederholte er von Strecke zu Strecke ſeine Anreden an das Volk, worinn er betheuerte, daß er nur die Abſicht habe, ſie zu vertheidigen, und ſein Reich zu retten, und daß, wenn ſie kein Zutrauen zu ihm hätten, er ſein Scepter niederlegen, und ſein Königreich abtreten wolle." Bey dieſen Aeußerungen bat das Volk den König mit Thränen, einige ſogar auf den Knieen, ſeine Unterthanen nicht zu verlaſſen.

In weniger als einer Stunde war Guſtav Herr der ganzen Kriegsmacht in Stockholm. Man führte Kanonen auf den Schloßplatz und auf die Märkte, die zum Theil zwar ungeladen waren, bey denen doch aber Soldaten mit brennenden Lunten ſtanden. An allen nöthigen Orten wurden Wachen mit ſcharfen Patronen ausgeſtellt, ſowohl zur Sicherheit der Privatperſonen, als der Bank. Der König ſelbſt nahm eine Art von Hauptquartier

auf dem Zeughofe. Von hier fertigte er die nöthigen Befehle und Publicationen aus. Die wichtigſte unter den letztern war die neue königliche Verſicherung, die auf verſchiedenen Plätzen dem verſammelten Volke vorgeleſen wurde, und welche alſo lautete:

„Ich verſichere hiemit, daß mein einziger Vorſatz iſt, meinem lieben Vaterlande wieder Ruhe zu verſchaffen, durch Unterdrückung des Frevels, Abſchaffung der ariſtokratiſchen Gewalt, und durch Wiederherſtellung der alten Schwediſchen Freyheit, auch der alten Schwediſchen Geſetze, wie ſie vor 1680 waren. Ich entſage hiebey, wie ich bereits gethan habe, der zu verabſcheuenden königlichen ſouverainen Macht, oder der ſogenannten Souverainität, und halte es jetzt, wie immer, für meine größte Ehre, der erſte Mitbürger unter einem freyen und rechtſchaffnen Volke zu ſeyn. So wahr mir Gott helfe an Leib und Seele! Stockholm den 19ten Auguſt 1772.

Guſtav.“

Um 4 Uhr Nachmittags begab der König ſich unter ſtarkem Gedränge und unter mili-

täriſcher Bedeckung auf das Schloß zurück. Wo er durchritt, dankte er dem Volke für ſeine Theilnahme, und verſicherte wiederholt, daß er ſeiner Noth abhelfen, und es wieder frey machen wolle. Der Enthuſiasmus des Volks für einen ſolchen König kannte in dieſem Augenblicke keine Gränzen. Tauſende küßten ihm die Stiefeln, und unter der unabſehbaren Menge ſah man nur weiße Schnupftücher, und wo dieſe fehlten, ſogar weiße Lappen um den Armen. Selbſt Weibsperſonen ſchwenkten dieß Symbol der Revolution und des Royalismus in ihren Händen.

Auf dem Schloſſe befanden ſich die Geſandten der auswärtigen Höfe, die der König unter dem Vorwande, ſie vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu ſichern, zum Mittagseſſen hatte einladen laſſen. Dieß geſchah indeß wohl hauptſächlich in der Abſicht, um ihre Wirkſamkeit bey der Sache auf alle Fälle zu verhindern. Einige von ihnen ſchlugen anfänglich die Einladung aus; allein als Guſtav ihnen durch den Hofkanzler Wache vor ihren Häuſern anbieten ließ, ſo warteten ſie

die Vollſtreckung dieſes zweydeutigen Vorſchlags nicht ab, ſondern verfügten ſich ebenfalls aufs Schloß. Jetzt, da die Revolution bewerkſtelligt war, gab Guſtav ihnen ſogleich Audienz, verſicherte ſie ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit für ihre perſönliche Sicherheit, und insbeſondere ſeiner unwandelbaren Freundſchaft gegen ihre Höfe. Er ſtellte ihnen zugleich frey, ob ſie noch länger auf dem Schloſſe verweilen, oder ſich in ihre Hotels begeben wollten. Man zog das letztere vor. Nach Entlaſſung der Geſandten gieng der König in die bewachte Verſammlung der Reichsräthe, und kündigte ihnen ihre Entlaſſung, und die Fortdauer ihres Arreſtes an. Alsdann wurde den Einwohnern von Stockholm unter Trompeten und Pauken-Schall durch Herolde verkündigt: „daß jedermann ruhig in ſeinem Hauſe bleiben, und die Thüren verſchloſſen halten, und daß niemand andere Befehle, als von ihm annehmen ſolle." Alle Wirthshäuſer und Keller wurden verſchloſſen, und der König ſorgte ſelbſt für die Erfriſchung derer, die er in ſeinem Dienſte gebrauchte.

Die Communication mit dem benachbarten Lande wurde unterbrochen, und niemand wurde ohne einen vom Könige ſelbſt unterzeichneten Paß aus der Stadt gelaſſen.

Mitten unter dieſen Auftritten erfuhr der König auch, daß die Regimenter Upland und Südermannland, die der Senat zur Beförderung ſeiner Plane nach Stockholm beordert hatte, nur noch wenige Stunden von der Reſidenz entfernt wären. Er ſandte ihnen deshalb eiligſt einen Staabsofficier mit dem Befehle entgegen, in ihre Quartiere zurückzukehren, doch aber ſolle der commandirende Officier, Obriſtlieutenant von Cederſtröm, eine eifrige Mütze, unverzüglich nach Stockholm kommen. Cederſtröm und ſein Corps wußten von dem, was in Stockholm vorgefallen war, noch nichts; der Befehl war in der gewöhnlichen Form abgefaßt, und man befolgte ihn alſo ohne Anſtand und Aufſchub.

Mit dem Einbruche der Nacht wurden mehrere Gegner des Königs, unter andern

der Baron Rudbeck *), die Pröbſte Wichmann und Kröger, die Bürgermeiſter Sundbladt und Munthe, der Secretair des Bauernſtandes Odhelius und der Diſtrictsrichter Engeſtröm, in Verhaft genommen. Der Graf (nachmals Fürſt) Heſſenſtein hatte beym Ausbruche der Revolution, weil er das vom Könige ihm angetragene Commando auf dem Zeughofe ausſchlug, ſeinen Degen abliefern, und ſich aufs Schloß begeben müſſen, erhielt aber jetzt Erlaubniß, es nach Willkühr wieder verlaſſen zu dürfen. Der General-Major Pechlin war denſelben Morgen von Stockholm gereiſet, um ſein und zwey andre Regimenter eiligſt zuſammen zu bringen. Er wurde zu Jönköping eingeholt, und gefänglich zurückgebracht. Den Familien der Verhafteten ließ der König durch Vertraute ſagen, „ſie könnten ohne Bekümmerniß ſeyn, die Ihrigen würden ihre Freyheit bald

*) Rudbeck lief zu Anfang der Revolution mit bloßem Degen durch die Straßen, und ſchrie in einem fort: „Zu den Waffen, Schweden, zu den Waffen! Die Freyheit iſt in Gefahr.“

wieder erhalten.“ An die Kinder des einen arretirten Geiſtlichen ſchickte er ſelbſt einen Boten, um ihnen dieſelbe Beruhigung zu überbringen.

Dieſer große, merkwürdige Tag, an dem die außerordentlichſte Begebenheit mit der wunderbarſten Ordnung geſchehen war, endigte ſich mit der ruhigſten Nacht. Schweigende Stille herrſchte auf den Straßen, und die Einwohner ſchienen in dem ungeſtörteſten Schlafe vergeſſen zu haben, was am Tage vorgegangen war. Nur Guſtav ſchlief nicht. Die Soldaten mußten unterm Gewehr bleiben, und er patroullirte mit etwa 50 Gardiſten und einigen freywilligen Officieren faſt die ganze Nacht hindurch. Wenn auch keine augenſcheinliche Gefahr zu beſorgen war, ſo erforderte ſein Unternehmen doch Wachſamkeit. Der folgende Tag war eine Fortſetzung des vorigen. Geſtern hatte ſich der König vom Militair huldigen laſſen, heute geſchah es von der Bürgerſchaft und allen Gerichtshöfen auf die feyerlichſte Art. Der König war dabey in Uniform, zu Pferde, mit entblößtem Degen,

hinter ihm ein großes Gefolge von Kriegsbedienten. Die Bürgerſchaft ſtand unter Waffen in zwey Reihen, alle Fenſter waren voll Zuſchauer, der König ritt einige Schritte von ſeinem Gefolge hervor, allgemeines Schweigen herrſchte, und mit lauter, lebhafter Stimme hielt Guſtav eine lange wirkſame Rede, die das Volk um ſo begieriger verſchlang, da es ſeit Guſtav Adolph keinen ſeiner Könige öffentlich, und ſeit Carl XII keinen ſchwediſch hatte reden hören. Alsdann wurde die königliche Verſicherung abgeleſen, und das Volk beeidigte ohne Widerrede, daß es den Ständen nicht mehr gehorchen wolle, und beſchloß die Handlung mit hohem Freudengeſchrey. Nachmittags wurde den Ständen durch Herolde bekannt gemacht, ſich den folgenden Tag um 12 Uhr auf dem Reichsſaale einzufinden, mit der Drohung, im Fall des Ausbleibens für Feinde der Majeſtät und des Vaterlandes angeſehen zu werden.“

Auch der zweyte Tag der Revolution gieng auf dieſe Art glücklich und günſtig vorüber. Er zeichnete ſich vor dem erſten noch dadurch

aus, daß von dem Prinzen Carl aus Schonen die frohe Nachricht eintraf, daß Chriſtianſtadt ſich dem Könige ergeben habe. Sobald der Prinz den letzten Brief ſeines Bruders erhalten hatte, worin ihm dieſer meldete, daß er ſeinen Entwurf in Stockholm ohne Verzug auszuführen gezwungen ſey, las er denſelben den Truppen, mit denen er vor Chriſtianſtadt ſtand, vor, und dieſe huldigten dem Könige ohne Widerrede. Zu gleicher Zeit fand ſich bey Carln auch ein Officier von dem Hauptmann Hellichius mit der Verſicherung ein, daß ſich die Feſtung an den König ergeben wolle. Ein zerbrochener Speciesthaler, wovon Hellichius die eine Hälfte behielt, die andere aber mit dieſem vertrauten Officier abſandte, ſollte das Signal ſeyn, wenn die Auffoderung im Namen das Königs geſchähe. Der Officier übergab ſeine Hälfte dem Prinzen. Dieſer ließ darauf Chriſtianſtadt im Namen des Königs auffordern, und bekräftigte ſeine Aufforderung mit dieſem Merkzeichen. Sogleich wurden die Thore geöffnet, und die Beſatzung unterwarf ſich. In der Antwort

an ſeinen Bruder erklärte der König das Regiment Friedrich, zu welchem die Garniſon von Chriſtianſtadt gehörte, für ein königliches Leibregiment, und den Capitain Hellichius ernannte er zum Obriſten, unter dem neuen und ehrenvollen Namen Guſtavſkiold (Guſtavsſchild). Auch vom Prinzen Friedrich traf an eben dieſem Abende aus Oſtgothland der Bericht ein, daß die Truppen in jener Gegend ganz dem Könige ergeben wären, und bereits ihm und dem General und Landeshauptmann Duriez gehuldigt hätten.

Wie ein ſchnelles Gerücht durchlief die neue Veränderung bald alle Provinzen, und überall fiel man derſelben einſtimmig und mit Freuden bey. Guſtav hatte jetzt alle Mittel in Händen, die bisherigen Schranken ſeiner und ſeiner Vorgänger Majeſtät gänzlich über den Haufen zu werfen, die bisherige Conſtitution völlig zu vernichten, und ſeinen Willen zur Regel der Geſetze zu machen. Um ſo viel bewundernswerther iſt die weiſe Mäßigung, mit der er in einem Alter, das den

Ehrgeiz liebt und das nicht gerne Feſſeln duldet, und nach den bittern Kränkungen, die ſein Vater und auch er auf dem Throne erfahren hatte, von ſeinem jetzigen Glücke Gebrauch machte.

Der 21ſte Auguſt, jener Tag, welcher der ganzen Revolution das Siegel aufdrücken, an dem die alte Conſtitution feyerlich abgeſchaft, und eine neue eingeführt werden ſollte, brach an. Mit Fleiß hatte man vorher in der Stadt verbreitet, daß ein ſtarkes Corps Truppen, welches der König aus Finnland beordert, ſchon vor den Thoren ſey. Man hatte für ſie ſogar Quartiere beſtellt, obgleich noch kein Mann da war. Des Morgens früh mußte ein ſtarkes Detaſchement von der Garde den Ritterholm beſetzen. Auch das Schloß wurde von allen Seiten mit Truppen umgeben, und gegen das Verſammlungszimmer der Stände pflanzte man geladene Kanonen auf, bey denen Soldaten mit brennenden Lunten ſtanden. Die Reichsſtände durften ſich bey dieſer Gelegenheit nicht in ihren abgeſonderten Zimmern verſammeln, und ſich von

dauınter Voraufgebung ihrer Sprecher, in Proceſſion in das plenum plenorum begeben, wie ſonſt gewöhnlich war; ſondern jeder Reichstagsmann konnte für ſich und ohne alle Ceremonie ſeinen eigenen Weg zum Schloſſe gehen. Selbſt der Reichstagsmarſchall kam ohne ſein gewöhnliches Amtszeichen, ohne Stab, in die Verſammlung der Stände.

Wie alles verſammelt war, trat der König, von ſeinen Leibtrabanten und einer Menge von Officieren begleitet, in voller Pracht der Majeſtät in den Saal. Sobald er auf dem Thron Sitz genommen hatte, gab er durch einen dreymaligen Schlag mit dem ſilbernen Hammer Guſtav Adolphs das Zeichen zum Stillſchweigen, und hielt dann folgende Rede:

„Durchdrungen von Schmerz über die Lage des Vaterlandes, und gezwungen, Euch die Wahrheit in ihrem völligen Lichte zu zeigen, da das Reich ſich ſo ſehr ſeinem Sturze naht, müßt Ihr Euch nicht wundern, wenn ich heute Euch nicht mit den frohen Regungen aufnehme, die ſonſt mein Herz erfüllten,

wenn Ihr vor dem Thore verſammlet waret. Ich darf mir nicht vorwerfen, Euch etwas verhehlt zu haben. Ich redete zweymal zu Euch mit aller Wahrheit, die mein Beruf erforderte, und mit aller der Aufrichtigkeit, die ächte Ehre heiſcht. Eben dieſe Aufrichtigkeit ſoll mich auch jetzt leiten, da das Vergangene gerügt werden muß, um das Gegenwärtige zu beſſern.“

„Es iſt eine traurige, aber allgemein bekannte Wahrheit, daß Haß und Zwietracht das Reich zerriſſen haben. Durch zwo Partheyen bereits lange getrennt, ſonderte ſich die Nation gewiſſermaaßen in eben ſo viel Völkerſchaften, die nur daran arbeiten, das Vaterland zu zerfleiſchen. Verborgen iſt Euch nicht, wie dieſe Trennung Groll erzeugte, der Groll Rache, die Rache Verfolgungen, dieſe Verfolgungen immer neue Revolutionen, die unſern Staatskörper wie eine periodiſche Krankheit überfielen, und ihn aller Lebenskraft beraubten. Alle dieſe Ereigniſſe erſchütterten das Reich bloß darum, weil gewiſſe Perſonen nach Ehre dürſteten. Es floſſen Ströme Bluts,

bald von der einen Parthey, bald von der andern vergoſſen, und das Opfer dieſer Mißhelligkeiten war ſtets das Volk. Die herrſchende Parthey ſuchte nichts, als die Befeſtigung ihrer Gewalt. Alles, was ſie that, zweckte bloß hierauf ab; oft auf Koſten einzelner Mitbürger, zugleich aber immer auf Koſten des Reichs. Wo das Geſetz deutlich war, wurde der Buchſtabe verdreht; und man brach es, wo es mit den Abſichten ſtritt. Nichts war zu heilig für Ariſtokraten, die Eigennutz, Haß und Rachbegier leiteten. Endlich verirrte man ſich ſelbſt ſo weit, daß man öffentlich dafür hielt, die Pluralität ſey übers Geſetz erhaben, und brauche keine andre Richtſchnur, als Gutdünken und eigenen Willen."

„In den Händen der ſiegenden Parthey, die, oft ſelbſt zu Boden geworfen, immer nur von der Willkühr einiger Wenigen aus ihr abhieng, verwandelte ſich nachher das edelſte der menſchlichen Vorrechte, die Freyheit, in unleidlichen ariſtokratiſchen Deſpotismus. Bey der Ankündigung eines neuen Reichstags zitterte man; und weit entfernt, darauf bedacht

dacht zu ſeyn, wie der Angelegenheiten des Staats am zuträglichſten gewartet werden könnte, beſchäftigte man ſich bloß damit, ſeiner Parthey die Pluralität zu erringen, um gegen die geſetzwidrige Dreiſtigkeit, und gegen die Machtſprüche der Gegenparthey ſich zu ſchützen. Sah es ſolchergeſtalt mit dem Innern des Reichs gefährlich aus, um wie demüthigender war dann nicht ebenfalls deſſen äußere Lage! Ich ſchäme mich, ihrer zu erwähnen. Als einem gebohrnen Schweden, und als Könige des Reichs ſollte es mir beynahe unglaublich ſeyn, daß fremde Abſichten, und, was noch mehr iſt, daß die Anwendung der niedrigſten Mittel je etwas über ſchwediſche Männer vermogt hätten. Ihr fühlt ſchon, wohin ich ziele, und mein Erröthen iſt genug, Euch darzuthun, wie ſehr das Reich durch Eure Spaltungen geſchändet worden.“

„In dieſem Zuſtande traf ich das Reich, als durch des Höchſten Fügung mir Schwedens Scepter wurde. Ihr wiſſet ſelbſt, daß ich nichts verſäumte, und weder Mühe noch

Verdruß achtete, Euch zu vereinigen. Sowohl in meinen Reden vom Throne, als ſonſt drang ich auf Gehorſam gegen das Geſetz, und auf Einmüthigkeit. Gern opferte ich alles auf, was als Menſch, oder als König mir werth ſeyn konnte; keinen Verſuch, keinen Schritt fand ich zu mühſam, um zu einer für die Nation ſo heilſamen Abſicht zu gelangen. Oder — hier erhob Guſtav die Stimme, und ſah mit forſchendem, ſcharfem Blicke in der Verſammlung umher, — iſt jemand unter Euch, der das zu leugnen vermag; ſo trete er dreiſt hervor, und rede!"

(Der königliche Redner, ſchreibt Micheleſſi in ſeinem bekannten Briefe an Viſconti, hielt hier wirklich einige Augenblicke inne. Er wartete, ob ſich jemand regen würde. Aber alles ſchwieg, und er fuhr folgendermaaßen fort:)

„Ich hoffte, durch mein Bemühen Euch den Feſſeln zu entreißen, in die ausländiſches Gold, und einheimiſcher Haß und Muthwille Euch zu werfen ſuchten.

Auch zweifelte ich nicht, das ſchreckliche Beyſpiel andrer Staaten würde Euch eine Warnung ſeyn. Aber dieß alles war vergebens. Theils Eure Anführer, theils Eure eigene Rachbegier verblendeten Euch. Alle Schranken wurden eingeriſſen, alle Verträge gebrochen. Der Frevel durfte ohne Scheu raſen, und zeigte ſich nur deſto zügelloſer, je mehr man bemüht war, ihn zu bändigen. Die tugendhafteſten, würdigſten, edelſten Mitbürger wurden aufgeopfert; alte, durch Dienſteifer und vieljährige Treue ausgezeichnete Amtsperſonen wurden entehrt; ganze Collegien abgeſetzt; ja ſelbſt das Volk blieb nicht einmal unangetaſtet. Man nannte ſeine Klagen Aufruhr, und verwandelte zuletzt die Freyheit in ein unerträgliches Joch der Ariſtokraten. Die Gottheit ſelbſt ſchien erzürnt über den Frevel derer, die am Ruder ſaßen. Die Erde verſchloß ihren Schooß. Theurung, Hunger und jede Art von Noth drückten das Land. Als ich Euch damals beſchwor, das Vaterland zu retten, was thatet Ihr? Erbitterter, als jemals, Eure Rachluſt unter einander zu be-

friedigen, achtetet Ihr kaum des Elendes derer, deren Stellvertreter ihr ſeyd. Zuletzt erwachtet ihr freylich, aber da war die Hülfe faſt zu ſpät. Auf ſolche Art verſtrich über einem das Land eben ſo belaſtenden, als durchaus unnützen Reichstage, ein völliges Jahr."

„Da alle meine Vorſtellungen fruchtlos, und alle meine Mühe vergebens war, ſo harrte ich, gegen das Schickſal meines theuren Vaterlandes zwar nicht gleichgültig, aber doch ſchweigend. Ich wollte ſehen, wie die Nation ſelbſt das Betragen aufnehmen würde, das ihre Gevollmächtigten, ſowohl gegen mich, als gegen ſie ſelbſt äußerten. Ein Theil trug das Joch, freylich nicht ohne Seufzen, jedoch ohne Murren; weil er nicht abſah, wo man Hülfe finden ſollte, um das Vaterland zu retten. In einem Winkel des Reichs aber verzweifelte man, und griff zu den Waffen."

„In dieſer Lage, da — um von meinem Leben nicht zu ſprechen — der Staat, wahre Freyheit und Sicherheit in der äußerſten Gefahr ſchwebten, blieb mir weiter nichts übrig,

als unter des Höchſten Beyſtande zu den Mitteln zu greifen, wodurch andere muthige Völker, und unter Guſtav Waſa's Fahne auch Schweden einſt ſelbſt, ſich von unerträglicher Gewalt und Bedrückungen losmachten. Gott ſegnete mein Werk, und plötzlich habe ich bey meinem Volke den Biedermuth wiederum aufleben ſehen, der vormals im Herzen Engelbrechts und Guſtav Erichſons loderte. Alles iſt glücklich abgelaufen, und ohne daß ein Tropfen Bluts gefloſſen, habe ich mich und das Reich gerettet."

„Ihr irrt Euch ſehr, wenn Ihr glaubt, daß es hier etwas anders, als Freyheit und Geſetz gelte. Ich habe geſchworen, über ein freyes Volk zu herrſchen. Glaubt nicht, daß der jetzige Augenblick mich hinreißen wird, eines Schwurs zu vergeſſen, der nicht auf Zwang, ſondern auf meine eigene Ueberzeugung ſich gründete. Weit davon entfernt, die Freyheit anzutaſten, iſts bloß der Frevel, den ich wegſchaffen will, und jene Willkühr, nach der bisher das Reich regieret wurde. Dieſe ſoll ſich in ein gehörig beſtimmtes Regiment

verwandeln, wie unſer uraltes Geſetz es vorſchreibt, und wie Schweden zur Zeit des Größten meiner Vorweſer verwaltet wurde.“

„Der Zweck, den ich bey Allem, was jetzt vorgenommen werden wird, habe, iſt kein andrer, als wahre Freyheit, die meine geliebten Unterthanen allein beglücken kann, wieder einzuführen. Durch Sicherheit unter und nach dem Geſetze, durch Schutz des Eigenthums, durch Zwangloſigkeit in jeder erlaubten Gewerbsart, durch unpartheyiſche Handhabung des Rechts, durch Erhaltung der guten Ordnung in Städten und auf dem Lande, durch ſorgſames Bemühen, die allgemeine Wohlfarth zu befördern und jedem insbeſondere Ruhe und Frieden zu ſichern, und durch Erhaltung der reinen, von Heucheley und Aberglauben entfernten, Gottesfurcht ſollt Ihr mich als König erkennen.“

„Dieß alles iſt aber nicht zu erlangen, wenn nicht das Reich nach einem unumſtößlichen Geſetze regiert wird, deſſen Buchſtabe ſich nicht verdrehen läßt; das nicht bloß den König, ſondern auch die Stände verpflichtet;

das ohne beyder völlig freye Zuſtimmung weder aufgehoben, noch geändert werden darf; das einem für's Vaterland eifrigen Könige vergönnt, mit den Ständen Rath zu pflegen, ohne daß ſie ihn für ein furchtbares Schreckbild anſehen, und endlich ein Geſetz, das beyde zuſammen zu einem Intereſſe, nämlich dem Beſten des Reichs, verbindet.“

„Ein ſolches Geſetz für mich ſowohl, als für Euch verpflichtend, iſt dasjenige, welches ich Euch ſogleich werde vorleſen laſſen.“

„Aus allem, was ich bisher geſagt habe, werdet Ihr leicht erachten, daß das, was geſchehen iſt, ohne Nebenabſichten, und bloß des Reichs halber geſchah. Und wenn ich gezwungen war, die Wahrheit Euch ohne Hehl zu ſagen, ſo that ich es ohne Bitterkeit, und lediglich aus Liebe zu Eurem Wohl. Ich zweifle daher nicht, Ihr werdet es mit Dank aufnehmen, und dadurch mit mir einen ſichern und unumſtößlichen Grund zu Eurer wahren Freyheit und Glückſeligkeit legen.“

„Groſse und unſterbliche Könige führten das Scepter, das ich nun in Händen habe. Es würde mehr als kühn von mir ſeyn, mich mit Ihnen vergleichen zu wollen; aber im Eifer und in der Liebe für Euch wetteifere ich mit ihnen. Hegt Ihr für das Vaterland gleiche Geſinnungen, ſo hoffe ich, der ſchwediſche Name ſoll den Ruhm und die Achtung noch wieder erlangen, welche er ſich zu unſrer Väter Zeiten erwarb.“

„Der Gott, dem nichts verborgen iſt, ſieht mein Innerſtes in dieſem Augenblicke. Er gebe zu Eurem Beſchluſſe ſeine Gnade und Seegen!“

Nach geendigter Rede muſste der Staatsſecretair die Conſtitution vorleſen, welche Guſtav darnach zuerſt unterſchrieb. Er fragte darauf die Stände: „Ob ſie ſich mit ihm dieſer Verfaſſung in allen Stücken forthin unterwerfen wollten?“ Alle antworteten einſtimmig Ja! Der Landmarſchall und die Sprecher der Stände unterzeichneten ſie dann, und die übrigen Anweſenden ſchworen den Eid, den Guſtav ihnen vorſagte. Sobald die neue Regierungs-

form angenommen und beſchworen war, ſagte der König mit emporgehobenen Händen: „Nun laßt uns Gott danken, daß er eine ſo glückliche Begebenheit hat geſchehen laſſen!“ Er zog darauf ein Geſangbuch aus der Taſche, legte die Krone ab, und ſtimmte das Te Deum an, welches die ganze Verſammlung auf das andächtigſte mit ſang. Nach Endigung dieſer Andacht — die auf das Volk, das in Schweden noch einen ſehr religiöſen Hang hat, unter den damaligen Umſtänden einen ſehr ſtarken, und für den König ſehr vortheilhaften Eindruck machte — wurde jedem Reichstagsmanne erlaubt, dem Könige die Hand zu küſſen. Dann verließ der König den Saal, und jeder konnte ſeines Weges gehn.

Guſtav hatte nun die Freude, ſeinen großen Plan ohne alle Gewaltthätigkeit, und ohne daß ein Tropfen Bluts dabey vergoſſen worden, ausgeführt zu haben. Indeß ruhte ſeine Thätigkeit nicht. Er arbeitete unermüdet fort, um die alten Uebel auszurotten, und um ſeine neue Schöpfung weiter auszubilden, und ſie feſter zu gründen. Alle krie-

geriſchen Anſtalten in Stockholm wurden zwar aufgehoben, die Kanonen wurden wieder in den Zeughof gefahren; aber bey unvermeidlicher ſchwerer Strafe wurde verboten, ſich künftig des gefährlichen Parthey-Namens Hut oder Mütze zu bedienen. Den folgenden Tag wurden alle Reichsräthe ihres Arreſts entlaſſen, und Guſtav bildete ſich nun einen Senat nach ſeinem Gutbefinden. In dieſen wurden jedoch ſelbſt einige von den ſo eben oder auf dem vorigen Reichstage verabſchiedeten Senatoren, und unter ihnen ſogar Widriggeſinnte gezogen. Am 23ten Auguſt (einem Sonntage) wurde in den Kirchen von Stockholm ein Dankfeſt gefeyert. Der König war bey dieſer Andacht in der Hauptkirche, ſtimmte auch hier ſelbſt den Ambroſianiſchen Lobgeſang an, und legte während des Geſanges ſeine Krone vom Haupte. Am 25ten Auguſt fanden ſich, nach ſeinem Befehle, die Stände wieder im Reichsſaale ein, und hier kündigte er ihnen in einer kurzen Rede den nahen Schluß des Reichstags an. „Dieſer ſey um ſo nöthiger, ſagte er, da die Ver-

ſammlung ſchon eine Zeit von 14 Monaten gedauert habe. Nach ſo vielen Erſchütterungen und Spaltungen finde jetzt nur Ein Zweck Statt: das Wohl des Vaterlandes. Dieß ſey aber ſo bedrängt, daß man nicht ſowohl langwierige Berathſchlagungen darüber pflegen, als vielmehr ihm ſchnelle Hülfe ſchaffen müſſe.“ Dann legte er den Ständen drey Propoſitionen vor, und gab ihnen 14 Tage Zeit, ihre Beſchlüſſe darüber zu faſſen. Dieſe Beſchlüſſe genehmigten die königlichen Vorſchläge in ihrem ganzen Umfange, und am 9ten September entließ Guſtav dieſen unvergeßlichen Reichstag mit folgender Rede:

„Indem ich heute eine Reichsverſammlung ſchließe, die in unſern Jahrbüchern gewiß unter den merkwürdigſten einſt wird verzeichnet ſtehen; ſo geſchieht es mit wiederholter Erkenntlichkeit gegen die Hand des Höchſten, die auf eine ſo ſichtbare Art das Vaterland beſchützt, und Wolken zerſtreuet hat, die mit gänzlichem Untergange die Freyheit ſowohl, als meine Mitbürger bedrohten. Die-

ſer Reichstag begann mitten unter Trauern und dem zärtlichſten Schmerz über die Einbuße eines theuern Königs und geliebten Vaters. Eure Berathſchlagungen wurden hierauf unter Zwieſpalt und Parthey haß fortgeſetzt, und es ſchien, als wenn die Vorſehung jedes Ungemach, das unſre Väter drückte, aufs Aeußerſte kommen laſſen wollte, um bey der ſo wichtigen Veränderung, die ſich unlängſt begab, ihre Hand deſto ſtärker zu zeigen.“

„Die glücklichſte Revolution, lediglich vom Höchſten geführt, heilte auf einmal die Riſſe, wodurch ſeit mehr als hundert Jahren der Staatskörper verwundet worden war, und machte aus einem getrennten Volke wieder ein ganzes, gleichgeſinnt, frey, mächtig, unabhängig, neu beeifert fürs Vaterland und deſſen wahres Gedeihen. In dieſer Verfaſſung kömmt die Pflege des Reichs jetzt aus Euren Händen in die meinigen. Die Freyheit iſt gegründet, das Geſetz beſtätigt und die Eintracht hergeſtellt.“

„Ihr könnt leicht denken, mit welchen frohen Empfindungen ich Euch heute vor dem Thron erblicke! Von Eurer Liebe und der Gerechtigkeit des in Euch geſetzten, uneinge⸗ſchränkten Vertrauens geben die wenigen Tage, die ſeit dieſer auffallenden Veränderung verfloſſen ſind, mir die rührendſten und ſi⸗cherſten Beweiſe. Auch ſah ich jene Tugenden und die großen Eigenſchaften, wodurch einſt Eure Väter ihr Zeitalter berühmt mach⸗ten und die bis dahin in Euren Herzen ſchlummerten, durch die Zeitläufte wieder zum Keim getrieben, von neuem in Euch auf⸗leben, und ſich durch Thaten auszeichnen.“

„Muth und raſches Anhangen an den König und das Vaterland, wodurch einſt die ſchwediſche Ritterſchaft ſich ſo ſehr hervor⸗that, unterſtützten, neu beſeelt, mich auf das kräftigſte. Ergebung in den Willen des Höch⸗ſten, Eifer für ſeine Ehre, Gehorſam gegen die Obrigkeit, Liebe zum Frieden und zur allgemeinen Wohlfarth beſeelte den Prieſter⸗ſtand. Pflanzt doch dieſe Regungen ſorgfäl⸗tig unter Euren Mitbrüdern fort! Emſiges

Streben, den Handel und Credit des Reichs aufrecht zu erhalten, zeigte ſich bey der Bürgerſchaft, ſo bald ihr eigener Vortheil und ihr Glück wieder auf ſie wirkte. Auch zeigte ſich, daß der Bauernſtand immer noch Gott und ſeinen Oberherrn ehrte, ſeitdem er, ſich ſelbſt gelaſſen, nichts zu Rathe zog, als jene Vaterlandsliebe, die ſtets die Schweden auszeichnete.“

„Sonach trenne ich mich heute mit dem dankbarſten und froheſten Herzen von Euch, da Ihr, mit mir, Schwedens uralte Freyheit erweckt, ſie auf dauernden Grund geſtellt, ihr zum Beſten die neue Regierungsform beſtätigt, und, durch die ſtärkſten Bande mit mir vereinigt, die reizendſte Zukunft Euch zu verheißen habt. Meine Mühe und Fleiß Eurem Vertrauen zu entſprechen, ſollen, ich verſichere es, ohne Grenzen ſeyn; und wenn Ihr durch Eintracht, Erſparung und Gehorſam meinem Eifer für das Wohl des Reichs beytretet: ſo wird ſein Wachsthum gewiß, mein Hoffen aber erfüllt werden, Euch nach ſechs Jahren in Ruhe und Eintracht ent-

gegen zu nehmen, als ein getreues, glückliches, einmüthiges, ſelbſtſtändiges und edles Volk.“

Der Marſchall des Reichstags und die Sprecher der Stände begnügten ſich nicht damit, dem Könige für ſeine That die größten Lobeserhebungen zu ertheilen, ſondern der ganze Reichstag verurtheilte ſich in dem gewöhnlichen Reichstags-Beſchluſſe auf eine Art, die mit der vorigen Sprache der Stände auffallend contraſtirte, und wodurch er ſich, genau genommen, wahrhaftig lächerlich machte. „Eine alte Zwietracht, heißt es unter andern darin, hatte die Bande des Vertrauens „und der gegenſeitigen Liebe aufgelöſet. Der „König gab ſich wiederhohlte Mühe, dieſe „Zwiſtigkeiten aufzuheben, aber er mußte mit „Kummer gewahr werden, daß ſeine Bemühungen fehlſchlagen würden, ſo lange die Geſetze nicht beſtimmt, die Gewalt der Regierung nicht im Gleichgewichte wäre, und ſo „lange die Freyheit täglich gemißbraucht würde. Mitten im Sturme habe er ihnen endlich „einen Augenblick der Ruhe verſchafft, um

„über die Lage des Landes kühler nachzudenken.
„Auf immer wolle man jene fatale Verände-
„rung in der ſchwediſchen Regierungsform ver-
„geſſen, bey der das Volk das Königthum
„für zu gefährlich angeſehen, und von nun
„an ſeine Regenten mehr gefürchtet als
„geliebt habe. Durch eine lange und trau-
„rige Erfahrung habe man nun die Folgen da-
„von kennen gelernt, und ſich nur zu ſehr
„überzeugt: daß die Grundgeſetze durch er-
„zwungene Deutungen, Veränderungen und
„unſchickliche Einſchränkungen öftrer unter die
„Füße getreten, und Eingriffe in die königli-
„che Gewalt vorgenommen worden, die un-
„zählige Unordnungen zur Folge gehabt; daß
„die Vollſtreckung der Geſetze öftrer grade ih-
„ren Uhrhebern überlaſſen worden; daß bey
„dem allgemeinen Verderbniß die Geſetze ihre
„Achtung, und die Richter ihre Autorität ver-
„lohren; daß fremder Einfluß die Berath-
„ſchlagungen der Nation gelenkt; daß Haß und
„Rache, Ehrgeiz und Neid ſich in öffentli-
„chen Verfolgungen, und ſelbſt in Blutver-
„gießen geäußert, und daß nach allem dieſen
„endlich

„endlich eine Staatsveränderung unumgäng„lich nothwendig geweſen, wenn das wanken„de Gebäude des Vaterlands nicht gänzlich „einſtürzen ſollte. Dieß große Werk ſey dem „großmüthigen Guſtav III aufbehalten ge„weſen. In der neuen Regierungsform habe „er die uralte Freyheit der Schweden ganz wie„der hergeſtellt. Bey dieſer Gelegenheit kön„ne man ſeinen Muth und ſeine Milde, und „beſonders ſeine Großmuth nicht genug vereh„ren, da er unter den obwaltenden für ihn ſo „günſtigen Umſtänden aus freyen Stücken dem „Despotismus und der Souverainität von „neuem abgeſchworen. Jetzt habe man wie„der einen wahren König auf dem Throne, „dem man die Staatsverwaltung ganz unbe„ſorgt überlaſſen könne, da er ſelbſt erkläre, „er finde ſeinen größten Ruhm darin, Erſter „Mitbürger einer freyen Societät „zu ſeyn."

Guſtav hatte bey dieſer Revolution allerdings jedes Mittel in Händen, ſich eine vollkommene Souverainität zu verſchaffen. Aber er wollte nicht ſowohl verändern, als verbeſ-

ſern. Er gab in der neuen Regierungsform dem Reiche ſeine Rechte wieder, und eignete ſich nur ſeinen gehörigen und billigen Antheil an der Regierung zu. Die neue Conſtitution ſelbſt beſtand aus 57 Artikeln, unter denen folgende die wichtigſten ſind:" §. 2. Der König ſoll ſein Reich regieren, Er und kein andrer Gerechtigkeit und Wahrheit ſchützen. § 4. Zunächſt nach dem König ſind die Reichsräthe, die er allein aus dem eingebohrnen ſchwediſchen Adel wählt. Ihre Zahl iſt nicht beſtimmt, doch ſind ihrer gewöhnlich 17. Sie rathen dem Könige, wenn er ihren Rath begehrt, und ſind dem Könige allein für ihren gegebenen Rath verantwortlich. Ihre Stimmen ſollen (§ 8.) nur zur Berathung und nicht zur Entſcheidung dienen. § 6. Der König ſchließt Frieden, Waffenſtillſtand und Allianzen. Er berathſchlagt ſich darüber mit ſeinen Räthen, thut aber, was ihm am beſten dünkt. Nur in dem Falle, wenn alle Räthe einſtimmig gegen die Meynung des Königs ſind,

muß er ihnen folgen. Vertheidigungskriege kann er (§ 45.) nach Gutdünken, aber (§ 48.) keinen Offenſiv-Krieg ohne Einwilligung der Stände führen. § 7. Wenn der König ein Fremder iſt, kann er ohne Wiſſen und Willen der Stände nicht aus dem Reiche gehen; iſt er aber ein Eingebohrner, ſo hat er ſeinen Entſchluß bloß dem Senate anzuzeigen. § 10. Der König beſetzt alle höhern Militair- und Civilſtellen. Der Senat ſchlägt drey Subjecte vor, und der König wählt. § 11. Der König ertheilt den Adel, doch ſoll er nicht über 150 neue Edelleute machen, da ihre Anzahl ſchon ſo groß iſt. § 16. Alle außerordentliche Tribunale und gerichtliche Commiſſionen hören künftig auf, und jeder Schwede wird von der Gerichtsſtelle gerichtet, zu der er gehört. § 19. Dem Könige allein kömmt das General-Commando über die ganze Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande zu. § 30. Der König kann ſeine Haushaltung ſo einrichten, wie es ihm beliebt. § 37. Iſt er krank, oder auf Reiſen, ſo wird das Reich von jenen Senatoren verwaltet, die er ſelbſt

dazu ernennt. Kann er dieß letztere wegen plötzlicher Krankheit nicht, ſo regieren indeß der Präſident und die vier älteſten Reichsräthe. § 38. Die Reichsſtände müſſen erſcheinen, wenn und wo der König ſie zuſammen beruft. Außer dem Könige hat Niemand die Macht, Reichstage anzuſetzen. Auch ſollen die Stände (§ 49) über nichts anders berathſchlagen, als was ihnen der König vorlegt, und kein Reichstag ſoll (§ 46) länger dauern, als drey Monate. § 52. Alle Reichsſtände werden bey ihren alten Freyheiten und Gerechtſamen erhalten, und keinem Stande ſollen ohne Einwilligung der übrigen neue Freyheiten verliehen werden u. ſ. w.

Die neue Conſtitution warf alſo, wie man ſieht, in vielen Stücken die bisherigen Grundgeſetze gänzlich über den Haufen, ohne die vorige Regierungsform förmlich aufzuheben. Nach dieſer hatte der König keine Macht, und bloß eine unwirkſame Hoheit; der Senat hatte die Mündigkeit und die Stände hatten Recht und Freyheit. Jetzt wurde der Senat, der bisher eigentlich die Herrſchaft

geübt hatte, wieder in ſeine Schranken zurück⸗gewieſen. Er ſollte, nach ſeiner urſprüngli⸗chen Beſtimmung, künftig bloß Rathgeber ſeyn. Dagegen trat die Majeſtät wieder in ihre Rechte. In allen Reichsangelegenheiten hieng nun die Entſcheidung, welche ſonſt auf der Mehrheit der Stimmen im Senate beruh⸗te, bloß vom Könige ab. Jetzt nahm der Kö⸗nig auch Antheil an der geſetzgebenden Ge⸗walt, welche vormals die Stände ausſchlie⸗ßend ausübten. Auch die Stände hatten in den neuen Geſetzen ſchärfere Zügel. Sie konnten keine Reichsräthe mehr wählen, und ſie auch nicht mehr zur Verantwortung ziehn. Sie waren enger mit dem Könige verbunden, und allein auf ihn gewieſen. Die Reichsge⸗ſchäfte wurden nicht mehr durch den langwie⸗rigen Canal des Senats zwiſchen den Stän⸗den und dem Könige verzögert, ſondern eine unmittelbare Verbindung vereinigte beyde Theile zu gemeinſchaftlichen Berathſchlagun⸗gen. Die Reichstage erhielten ebenfalls eine andre Geſtalt. Während derſelben führten vormals die Stände die Regierung, und der

König war alsdann gewiſſermaaßen ganz außer Macht und Thätigkeit geſetzt. Jetzt aber herrſchte der König in ſolchen Zeitpuncten mit den Ständen gemeinſchaftlich, und außer den Reichstagen herrſchte er allein.

Einen großen Theil des Adels ausgenommen, der durch dieſe Veränderung ſeinen ehemaligen großen Einfluß und die Ariſtokratie auf immer vernichtet ſah, gefiel die neue Conſtitution der ganzen Nation außerordentlich. Gegen die Regierungsveränderung von 1720 liefen damals mehrere Proteſtationen ein; gegen dieſe auch nicht eine Einzige! Und wie wäre das auch möglich geweſen, sagt Lagerbring, da jedem die Greuel unſrer bisherigen Verfaſſung vor Augen lagen. Nach ihr beſtanden die königlichen Hoheitsrechte zuletzt bloß nur noch in Dingen, wozu jeder Menſch Freyheit hat. Die vornehmſten Reichsbeamten waren in Verachtung, und mußten bey jedem Reichstage ungewiß ſeyn, ob ſie ihre Aemter behalten würden, oder nicht. Ein Senator brauchte nur einem auswärtigen Miniſter zu mißfallen, und ſein Sturz war un=

vermeidlich. Kein ausländiſcher Hof konnte ſich mit Schweden in Bündniſſe mehr einlaſſen; denn alle Tractaten wurden bisweilen über den Haufen geworfen. Wenn die Stände verſammelt waren, ſo waren diejenigen, welche Rechenſchaft foderten, und die, welche ſie ablegen ſollten, einerley Perſonen. Das Bancoweſen war oft in den Händen ſolcher Perſonen, die der Bank am meiſten ſchuldig waren. Allianzen, Friede, Krieg, u. ſ. w. hiengen oft von Leuten ab, die nur aus dem Staatskalender wußten, daß Catharine in Rußland und Ludwig in Frankreich regierten. Es war oft ſchon viel, wenn mancher wußte, daß Frankreich und England gegen Weſten außerhalb dem Kattegat lägen. Ein Bevollmächtigter eines unbedeutenden Orts regierte oft einen ganzen Stand mit dem Anſehen eines ehemaligen Drotten, und ein Unterofficier gab manchmal einer ganzen Verſammlung den Ton. Es war vergebens, gegen ſolche Uebel ein Hülfsmittel zu hoffen, da das Uebel in den Hülfsmitteln ſelbſt lag, und die Cur ärger war, als die Krankheit ſelbſt.“

Die Revolution, die in Stockholm in wenigen Stunden zu Stande kam, war in dem ganzen großen Königreiche in wenig Tagen vollendet; überall ohne Blutvergießen und Lermen. Die Prinzen Carl und Friedrich nahmen die Huldigung für den König und die neue Conſtitution in Schonen, Gothland u. ſ. w. ein, und der Obriſt Sprengtporten that es in Finnland. In Pommern geſchah es von der verwittweten Königin, die damals von Berlin zurück kam, und welcher der General Ramſay mit der Nachricht von der Revolution und mit dem Auftrage, die Huldigung jener Provinz im Namen ihres Sohnes einzunehmen, nach Stralſund entgegen geſchickt war.

Guſtav bewies ſich gegen alle, die ihm bey der Ausführung dieſes großen Unternehmens behülflich geweſen wären, auf eine ausgezeichnete Art erkenntlich. Seine beyden Brüder erhob er zu Herzogen, den ältern von Südermannland, den jüngern von Oſtgothland, erhöhete ihre Jahresgelder, und kaufte für ſie die Güter Tullgarn und

Rosersberg. Sprenptporten, der durch widrige Winde aufgehalten, erſt am 7ten September mit einem finniſchen Hülfskorps zu Stockholm ankam, wurde auf der Stelle zum General-Lieutenant und Commandeur des Schwerdt-Ordens, und wenige Tage darauf zum Chef des Leibregiments, und der General-Lieutenant von Lieven zum franzöſiſchen Obriſtlieutenant ernannt. Alle Officiere der Garde wurden um einen Grad erhöht, und ſollten zum Andenken, daß der König und ſein Gefolge an jenem entſcheidenden Tage weiße Tücher um den linken Arm getragen, an Gallatagen mit einem weißen Bande um den Arm erſcheinen. Zwölf Unterofficiere, die damals die Wache auf dem Schloſſe hatten, erhielten, jeder hundert Thaler Silberm: Penſion, und eine ſilberne Medaille mit der Erlaubniß, ſie an einem blauen Bande zu tragen. Auch die Stockholmer Bürgerſchaft wurde nicht vergeſſen. Für ihren Eifer für den König, und für ihre bereitwillige Geneigtheit bekam ſie das Vorrecht, daß ihre Officiere künftig die ſchwediſche blaue militairiſche Uniform und Cocarde

nebſt einem Treſſenhute tragen durften. Auch wurden funfzehn goldene und funfzehn ſilberne Medaillen unter ſie ausgetheilt *).

Nichts übertrifft außerdem die Großmuth, mit der ſich Guſtav gegen ſeine vormaligen Gegner betrug. Offenbar hatten ſich verſchiedene Reichstagsmänner auf mancherley Art an ihm vergriffen, und nichts wäre leichter geweſen, als ſie jetzt der Wuth des Pöbels oder der Soldaten Preis zu geben, und hier die bekannte de Witſche Tragödie zu wiederhohlen. Aber Guſtav vergab, wie einſt Auguſt, und vergaß alle Beleidigungen, die

*) Dieſe Schaumünze zeigt auf der einen Seite das Bildniß einer Frauensperſon, die in der linken Hand einen Stab mit einem Hute auf demſelben hält, und den Arm auf einen Pfeiler ſtützt, worauf die Grundgeſetze liegen, die rechte Hand aber gegen den Himmel hebt. Die Ueberſchrift iſt: Libertas Manens, und die Unterſchrift: Proſcripta Licentia. Auf der andern Seite ſtehen die Worte: Gustavo III. Sv. G. V. Z. Regi Forma Regiminisquae antiqua fuerat ab Ordd. R. reddita A. 1772. d. 21. Aug. et iisdem rogantibus fundatae quietis nummo inſcripta Memoria.

er vor dem 19ten Auguſt von dem Uebermuthe der Widriggeſinnten hatte erfahren müſſen. Mit Ausnahme des Generals Pechlin, der erſt nach fünf Monaten losgelaſſen wurde, (weil er den neuen Eid nicht leiſten wollte, wozu er ſich aber doch zuletzt verſtand,) wurden alle Verhaftete ſogleich wieder in Freyheit geſetzt; viele Mützen behielten ihre Stellen, mit denen eben ſo hohes Zutrauen, als Einkommen verbunden war, und ſogar wurden einige der bedeutendſten Staatsämter an Männer vergeben, die 1756 mit dazu beygewirkt hatten, das Anſehen ſeines Vaters unter die Füße zu treten, und deſſen Freunde aufs Schaffot zu bringen.

Außer den im zweyten Bande ſchon citirten hiſtoriſchen Werken müſſen hier noch angeführt werden: Handlingar om Baron Görz. Stockholm 1772. 8. (Documente.) Gjörwell Handlingar uti Swenska Hiſtorien I. 59-62. — Materialien zur Geſchichte und

Statiſtik der nordiſchen Staaten, beſonders Schwedens. (Vom Prof. Gadebuſch.) 1ſtes Stück, 1791. — Hiſtoriska Uplysningar i tillſtandet i Swerige under Konung Frederic den I. Regering, Stockh. 1779. 8. (Auch deutſch im Neuen Magazin für die neuere Geſchichte, Erd- und Völkerkunde ꝛc. von D. F. G. Canzler, Leipzig 1790. 1ſter Theil. (Verfaſſer iſt der Graf Boude.) — Hiſtoire des principaux evenemens de l'Europe de 1733 — 1756. 3 Vol. 12. 1786. — Hiſtoire des Revolutions de Suede par l'Abbé de Vertot, 2 Vol. 12. 1772. — Staatsſchriften des Grafen Rochus von Lynar, 1ſter Theil, Hamb. bey Hoffmann 1793. (Zum Theil auch ſchon in dem Büſchingſchen Magazin abgedruckt.) Anecdotes de la Revolution de Stockholm 1738 — 1739. (von Köppen, damals Mecklenburgiſchen Miniſter am ſchwediſchen Hofe) in Büſchings Magazin Theil XV. — Suea - Rikes Konunga - Långd upſatt af Friherre Shering Roſenhane &c. Stockholm 1789. 159. 4. — Suea-Rikes Råds - Långd, författad af Carl Hille-

bransſon Uggla. (Stockh. 1791. 4.) — Lönboms Anecdoter om namkunnige och märckwärdige Swänske Män, Stockh. (1770-75.) — Sammendrag af Swea - Rikes Hiſtoria; ifran de Åldſtatil de Nyaſte Tider, författed af Swen Lagerbring, Stockh. 1775. (deutſch Greifswald 1776. von Möller. — Kort Utkaſt til Konung Adolph Frederik, och desſ Gemals Lefvernes Beſkrifning, in Anledning af de öfver dem ſlagna Skade penningar, Stockh. 1791. 8. (von Roſenhane. Enthält auch eine kurze und bündige Geſchichte der Reichstage.) — Büſchings Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, 4ter Theil. — Characters and Anecdotes of the Court of Sweden, II Vol. Lond. 1790. (Auch deutſch mit Anmerkungen vom Prof. Lueder, Braunſchweig 1790.) — Charles Francis Sheridan Hiſtory of the late Revolution in Sweden, Lond. 1778 8. Deſſelben Account of the revolution in Sweden in the Year 1773. Lond. 1783. 12. — Jacques le Scéne Desmaiſons Hiſtoire de la dernière revolution de Suède &c. A Paris 1781. (Faſt nur Copie von

Sheridan.) — Lüdecke's ſchwediſches Archiv Theil I. (1772.) S. 90. — Scheffer Handlingar rörande K. Guſt. III. Upfoſtran &c. Stockh. 1773. — Canzlers Nachrichten vom Königreiche Schweden. — Radcliffe Reiſe durch Schweden. (Aus dem Engliſchen,) Leipzig 1790. — Micheleſſis Bref til Hr. Viſconti i Wien &c. Stockh. 1771. — Suea-Rikes Regerings Form af d. 21. Aug. 1772. (engl. und ſchwediſch.) Stockh. 1772. (Ein Auszug davon auch als Beylage in Coxens Reiſen 2ter B.) Häberlin Vergleich der neueſten ſchwediſchen Regierungsform mit der von 1720. im Hannöverſch. Magaz. 1772. S. 1569. — Hamburgiſcher unpartheyiſcher Correſpondent. Jahrg. 1772. — Geſchichte Guſtav's III ꝛc. von D. E. L. Poſſelt. Straßburg 1793. — Guſtav III. Konig von Schweden, 2 Theile, Chemnitz 1739. u. ſ. w. u. ſ. w.

III.

Länder = Einnahme ohne Krieg und Blutvergießen, ſo wie ſie noch kein Jahrhundert ſah.

Erſte Theilung von Polen.

Schwache und kleine Staaten verdanken mehrentheils ihre Selbſtſtändigkeit und Sicherheit der Eiferſucht ihrer mächtigern Nachbarn. Harmonie zwiſchen dieſen läßt ſich nur dann denken, wenn das gegenſeitige Intereſſe durch beſondere Umſtände ein gemeinſchaftliches wird. Und in dieſem Falle iſt das Aufhören der Uneintracht und Widerſetzung meh=

rentheils das Unglück des benachbarten Schwa=chen.

Reiche und Staaten haben ihre Schick=ſale, ihre Epochen des Steigens und Fallens, wie einzelne Menſchen und Familien. Rom gab einſt der Welt Geſetze; jetzt verſchickt es Bullen. Wo Sokrates und Demoſthenes einſt lehrten, erklärt jetzt ein Iman den Koran. Polen war einſt der mächtigſte, der herr=ſchendſte Staat des Europäiſchen Nordens, über ſeine Nachbarn erhaben und furchtbar. Preußen war ein Vaſall von demſelben, Ruß=land hatte Polen zu ſeinen Beherrſchern, und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ver=dankte Oeſtreich einem Polniſchen König, dem tapfern Sobieski, ſeine Befreyung und die Erhaltung ſeiner Hauptſtadt. Aber mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts fieng auch das Anſehen der Republick an immer mehr zu ſinken.

Ihre mangelhafte Conſtitution wurde eine fruchtbare Mutter von innern Unruhen, von anarchiſchen Zerrüttungen. Bey dieſen war es der benachbarten Politik nicht ſchwer, Ein=

fluß

fluß und Herrſchaft zu bekommen. Rußland gab Polen ſeinen jetzigen König. Bey der Thronbeſteigung deſſelben waren ſelbſt von den angränzenden Mächten die polniſchen Beſitzungen garantirt, und die Anſprüche und Rechte an dieſelben aufgegeben worden. Allein Tractate und Garantien ſind dermalen nur ſo lange verbindend, als man es für gut findet.

Ueber die Theilung von Polen, beſonders über die erſte Entwerfung des Plans derſelben, iſt vieles unrichtig behaupter und gemuthmaßet worden; Friedrich der Große, deſſen unternehmendem Geiſte die Ausführung des Projects ſo beſonders zuzuſchreiben iſt, hat darüber ſelbſt in ſeinen hinterlaſſenen unſterblichen Werken die actenmäßigen Aufſchlüſſe und Berichte gegeben. Man erſieht aus denſelben, daß, wie ſo manche andere Begebenheiten, auch dieſes große Unternehmen kleinen Vorfällen ſeinen Urſprung, und der geſchickten Benutzung von günſtigen Nebenumſtänden ſeine Ausführung zu verdanken hatte.

Daß Friedrich der Große bey ſeiner alles-umfaſſenden Aufmerkſamkeit ſich längſt vorher wegen Polniſch-Preußen Projecte gebildet, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich. Die Lage dieſes Landes, das ſein Königreich von den Churländern trennte, war ihm in vieler Hinſicht unangenehm und nachtheilig. Er hatte im ſiebenjährigen Kriege die üblen Folgen erfahren, die mit der Zerſtreuung der Länder verknüpft ſind.

Der Türkenkrieg, der im Jahre 1768 ausbrach, verſchaffte den Ruſſen bald Siege und Eroberungen. Oeſtreich ſah dieſe ungern. Friedrich war alliirt mit Rußland. Die Kaiſerin Catharine wünſchte alſo am liebſten ſeine Vermittelung zum Frieden. Es wurden ihm die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen ſie ihn zu ſchließen geneigt war. Dieſe aber waren von der Art, daß Friedrich ihre Nichtbewilligung voraus ſah. Rußland verlangte unter andern den Beſitz der Moldau und Wallachey, die ſeine Truppen eingenommen hatten. Die Einnahme dieſer Provinzen machte die Ruſſen zu Nachbaren von Sieben-

bürgen und Ungarn. Eine ſo furchtbare und bedenkliche Nachbarſchaft gab das Haus Oeſtreich auf keinen Fall zu. Es wurden daher bereits in Ungarn eine Menge Truppen zuſammengezogen, und die lebhafteſten Anſtalten gemacht, um den Ruſſen zu drohen, und nöthigen Falls den Türken thätige Hülfe zu leiſten.

Während dieſer kritiſchen Ausſicht wurde die anfängliche Luſtreiſe eines Fürſten entſcheidend für das halbe Europa. Der Bruder des Königs von Preußen, Prinz Heinrich, war nach Stockholm gereiſet, um ſeine Schweſter, die Königin, zu beſuchen. Die Kaiſerin von Rußland hatte in ihrer Jugend dieſen Prinzen zu Berlin kennen gelernt. Sie lud ihn, da er jetzt ſo nahe war, nach Petersburg ein. Er gieng noch im Jahre 1770 dahin. Seine erhabenen Eigenſchaften und Talente erwarben ihm bald das beſondere freundſchaftliche Zutrauen und Einverſtändniß der Kaiſerin. Während ſeiner Anweſenheit zu Petersburg langte die Nachricht an, daß die Herrſchaft Zips in Polen wegen einiger An-

ſprüche und Foderungen von Oeſterreichiſchen Truppen wäre beſetzt worden. Dieſer Schritt war der Kaiſerin unerwartet und auffallend. Ein Corps ihrer Armee hatte bis dahin in Polen allein geſtanden und ihre Abſichten ſoutenirt; ein fremdes Militair kam mit ihrem Syſteme zu ſehr in Colliſion. Mit der Miene des Unwillens ſagte ſie deshalb einſtens bey einem Beſuche zum Prinzen Heinrich: „Wenn der Wiener Hof Polen zerſtückeln will, ſo haben die andern Nachbarn das Recht, daſſelbe zu thun.“

Dieſe Aeußerung wurde Friedrich gemeldet. Seine Abſichten und Erwägungen vereinigten ſich zu ſehr mit derſelben, als daß ſie ihm nicht wichtig ſeyn ſollte. Sein Geſandter zu Petersburg, der Graf von Solms, erhielt daher den Auftrag, näher auszuforſchen, ob jene Worte der Kaiſerin Abſicht und Grund hätten, oder ob ſie bloß von derſelben in einem Augenblicke unwilliger Laune und vorübergehender Aufwallung geäußert wären. Der erſte Staatsminiſter des ruſſi-

ſchen Hofes, Graf von Panin, hatte beym Ausbruche der Unruhen in Polen erklären laſſen, daß Rußland die Länder der Republik ungetheilt erhalten und beſchützen wolle. Das Theilungs-Project war dieſer Erklärung zuwider. Graf Panin war alſo aus Schonung ſeiner Achtung und Ehre zu demſelben eben nicht geneigt. Allein die Kaiſerin reizte die Idee einer ſo leichten als anſehnlichen Vergrößerung. Die Staatsminiſter traten bald ihrem Plan bey, und ermunterten ſie zur Ausführung deſſelben. Graf von Panin theilte dem Preußiſchen Geſandten den Entſchluß mit. Er ſtellte die Theilung als ein Mittel vor, durch welches Preußen für die Subſidien-Gelder entſchädigt werden könnte, die es an Rußland bezahlt hatte.

Die beyden alliirten Höfe waren demnach vorläufig über den Entwurf eins. Nun fehlte noch der Beytritt der Kaiſerin Maria Thereſia. Friedrich übernahm es, dieſe dahin zu bewegen. Er erklärte alſo dem Oeſterreichiſchen Geſandten zu Wien, Baron von Swieten, daß Rußland nicht die gering-

ſie Unzufriedenheit über die Beſitznehmung der Herrſchaft Zips bezeige. Er riethe ſelbſt freundſchaftlich dem Oeſterreichiſchen Hofe, ſich nach Belieben in Polen weiter auszubreiten. Die benachbarten Höfe würden dagegen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Sie würden in friedlichem Einverſtändniſſe dem Beyſpiele Oeſterreichs folgen.

Dieſe vortheilhafte Erklärung ließ eine bereitwillige Annahme erwarten; allein ſie fand eine unerwartete Widerſetzung. Das Syſtem des Wiener-Hofes war ganz anti-ruſſiſch. Fürſt Kaunitz hofte mehr Vortheile von ſeinem Allianz-Projecte mit den Türken. Er antwortete daher dem Berliner Hofe ganz trocken: „Wenn die Kaiſerin einen kleinen Gränz-Diſtrict hätte einnehmen laſſen, ſo wäre es nicht ihre Abſicht, denſelben zu behalten, ſondern ſich bloß wegen einiger Summen, die von der Republik noch rückſtändig wären, zu entſchädigen. Man hätte nicht erwartet, daß ein Unternehmen von ſo geringer Bedeutung, den Gedanken eines Theilungs-Entwurfs würde veranlaßt haben; ein

Entwurf, der unüberſteigliche Schwierigkeiten finden und die Lage von Europa noch verwirrter und kritiſcher machen würde. Uebrigens wäre die Kaiſerin bereit, ihre Truppen aus Polen zu ziehen, wenn der Preußiſche und Ruſſiſche Hof daſſelbe thun wollten.“

Friedrich ließ ſich durch dieſe Weigerung nicht abſchrecken. Was eine überraſchende Eröffnung nicht bewirkte, hofte er von einer bündigen Ueberredung und einer reifern Erwägung. Der Wiener Hof ſetzte indeß ſeine Rüſtungen in Ungarn aufs eifrigſte fort. Die Abtretung der Moldau und Wallachey, worauf Rußland beſtand, war die Urſache ſeiner fortdauernden heftigen Widerſetzung und unwilligen Entſchloſſenheit. Dieſe gieng ſo weit, daß Fürſt Kaunitz dem Berliner Hofe erklärte: „daß, wenn Rußland ſeine unmäßigen Friedensbedingungen, die das ganze Gleichgewicht des Orients aufzuheben drohten, nicht mäßigen würde, die Kaiſerin genöthigt wäre, an dem Türkenkriege Theil zu nehmen. Man hoffe, daß Preußen, deſſen Verbindung mit Rußland ſich nur auf Polen erſtrecke, eine

vollkommne Neutralität dabey beobachten würde.“

Allein dieſe Neutralität ſtimmte nicht mit den eingegangnen Verbindungen und mit dem Syſteme Friedrichs überein. Er hatte ausgemacht, es bey jeder Gelegenheit, wo es von der Kaiſerin Königin angegriffen würde, zu unterſtützen. Seine Ehre ſowohl, als ſein Intereſſe riethen ihm, ſeiner Verpflichtung treu zu bleiben. Führten Oeſterreich und Rußland Krieg mit einander, ſo konnten ſie nachmals auf Koſten Preußens Frieden ſchließen. Friedrich fand alſo für gut, ein Vorſpiel ſeines Nachdrucks zu geben. Er ließ die ganze Cavallerie remontiren und vermehren, und kriegeriſche Anſtalten zeigen. Dieſe machten, wie er hofte, auf die Kaiſer-Höfe Eindruck.

Inzwiſchen hatte man ſchon zu Petersburg über das Arrangement der Theilung mit Preußen unterhandelt. Friedrich bekam den desfalſigen Entwurf. Er enthielt aber unmäßige Bedingungen. Alle Vortheile der Theilung blieben nach derſelben für Rußland, alle

Gefahren für Preußen. Friedrich machte dagegen Vorſtellungen, ſchlug Modificationen auch in Rückſicht des Türkenfriedens vor — und nach längern Unterhandlungen und Schwierigkeiten erklärte ſich Catharina II geneigt, ihre Eroberungen zwiſchen dem Dnieſter und der Donau, mithin den Beſitz — der Moldau und Wallachey aufzugeben.

So war denn alſo ein Hauptſtein des Anſtoßes gehoben, ohne deſſen Wegräumung ſich auch keine Syſtems-Veränderung, keine Bereitwilligkeit des Wiener Hofes erwarten ließ. Man eilte preußiſcher Seits, demſelben den Entſchluß der ruſſiſchen Monarchin bekannt zu machen. Und nun erſchien, wie ſich Friedrich der Große ausdrückt, der Fürſt von Kaunitz zum erſtenmal mit heitrer Miene. Das Aufhören der Beſorgniſſe wegen der Nachbarſchaft Rußlands ließ jetzt günſtigere Neigungen erwarten.

Catharina und Friedrich waren nach längern Unterhandlungen über ihre Antheile bey der Theilung bereits übereingekommen. Der geheime Tractat darüber war im Februar 1772

unterzeichnet worden. Sie garantirten ſich ihre neuen Beſitzungen, verbanden ſich genauer mit einander, und beſchloſſen ſo, die Kaiſerin Königin zur Theilnahme an den Beſitznehmungen in Polen einzuladen.

Am Wiener Hofe herrſchten damals drey Partheyen. Die Kaiſerin Thereſia beſaß, wie ſich Friedrich der Große ausdrückt, nicht mehr die Energie und Standhaftigkeit, wovon ſie in ihrer Jugend ſo viele Beweiſe gegeben hatte; ſie fieng an, ſich einer myſtiſchen Frömmigkeit zu ergeben, bereuete das Blut, das in den Kriegen während ihrer Regierung vergoſſen war, haßte daher den Krieg und wollte eifrigſt die Fortdauer des Friedens. Ihr Sohn, der Kaiser Joſeph, dachte in ſeinem raſchen Alter entgegengeſetzt. Er wünſchte die ungariſchen Provinzen wieder zu erlangen, die durch den letzten Türken-Frieden abgetreten worden. Der Fürſt von Kaunitz ſchwebte zwiſchen beyden Syſtemen. Er wünſchte das Intereſſe ſeiner Souveraine, und auch zugleich ihre Friedensneigung zu befördern. Er mußte alſo Krieg oder die Theilung von

Polen wählen. Letztre ließ ihn den Unwillen des franzöſiſchen Hofes, und folglich eine Trennung der bourboniſchen Allianz, die ſein Lieblingswerk war, beſorgen. Und entſchloß er ſich nicht zur Theilung, widerſetzte er ſich ihr, ſo drohte die Verbindung Preußens mit Rußland den bedenklichſten Krieg.

Während man ſo zu Wien in unſchlüſſiger Verlegenheit war, erklärte der König von Preußen dem öſterreichiſchen Geſandten zu Berlin, Baron von Swieten: „daß ſeine Monarchin, die Kayſerin, nunmehr das Schickſal von Europa in ihren Händen habe. Denn Krieg oder Frieden hienge von der Parthey ab, die ſie ergreifen würde. Unter dieſen Umſtänden habe der König ein zu großes Vertrauen zu der Weisheit jener erhabnen Prinzeſſin, als daß er nicht erwarten ſollte, ſie werde die Ruhe von Europa den Unruhen vorziehen, die ſonſt entſtehen, und deren Folgen unüberſehbar ſeyn würden.“ Dieſe Erklärung hatte die gehoffte Wirkung. Der Wiener Hof mußte wählen. Er wurde jetzt gleichſam gezwungen, neue Länder anzunehmen.

Seinem Entſchluſſe zufolge wurde nunmehr beſtimmt, daß bey der Theilung eine vollkommne Gleichheit beobachtet werden ſollte. Der Wiener Hof theilte darauf ſeinen Beſitznehmungs-Entwurf mit. Die Prätenſionen deſſelben ſchienen den beyden andern Höfen zu groß und unverhältnißmäßig. Unter andern beſtand er auf die wichtigen Salzwerke von Wieliczka. Man proteſtirte dagegen. Das Haus Oeſterreich leiſtete dafür auf einige andere Diſtricte Verzicht. Zu große Genauigkeit im Theilen konnte Schwierigkeiten ohne Ende veranlaſſen, andre Höfe aufbringen und das ganze Unternehmen vernichten. Man eilte deshalb. Am 5ten Auguſt 1772 wurde die Theilungs-Convention der drey Höfe — dieſe denkwürdige Acte unſers Jahrhunderts — von den gegenſeitigen bevollmächtigten Miniſtern unterzeichnet.

Der König von Preußen erhielt dadurch Polniſch-Preußen, oder das jetzt ſogenannte Weſtpreußen. In Vergleich mit den Beſitzungen, die die beyden andern Mächte bekamen, war dieß Land das kleinſte und

am wenigſten bevölkert, indem es ungefähr anderthalb Millionen Einwohner enthält. Aber für Polen wurde dieſe Abtretung ein ſehr empfindlicher Verluſt. Sie machte den König von Preußen zum Herrn der Weichſel, und zum willkührlichen Gebieter der polniſchen Oſtſeehandlung. Die Unterzeichnung des Theilungs-Tractats war zugleich der Zeitpunkt der Handlungsabnahme und des ſinkenden Flors von Danzig. Friedrich hatte ſelbſt dieſe wichtige Stadt zu ſeinem Antheile verlangt. Allein ſeine Abſicht fand zu viele Schwierigkeiten. Rußland wand vor, die Freyheit dieſer kleinen Republik garantirt zu haben. Im Grunde wars die Eiferſucht der Engländer, die Friedrich im Wege ſtand. Dieſe ſahen natürlich Danzig lieber frey, als im Beſitze von Preußen, das dadurch über den Polniſchen und Oſtſeehandel herrſchend wurde. Sie bewegten daher die Kaiſerin, Danzig zu ſchützen und die Schwierigkeiten wurden ſo groß, daß Friedrich, um die Theilung nicht aufzuhalten, auf die Beſitznehmung dieſer Stadt einſtweilen Verzicht that. Er wurde Meiſter der Weichſel, ſein neues

Gebiet umgab ganz die Stadt Danzig; und ſo hofte er, daß ſich dieſe mit der Zeit ſchon von ſelbſt würde ergeben müſſen. Daß er ſich hierin nicht irrte, hat jetzt der Erfolg bewieſen.

Das Haus Oeſterreich trat der Theilung zu einer Zeit bey, wo dieſelbe keinen Aufſchub mehr litt. Es erhielt den ſchönen ſüdlichen Theil von Polen, der jetzt die Königreiche Gallizien und Lodomirien in ſich faßt. Gegen die Beſitznehmungen der andern Mächte gehalten, ſind dieſe Provinzen die volkreichſten, indem ſie gegen drittehalb Millionen Menſchen enthalten. Preußiſcher Seits ſcheint man bey Berechnung der gegenſeitigen Vortheile, den Eigennutz bey Seite geſetzt, oder ſich vielmehr etwas übereilt zu haben. Rußland bekam zuletzt die größten Landdiſtricte, denjenigen weitläuftigen Theil vom öſtlichen Polen, der jetzt die beyden ruſſiſchen Gouvernements, das Poloczkiſche und Mohilewſche ausmacht.

Nachdem die drey Höfe am 5ten Auguſt 1772 ſo über die Theile ihrer neuen Beſitzun-

gen übereingekommen waren, garantirten ſie ſich ſelbige, und verbanden ſich, die Republik Polen ſelbſt zu einer feyerlichen Abtretung zu nöthigen. Die Polen vermutheten und argwöhnten nichts weniger, als ſolche Unterhandlungen und ſolche Beſchlüſſe. Sie ſahen vielmehr ganz andern Scenen entgegen, und erwarteten zum Theil, daß die eingerückten Preußen beſtimmt wären, die Oeſtreicher zu beobachten, und ſie aus dem Lande zu vertreiben. Ganz Europa ſah nicht voraus, was kommen würde.

Im Anfange des Septembers rückten darauf die Truppen der drey Mächte vor, und nahmen die beſtimmten polniſchen Provinzen in Beſitz. Schon vorher war dem Könige von Polen aufgetragen worden, einen außerordentlichen Reichstag zu verſammlen. Dieß geſchah im April 1773. Die Höfe eröffneten darauf ihre Prätenſionen, die mit vielen Gründen und diplomatiſchen Argumenten prangten. Sie verlangten von dem Könige und der Republik die Unterzeichnung: 1) der Abtretungsacte für die drey Mächte, 2) die Herſtellung der

Ruhe in Polen. 3) die Beſtimmung einer Summe zum Unterhalt des Königs, 4) die Errichtung eines immerwährenden Raths, 5) einen ſichern Fonds zur Unterhaltung von 30,000 Mann Truppen in der Republik. Zugleich ſchickte jeder der drey Höfe einen General nach Warſchau, Oeſterreich den General Richecourt, Rußland den General Bilkow und Preußen den General Lentulus. Alle dieſe hatten den Auftrag, gemeinſchaftlich zu Werke zu gehen, und mit Heftigkeit gegen die Magnaten zu verfahren, die Cabalen unternehmen, oder den neuen Einrichtungen Hinderniſſe in den Weg legen wollten, die in Polen ſollten eingeführt werden.

Die Polen ſahen nun die Folgen ihrer Uneinigkeiten und innern Zerrüttungen. Zwar ſträubte ſich ihr Patriotismus auf eine edle Weiſe gegen die Anträge der Uebermacht. Viele Landboten erſchienen nicht zum Reichstage, man widerſprach nachdrücklich. Allein eine ſolche Widerſetzung war fruchtlos. Der Wiener Hof erklärte, daß man einen Tag zur Verſammlung des Reichstags feſtſetzen ſolle,

mit

mit der Drohung, daß, wenn ſich die Landboten nicht auf demſelben einſtellten, die drey Höfe unvorzüglich das ganze Königreich unter ſich theilen würden. Bezeigte man indeß Willfährigkeit, ſo würden dieſe, nach der Unterzeichnung der Ceſſionsacte, ihre Truppen aus Polen zurück ziehen. Dieſe Erklärung erzwang die gehofte Wirkung. Die Mehrheit einer einzigen Stimme decidirte auf dem Reichstage die Abtretung. Fünf und funfzig Mitglieder ſtimmten für dieſelbe, und vier und funfzig hatten die Entſchloſſenheit, ihr muthig, wenn gleich vergebens, zu widerſprechen. Die Ceſſionsacte wurde darauf am 21ten Auguſt mit Oeſtreich, am 13ten September mit Rußland und am 18ten deſſelben Monats mit Preußen von den beyden Marſchällen des Conföderations-Reichstags, von dem Präſidenten der Delegation und den Miniſtern der drey Höfe unterzeichnet. Erſt am 19ten October erfolgte auch die Unterzeichnung des Königs und der beyden Kronkanzler. Die Republik mußte darauf Commiſſarien ernennen, um die unglückliche Trennung ihrer Provinzen ſelbſt

zu beſtimmen, und die Gränzen zu reguliren.

Vergrößerungsbegierde und Eiferſucht brachten bey dieſer Gränzbeſtimmung im folgenden Jahre 1774 unter den vereinten Höfen ſelbſt kritiſche Uneinigkeiten hervor. Die Oeſterreicher bedienten ſich einer ſehr unrichtigen Charte von Polen, — und alle Charten, die man gebrauchte, waren wohl nicht beſſer — verwechſelten dabey den Namen zweyer Flüſſe, und dehnten demnach ihre Gränzen viel weiter aus, als in dem Theilungstractate beſtimmt worden war. Die Polen beſchwerten ſich darüber bitterlich. Da ausgemacht war, daß die vollkommenſte Gleichheit beym Theilen beobachtet werden ſollte, Oeſterreich aber dieſe Bedingung nicht hielt, ſo glaubte ſich auch Friedrich nicht durch dieſelbe gebunden. Er folgte dem öſtreichiſchen Beyſpiele, und nahm zu dem Theile von Pommerellen, den er ſchon beſaß, noch das alte und neue Netz. Der ruſſiſche Hof war mit dieſem Verfahren übel zufrieden. Friedrich aber erklärte, daß er ſeine Gränzen wieder nach der erſten

Beſtimmung einſchränken würde, wenn das Haus Oeſtreich ein gleiches thäte.

Dieſe Mißhelligkeiten erregten die Aufmerkſamkeit der patriotiſchen Polen. Sie glaubten, durch ſie die Höfe ſelbſt gegen einander zu Feinden machen, und die Theilung dadurch vielleicht wieder zerſtöhren zu können. Der Krongroßfeldherr Graf Branicky wurde deshalb nach Petersburg geſchickt. Er ſollte die Beſchwerden der Republik wegen der neuen Theilungsſchritte vortragen, und beſonders die Kaiſerin gegen Preußen und Oeſtreich zu erbittern ſuchen. Dieß wenigſtens gelang ihm einigermaaßen. Es wurden von Petersburg ſogleich Abmahnungsſchreiben an den König von Preußen, und an die Kaiſerin Königin erlaſſen. Erſterer antwortete in einem höflichen Tone, daß er bereit wäre, ſogleich ſeine Gränzerweiterung wieder aufzugeben, wenn Oeſtreich ein gleiches thäte. Kein Intereſſe wäre ihm zu groß, das er nicht der Fortdauer der Freundſchaft der Kaiſerin aufopfern ſollte. Die Antwort des Wiener Hofes war hingegen trocken und ſtolz. Er erklärte, daß

man feſt entſchloſſen wäre, das zu behalten, was man einmal in Beſitz genommen hätte.

Die Polen unterließen nicht, das Mißvergnügen Catharinens zu reitzen. Eine Verſtärkung der Disharmonie ließ üble Folgen beſorgen. Um die Sache gütlich beyzulegen, bewog Friedrich ſeinem Bruder, den Prinzen Heinrich, abermals eine Reiſe nach Petersburg zu machen. Der Prinz reiſete dahin ab, unter dem öffentlichen Vorwande, der Kaiſerin, ihrer Einladung zufolge, einen Beſuch abzuſtatten. Inzwiſchen waren der Preußiſche und Wiener Hof untereinander übereingekommen, ſich ihre neuen Erwerbungen ungeſchmälert zu erhalten, die Polen klagen zu laſſen, und den ruſſiſchen Hof zu beſänftigen zu ſuchen. Allein das öſtreichiſche Miniſterium gieng von dieſem Beſchluſſe ab. Es erklärte dem Petersburger Cabinette, daß die Kaiſerin Königin bereit ſey, einen Theil der eingenommenen Diſtricte an Polen wieder zurück zu geben. Bey dieſer Wendung der Politik konnte auch Prinz Heinrich mit ſeinen Negociationen nicht wohl durchdringen. Um

dieſen, und dem Streite ein Ende zu machen, entſchloß ſich auch Friedrich, einige kleine Gegenden an die Republik wieder abzutreten.

Dieſe geringen Zurückgaben von dem genommenen großen Ganzen waren mithin das Einzige, was die Polen durch ihre Klagen erhielten. Ihr patriotiſcher Zorn war ohne Kraft. Sie ſelbſt konnten ſich nicht helfen, und auch andre nicht. Das übrige Europa blieb ein friedlicher Zuſchauer der friedlichen Eroberung. Die Höfe von London, Paris, Stockholm und Kopenhagen proteſtirten zwar gegen die Abtretungsacte. Allein es blieb auch bey der Proteſtation. Ihr Intereſſe, ihre Lage, Verhältniſſe, und Rückſicht auf die mächtige Allianz, die Polen theilte, hielt ſie ab von weitern Schritten. So ſehr kommt alles, wie der unſterbliche Friedrich bey dieſer Gelegenheit ſelbſt bemerkt, auf die Umſtände, auf den Augenblick an, in welchem eine Sache geſchieht!

„Wir wollen hier nicht, ſagt dieſer Königliche Geſchichtſchreiber ſelbſt, die Rechte der drey Höfe — auf die polniſchen Beſitzun-

gen — aus einander ſetzen. Es bedurfte ein Zuſammentreffen beſonderer Umſtände, um die Gemüther zu einer Theilung zu bewegen und zu vereinigen, durch die allein ein allgemeiner Krieg vermieden werden konnte.“

IV.

Mörderiſches Unternehmen gegen den König Stanislaus Auguſt von Polen; wundergleiche Erhaltung deſſelben, in der Nacht vom 3ten November 1771.

Nach dem Tode des Königs August des IIIten, (1763) der zugleich Churfürſt von Sachſen war, und im ſiebenjährigen Kriege ſo widrige Schickſale erfuhr, machten ſich viele polniſche Große Hofnung zur Krone, die bekanntlich in dieſem Königreiche allein noch durch die Wahl, durch die Mehrheit der Stimmen unter den Ständen, vergeben wird. Allein, die Hofnungen und Bemühungen dieſer Magnaten waren vergebens. Der Graf Po-

niatowski, ein Herr, den andere inländiſche Große an Macht, Anſehen und Reichthümern übertrafen, wurde am 7ten September 1764 unter dem Namen Stanislaus Auguſtus zum Könige erwählt. Die Kaiſerin von Rußland, an deren Hofe er einige Zeit Geſandter geweſen war, unterſtützte ihn vornemlich dabey. Ein Corps ruſſiſcher Truppen hielt an dem Wahltage die Ebene Wola bey Warſchau, wo ſeit langer Zeit die Könige von Polen erwählt wurden, beſetzt.

So würdig Stanislaus Auguſtus wegen ſeiner Einſichten und ſeiner vortreflichen, liebenswürdigen Eigenſchaften der Krone war, ſo mißvergnügt waren doch mehrere Große über ſeine Erwählung, und über die Art derſelben. Zu dieſer Eiferſucht und Abneigung kamen noch andre Gegenſtände des Mißvergnügens. Die proteſtantiſchen Einwohner von Polen, die Diſſidenten, wurden von den Katholiken, die bey weitem den größten Theil der Einwohner ausmachen, auf mancherley Weiſe bedrückt, und ihrer Rechte beraubt. Sie erſuchten, da die Regierung in Polen,

bey aller Güte und Zuneigung des Königs, ihnen keinen nachdrücklichen Schutz zu ertheilen im Stande war, fremde Mächte um Beyſtand. Dieſen erhielten ſie auch, beſonders von Rußland. Ihre Rechte wurden ihnen größtentheils wieder hergeſtellt.

Dieſe Begünſtigung erregte aber von neuem die Erbitterung der mißvergnügten Katholiken. Sie verſammelten ſich in bewaffneten Haufen, machten Conföderationen, und es entſtand ein ſchrecklicher bürgerlicher Krieg. Man war zum Theil ſelbſt gegen den König erbittert, glaubte, daß er den Diſſidenten zu geneigt wäre, daß durch ſeine Erwählung alle die Unruhen, die Einrückungen von ruſſiſchen Truppen und andre ſtarke Maaßregeln des Petersburgiſchen Hofes in Polen veranlaßt würden. Kurz die Erbitterung gieng ſo weit, daß man den ſchrecklichen Anſchlag entwarf, den König Stanislaus ums Leben zu bringen.

Ein polniſcher Edelmann, Nahmens, Pulawski, General bey der Armee der katholiſchen Conföderirten, faßte zuerſt dieſen

ruchloſen Entſchluß. Zur Ausführung deſſelben brachte er noch drey Mißvergnügte auf ſeine Seite, Namens Lukawski, Strawenski, und Koſinski. Dieſe mußten ihm aufs feyerlichſte zuſchwören, entweder den König lebendig in ſeine Hände zu liefern, oder, wenn das nicht möglich wäre, ihn zu ermorden. Sie übernahmen dieß teufliſche Geſchäft, und wählten ſich zur Ausführung deſſelben 37 niedrige Menſchen zu Gehülfen.

Am 2ten November 1771 begab ſich dieſe ſchändliche Rotte nach Warſchau. Um von der Policey nicht bemerkt zu werden, und unentdeckt zu bleiben, verkleideten ſie ſich in Bauern, die mit Heuwagen in die Stadt kamen. Unter dem Heu hatten ſie ihre Waffen und Sattel u. ſ. w. verborgen.

Gleich am folgenden Tage den 3ten November fanden ſie Gelegenheit, ihren boshaften Entwurf in Ausführung zu bringen. Der König war des Nachmittags zu einem Beſuch bey ſeinem Oheim, dem Fürſten Czartoryski, ausgefahren. Dieß wußten ſie. Sie verſammelten ſich alſo des Abends an

einem Orte, wo der König paſſiren mußte. Zwiſchen 9 und 10 Uhr verließ er ſeinen Oheim, von 15 Soldaten ſeiner Garde und von einem Flügeladjutanten begleitet, der mit ihm im Wagen ſaß. Kaum war er 200 Schritte gefahren, ſo ſprengten die Verſchwornen heran, befahlen dem Kutſcher ſtille zu halten, mit der Drohung, daß man ihn ſonſt auf der Stelle tödten würde. Ehe ſie noch ſo nahe waren, feuerten ſie auf die Kutſche. Ein Heyducke, der den König gegen die Mörder vertheidigen wollte, wurde getödtet. Alle übrigen Perſonen, die den König begleiteten, verlohren bey dem plötzlichen Ueberfall, bey der Menge der Mörder den Muth, und liefen davon, um ſich ſelbſt zu retten. Ein Betragen, das einer königlichen Garde wenig Ehre machte. Selbſt der Adjutant vergaß Treue und Entſchloſſenheit, und entſprang aus dem Wagen.

Der König allein, der nun von allen verlaſſen war, den alle Gefahr traf, behielt noch Gegenwart des Geiſtes. Die Nacht war außerordentlich dunkel. Er öffnete den Kut-

ſchenſchlag, um zu entkommen. Kaum aber war er ausgeſtiegen, ſo ergriffen ihn die Mörder bey den Haaren, und riefen unter ſchrecklichem Fluchen auf polniſch: „Wart! jetzt haben wir dich! Deine Stunde iſt gekommen!“ Einer derſelben feuerte eine Piſtole ſo nahe bey dem Könige los, daß ſeine Haare von dem aufblitzenden Pulver verſengt wurden. Ein andrer gab ihm einen Säbelhieb über den Kopf, der bis aufs Stirnbein drang. Darauf ergriffen ſie den König bey der Halsbinde, und ſchleppten ihn zwiſchen ihren Pferden über 500 Schritte auf der Erde fort.

Und dieß geſchah mitten in den Straßen von Warſchau! Wie eine ſolche Entführung, ein ſolcher lärmender Auftritt ohne Zuſammenlaufen des Volks, ſelbſt bey ſpäter Abendzeit, möglich war, ſcheint faſt unbegreiflich. Allein die Mörder fanden, weil man alles eher, als ihre Frevelthat vermuthete, keine Hinderniſſe. Sie begegneten einer ruſſiſchen Schildwache. Dieſe rief ſie an. Sie antworteten auf ruſſiſch. Die Schildwache glaubte, daß es eine ruſſiſche Patrouille ſey, und ließ ſie ungeſtört gehen.

Indeß war die Nachricht von dem mörderiſchen Anfalle auf den König durch die entflohenen Heyducken nach dem königlichen Pallaſte gebracht. Die Beſtürzung war außerordentlich. Die Garde zu Fuß wurde ſogleich beordert, nach dem Platze zu eilen, wo die Mörder ihre That unternommen. Der König war aber längſt weggeſchaft. Man fand bloß ſeinen Haarbeutel und ſeinen Hut, ganz mit Blute beſpritzt.

Das Schrecken wurde nun noch größer. Ganz Warſchau kam jetzt in Lärm. Die Mörder benutzten die Verwirrung, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Der König war durch das Fortſchleppen, und durch ſeine Wunden ermattet. Um ihn deſto geſchwinder fortzubringen, ſetzten ſie ihn auf ein Pferd. Dieß ſtürzte wie man über den Graben ſetzte, der um Warſchau gezogen iſt. Man warf den König ganz mit Koth beſpritzt, wie er war, auf ein anderes Pferd.

Kaum waren die Verſchwornen aus Warſchau entkommen und etwas in Sicherheit, ſo fiengen ſie an den König zu plündern. Sie

nahmen ihm den ſchwarzen Adlerorden und alles, bis auf ſein Schnupftuch und Taſchenbuch.

Mit dieſer Beute eilte der größte Theil der Mörder davon; vermuthlich zu Pulawski und den übrigen Anſtiftern, die in der Nähe waren, um ſie durch Vorzeigung der geraubten Sachen von der glücklichen Ausführung ihres Unternehmens zu überzeugen. Nur ſieben der Verſchwornen blieben bey dem Könige. Unter dieſen war Koſinski der vornehmſte. Die Nacht war außerordentlich finſter, man wußte keinen Weg. Die Pferde waren ermüdet. Der König wurde genöthigt, zu Fuße und mit einem Schuh zu folgen; denn den andern hatte er bey dem eiligen Reiten verlohren.

Die Entkräftung des Königs machte aber ein langes Gehen unmöglich. Sie ſetzten ihn wieder auf ein Pferd, das Einer am Zaume führte, indeß zwey andre zur Seite ritten. Sie näherten ſich einem Dorfe. Der König warn-

te ſie, nicht dahin zu gehen, weil da ruſſiſche Soldaten einquartirt wären, die gewiß ihn zu befreyen ſuchen würden. Dieß war mit einer Vorſicht und Beſinnung geſagt, die unter den Umſtänden zu bewundern war. Denn ehe die Ruſſen den unglücklichen Fürſten gerettet hätten, wäre er von den Unmenſchen gewiß in Stücken gehauen worden. Jene freywillige Warnung machte ſie jetzt ſelbſt weichherziger und nachgiebiger. Sie gaben dem Könige einen Stiefel und eine Mütze, um ſeine Kopfwunde zu bedecken, warum er ſie ſchon mehrmals dringend, aber vergebens gebeten hatte. Unterdeſſen kam man in den Wald von Bielany, drey Viertelſtunden von Warſchau. Schon vorher hatten die andern Verſchwornen den Koſinski öfters gefragt: „Ob es denn noch nicht Zeit wäre, den König zu ermorden.“ Dieſer aber war ſo menſchlich, dieſes noch immer zu verweigern.

In Warſchau veranlaßte indeß die Beſtürzung Unentſchloſſenheit. Setzte die Leib-

wache den Verſchwornen nach, ſo ſtand zu beſorgen, daß ſie den König eher umbrächten, als auslieferten; und auf der andern Seite gewannen die Mörder Zeit, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, wenn man ſie nicht einzuhohlen ſuchte. Endlich ſetzten ſich verſchiedene Herren vom erſten Adel zu Pferde. Sie kamen an den Ort, wo die Mörder über den Graben geſetzt waren. Man fand daſelbſt den Pelz des Königs, den er verlohren hatte. Er war blutig und von Kugeln und Säbelhieben durchlöchert, und ſchon glaubte man gewiß, daß der König ermordet ſey.

Dieſer befand ſich aber noch in dem Walde von Bielany. Als die Verſchwornen tiefer in denſelben hineinkamen, wurden ſie durch eine nahe ruſſiſche Patrouille plötzlich in Schrecken geſetzt. Vier derſelben entflohen. Es blieben noch drey beym Könige. Von dieſen entflohen noch zwey, als ſich abermals eine ruſſiſche Patronille hören ließ. Koſinski hatte die Entſchloſſenheit, allein beym Könige zu bleiben. Beyde waren ohne Pferde.

Das

Das geſchwinde Gehen hette den König gänzlich erſchöpft. Er bat Koſinski, ihn etwas ausruhen zu laſſen. Vergebens. Koſinski drohte mit dem Säbel, und ſagte, ſie müßten erſt durch den Wald ſeyn. Dann würden ſie einen Wagen antreffen. Indeß nahm die Entkräftung dee Königs ſo zu, daß er die Erlaubniß erhielt, ſich etwas auszuruhen. Er benutzte dieſe Erholung, ſtellte ſeinen Begleiter die Schändlichkeit ſeiner That vor, und bat, ihn entfliehen zu laſſen. Koſinski, ſchon ſelbſt beſorgt und beſtürzt, wurde gerührt. „Aber, ſagte er, verlegen, wenn ich nun meinen Eid gegen meine Mitverſchwornen breche, wenn ich Sie in Freyheit laſſe, was wird die Folge ſeyn? — Daß ich gefangen und hingerichtet werde.“

„Ich gebe euch mein Wort, erwiederte der König, daß Ihr nicht geſtraft werden ſollt. Zweifelt Ihr an dieſem Verſprechen, ſo entflieht, weils noch Zeit iſt. Keiner ſoll Euch verfolgen.“ Jetzt konnte ſich Koſinski nicht länger halten. Er warf ſich zu den Füßen des Kö-

nigs, bat ihn um Vergebung ſeiner Frevelthat, verſprach, ihn in Sicherheit zu bringen und gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Man nahm nun den Weg nach einer Mühle, die in der Nähe war. Koſinski klopfte an die Hütte des Müllers. Man gab ihm keine Antwort. Er brach darauf eine Glasſcheibe aus dem Fenſter, und bat um Obdach für einen Edelmann, der von Straßenräubern wäre angefallen worden. Der Müller, über einen ſolchen nächtlichen Zuſpruch befremdet, hielt ſie ſelbſt für Räuber, und weigerte ſich durchaus ſie einzulaſſen. Der König trat darauf ſelbſt ans Fenſter, ſprach durch die zerbrochne Glasſcheibe, um den Müller zu bewegen, und ſagte unter andern: „Wenn wir Räuber wären, wie Ihr meynt, die euch anfallen und plündern wollten, ſo wäre es uns ja leicht, ſtatt einer Glasſcheibe das ganze Fenſter einzuſchlagen.“ Dieſe Vorſtellung that die gewünſchte Wirkung. Der Müller ließ ſie ein. Der König ſchrieb ſogleich ein franzöſiſches Billet an den Oberſten ſeiner Garde, das wörtlich ſo lautete: „Durch

eine Art von Wunder bin ich aus den Händen der Meuchelmörder errettet. Ich bin jetzt auf der kleinen Mühle zu Mariemont. Eilen Sie, mich von da abzuhohlen. Ich bin verwundet, aber nicht gefährlich.“

Die Freude, die dieſes Billet in Warſchau verurſachte, war um ſo größer, je unerwartetrr ſie war. Ein Theil der Garde brach ſogleich nach der Mühle auf. Vor derſelben ſtand Koſinski mit gezogenem Säbel. Der König war im Schlummer, und mit einem Mantel des Müllers bedeckt. Der Oberſte warf ſich ſogleich zu den Füßen des Königs, und küßte ſeine Hand. Wie groß war das Erſtaunen des Müllers, in dem zuerſt vermeynten Räuber jetzt den Landesherrn zu ſehen. Beſtürzt fiel er demſelben mit ſeiner Familie zu Füßen.

Der König fuhr darauf in einem Wagen nach Warſchau, wo er um fünf Uhr des Morgens ankam. Die Straßen wimmelten von

Menſchen; allenthalben ertönte der freudige Ausruf: „Der König lebt!“

Nachdem derſelbe in ſeinem Pallaſte abgeſtiegen war, wurde es Leuten von allen Ständen erlaubt, ſich ihm zu nähern, und ihm zu ſeiner Rettung Glück zu wünſchen. Der Zuſammenfluß, die freudige Theilnahme, die ſie bezeugten, gab die rührendſten Auftritte. Der König ließ ſeine Wunden verbinden, und wurde in einiger Zeit glücklich wieder hergeſtellt.

So criminel und ſtrafwürdig das Unternehmen war, ſo groß war die Gelindigkeit, die Gnade des Königs. Der größte Theil der Meuchelmörder wurde eingehohlt, und in Gefängniſſe geworfen. Nur die beyden Hauptanführer, Lukawski und Strawenski wurden enthauptet, die übrigen ſtrafwürdigſten zu lebenswierigem Feſtungsarreſte verdammt. Koſinski, der Entführer und zugleich der Retter des Königs, erhielt Begnadigung und ſelbſt Belohnung. General

Pulawski, der eigentliche Urheber des Mord-Entwurfs, entfloh aus Polen, und ſtarb 8 Jahre darauf in einem fernen Welttheile, in Nordamerika, wo er Kriegsdienſte übernommen hatte.

Dem guten Müller ließ der König eine beſſere Mühle bauen, und bewilligte ihm eine jährliche Penſion. Auch die Familie des tapfern, treuen Heyducken, der ſein Leben für den König aufgeopfert hatte, wurde ſehr wohl verſorgt. Der Verſtorbene wurde mit vieler Pracht begraben, und demſelben ein ſchönes Denkmal errichtet, worauf der König eine Inſchrift ſetzen ließ, die aus dem Lateiniſchen überſetzt alſo lautet: „Hier liegt G. H. Butzau, der den König Stanislaus Auguſtus am 3ten November 1771 mit ſeiner Bruſt vor dem Mordgewehre verrätheriſcher Königsmörder ſchützte, aber von vielen Wunden durchbohrt einen rühmlichen Tod ſtarb. Der König, der die Aufopferung dieſes ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

treuen Unterthanen beweint, hat ihm zum Ruhme, andern zum Beyſpiele dieß Grabmahl errichtet." — Ein Monument, das eben ſo ſehr dem braven Butzau, als den dankbaren Geſinnungen des vortreflichen Stanislaus Ehre macht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stöver, Dietrich Heinrich, 1767-1822 / Voss, Christian Daniel, 1761-1821 / Stoever, Johann Hermann, 1764-1796

Unser Jahrhundert. Oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten und Begebenheiten der größten Männer desselben

Bd.: 3

Altona (1794)

H.un. 570-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11047774-2
VD18 9030506